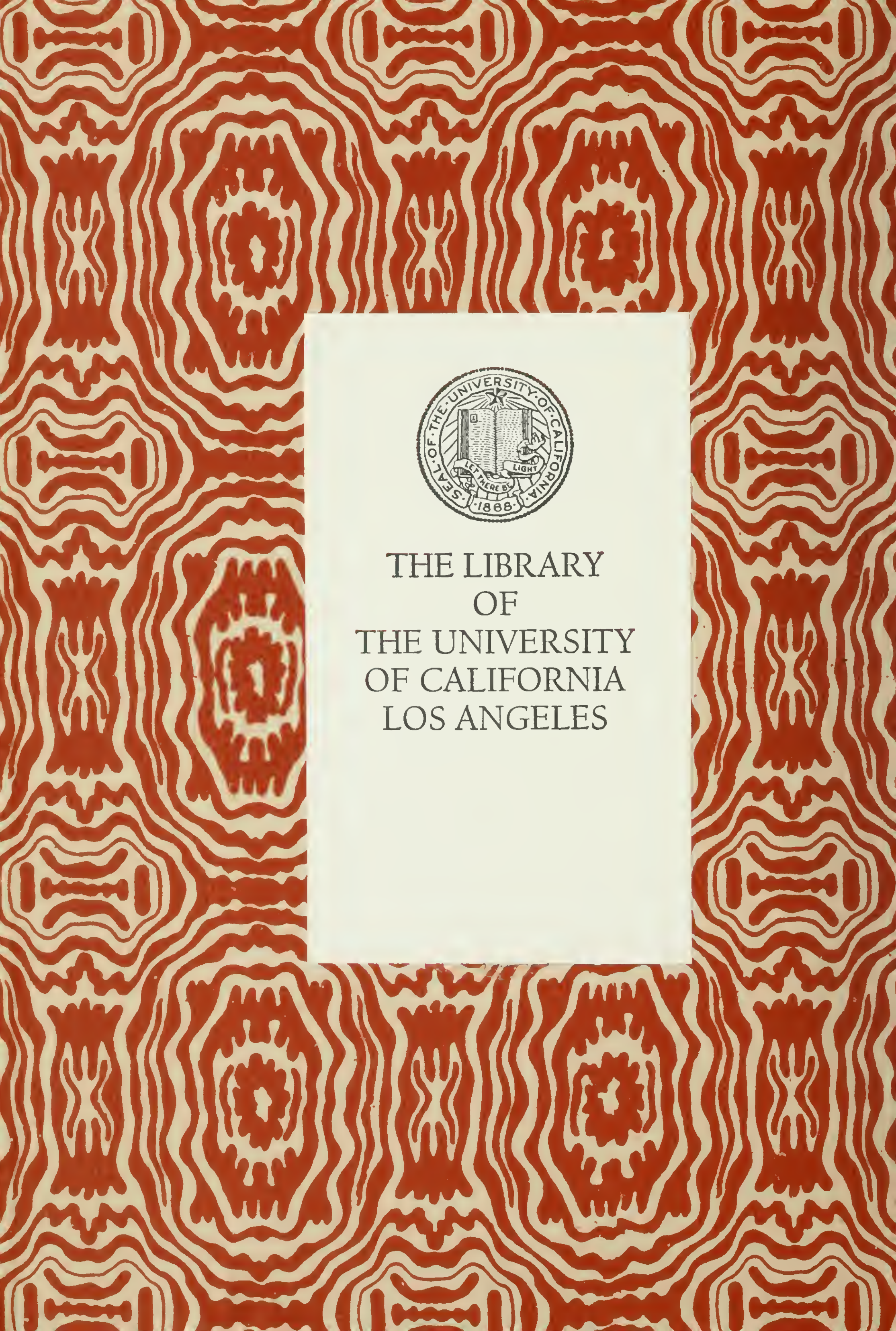

Auf Java
und
Sumatra


SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868
THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES









SUMATRANISCHER URWALD.

AUF JAVA UND SUMATRA.

STREIFZÜGE UND FORSCHUNGSREISEN IM LANDE DER MALAIEN

VON

DR. K. GIESENHAGEN,

A. O. PROFESSOR DER BOTANIK AN DER UNIVERSITÄT MÜNCHEN.

MIT 16 FARBIGEN TAFELN UND ZAHLREICHEN ABBILDUNGEN IM TEXTE SOWIE EINER KARTENBEILAGE.

LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1902.

MEINEN FREUNDEN

DEM GENERALKONSUL DES DEUTSCHEN REICHES
IN BATAVIA
HERRN F. VON SYBURG

UND

DEM DIREKTOR DES HOSPITALS DER DELI-MAATSCHAPPIJ
IN MEDAN
HERRN DR. MED. G. MAURER

GEWIDMET.



VORWORT.

Meine kleine Vaterstadt liegt inmitten einer reichen, wechselvollen Natur. Niedere, breitrückige Hügelwellen umschliefsen ein nach Norden sich weitendes, grünes Wiesenthal. An der einen Thalseite sind die Hänge und Rücken in Parzellen zerschnitten dem Ackerbau dienstbar gemacht, an der andern Seite aber beginnt unfern dem von Gärten umrahmten Städtchen an den Lehnen der Hügelketten ein prächtiger Hochwald, der sich unterbrochen durch einzelne mit kurzrasigem Gras und mit Heidekraut bedeckte Kuppen breit über das wellige Terrain hinzieht und im Süden selbst bis zum Thalboden hinabsteigt. Durch die südliche Thalenge fliefst von fern her kommend ein klares Bächlein; es windet sich von einer Doppelzeile kropfiger Weidenbäume begleitet durch Weideland und Wiesengrün, treibt vor der Stadt, zum Teich aufgestaut, eine klappernde Mühle und schäumt über das Wehr hinab in hastigerem Laufe dem schimmernden See entgegen, der die nördliche Thalweitung zum gröfsten Teil erfüllt. Neben dem von hohem Röhricht umsäumten See, aus dessen Spiegel als Insel ein sagenumwobener Burgwall aus vorgeschichtlicher Zeit emporragt, breitet ein weites Moor sich aus, mit schwarzen Gräben und Gruben, auf deren bewegungslosem Gewässer Teich- und Wasserrosen ihre Pracht entfalten und der seltsame Wasserschlauch seine gelben Spornblüten auf hohem Schaft über Froschbifs und Wasserlinsen emporstreckt.

Acker- und Wiesenland, an Tier- und Pflanzenleben reiche Gewässer, schwankender Sumpf- und Moorboden, sonnige Haideflächen abwechselnd mit quellenreichen Brüchen, und vor allem der schöne Wald, in dessen kühlen Schatten zur Sommerzeit so zahlreiche Blütensterne den weichen Moosgrund schmücken, in dem es Erdbeeren und Himbeeren giebt, an dessen Rändern Haselsträucher und Brombeeren zu dichten Hecken verwoben sind: — das ist das Gebiet, in dem wir Buben unsere schulfreie Zeit verbringen, in dem

wir ungehindert nach Herzenslust umherschweifen durften und den tausend Wundern nachspüren, welche die ewig junge Natur den offenen Sinnen darbietet.

Wir haben die Gelegenheit nach Kräften ausgenutzt. Was konnte es für uns Schöneres geben als gleich den Entdeckern und Forschungsreisenden, deren abenteuerreiche Fahrten in den Urwäldern ferner Länder uns unsere Jugendlitteratur in leuchtenden Farben schilderte, umherzustreifen in Wald und Flur und alles, was da lebt und webt mit Forscherblick zu untersuchen, in fern abgelegenen Waldwinkeln unter schattigen Blätterkronen, zwischen hohem Farnkraut unsern Lagerplatz aufzuschlagen oder im Tannendickicht eine Mooshütte zu bauen. Welchen Zauber hatte es für uns, in dem versteinerungsreichen Schotter der Kies- und Steingruben Petrefakten aufzusuchen, oder in den mit dichtem Gestrüpp verwachsenen Quelllöchern herumzuklettern, um dem Geheimnis des kleinen Rinnsals auf den Grund zu kommen, das von der Hügellehne herabkommend, sein Wasser dem Bache zuführt. Ich geniefse noch heute in der Erinnerung die grofse Freude, die wir empfanden, als wir im Felde, unter Busch und Gestrüpp, eine verlassene, mit Wasser gefüllte Thongrube entdeckten, in der es grofse gelbrandige Wasserkäfer gab und in der von Zeit zu Zeit ein Salamander auftauchte, um Luft zu schöpfen, und dann wie träumend bewegungslos in die Tiefe des trüben Wassers zurückzusinken. Tausend Wunder!

Die Eindrücke, die ich so in früher Jugend empfangen habe, sind für mich sehr nachhaltig gewesen. Sie haben bestimmend auf meinen Lebensweg eingewirkt, und mit der Lust und Freude am Untersuchen und Forschen ist mir auch aus jenen Kindertagen der Wunsch überkommen, einmal hinausziehen zu dürfen in die weite Welt und die Wunder zu schauen, welche die üppigere Natur der heifsen Erdstriche in unerschöpflicher Fülle gebiert.

Freilich die Anschauungen, die man im engen Waldthal der Heimat von den Zielen und Aufgaben des Lebens gewinnt, können später in der grofsen Welt nicht ungeändert bestehen bleiben, und ich darf wohl von einem grofsen Glück sagen, das nur Wenigen beschert ist, wenn mir von den Idealen meiner Jugendtage genug geblieben ist, um mir meinen Lebensberuf nach langer Erfahrung und trotz mancher Enttäuschungen, auch heute noch, als den schönsten erscheinen zu lassen, den ich mir hätte erwählen können. Als eine ganz besondere Gunst des Schicksals aber mufs ich es betrachten, dafs es mir vergönnt war, meinen Jugendwunsch erfüllt zu sehen,

hinausziehen zu können in die Tropenländer und in abenteuerreichen Fahrten Dschungel und Urwald zu freier Forscherarbeit zu durchstreifen.

Es war gegen den Schlufs des Jahres 1898, als an mich die Anfrage erging, ob ich als Erster, ausgerüstet mit den auf den Vorschlag der kartellierten deutschen Akademieen von der deutschen Reichsregierung bewilligten Mitteln, eine neunmonatliche botanische Studienreise nach dem malaiischen Inselreiche unternehmen wolle. Was ich dort treiben würde, war ganz meinem Ermessen überlassen, nur sollte ich, falls sich Gelegenheit bot, auch den tropischen Nutzpflanzen und der Methode ihres Anbaues meine Aufmerksamkeit widmen und bei der Heimkehr Samen und lebende Pflänzlinge von solchen tropischen Nutzpflanzen, welche für unsere deutschen Kolonieen allenfalls Bedeutung gewinnen könnten, vor allen Dingen lebende Guttaperchabäumchen mit nach Hause bringen. Für mich selber sollte die Tropenreise eine Gelegenheit sein, Materialien für wissenschaftliche Arbeiten einzuheimsen, Studien zu machen über wissenschaftliche Fragen, die nur in der Heimat der Tropengewächse erledigt werden können und vor allen Dingen zu sehen und zu lernen, durch eigene Anschauung sichere Vorstellungen zu gewinnen von dem Pflanzenleben der heifsen Länder, Vorstellungen, welche heute in der Botanik bei wissenschaftlichen Arbeiten in gleicher Weise, wie bei dem Unterricht, die Grundlage jedes tieferen Verständnisses bilden müssen.

Im Sommer 1899 waren meine Reisevorbereitungen beendet. Mit Schlufs des Sommersemesters begann der mir bewilligte neunmonatliche Urlaub, und ich konnte, nachdem ich meine Familie in Marburg bei lieben Verwandten untergebracht hatte, am 25. Juli von Genua aus die weite Reise antreten.

Es ist nicht meine Absicht, den Leser dieses Buches mit den wissenschaftlichen Ergebnissen meiner Tropenreise in strenger Form bekannt zu machen; aber wer Auge und Ohr offen hält, sieht auf einer solchen Fahrt Mancherlei, was ein allgemeineres Interesse hat und deshalb wohl der Aufzeichnung wert ist. Ich mufs dabei Eines bemerken. Vor meiner Reise habe ich viele Reisebeschreibungen gelesen, die sich mit dem Gebiet der Erdoberfläche beschäftigen, welches ich zu besuchen gedachte. Die Vorstellungen, die ich mir nach diesen Büchern von den Verhältnissen dort draufsen gemacht, entsprachen in manchen Fällen der Wirklichkeit nicht. War das die Schuld der Autoren? Ich denke nicht. Ein anderes Auge sieht

eben etwas anderes. In der mitgeteilten Beobachtung steckt ein subjektiver Kern. Wer mit dem Auge des Malers sieht, findet selbst die ödeste Wüste wechselvoll und voller Leben, Stanley spricht von totem Urwald. Die Furcht vor Schlangen, Skorpionen, Tigern hat manchen Reisenden wirkliche Abenteuer erleben lassen, bei denen aber weder Schlangen noch Skorpione oder Tiger in Wirklichkeit eine Rolle spielten. So können auch meine Darstellungen nicht den Anspruch auf volle Objektivität erheben. Ich schildere die Dinge, wie ich sie mit meinen Augen gesehen, wie ich sie geschätzt und beurteilt habe, die Ereignisse, wie ich sie erlebt und empfunden. Meine persönlichen Erlebnisse und Erfahrungen sollen den Gegenstand der Darstellung bilden.

Durch das Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung bin ich in Stand gesetzt, meine Erzählungen und Schilderungen mit einer reichlichen Anzahl von Abbildungen zu illustrieren. Zum Teil sind dieselben nach photographischen Aufnahmen hergestellt, welche ich selbst auf meiner Reise oder Andere für mich gemacht haben. Wo ich aber gute Aufnahmen von den Gegenden, die ich bereiste, durch Kauf oder Schenkung erhalten konnte, da habe ich die eigenen Platten gespart. Es giebt in Holländisch-Indien einige künstlerisch gebildete Photographen, welche Vorzügliches leisten. Vor allen möchte ich dankbar des deutschen Landsmannes C. J. Kleingrothe in Medan, Deli gedenken, der mir einige Aufnahmen von Urwaldscenerieen zum Geschenk machte, die in ihrer künstlerischen Wirkung zu dem Schönsten gehören, was ich in dieser Art gesehen. Auch der Herr Nieuwenhuis in Padang und die Firma Woodbury und Page in Batavia liefern eine reiche Auswahl sehr schöner Landschaftsaufnahmen, von denen ich einige als Illustrationen verwenden konnte.

Für die vortreffliche Ausstattung meines Buches mit gutem Papier und sorgfältigem Druck weifs ich der Verlagsbuchhandlung aufrichtigen Dank. Ihrer Anregung verdankt auch die originelle Einbanddecke ihre Entstehung, welche in Farbe und Muster einem Teile eines malaiischen Sarongs nachgebildet ist.

Möge das Buch dem Leser einen Teil des Genusses bereiten, welchen es mir gewährte, bei der Niederschrift die Reise noch einmal im Geiste zu durchleben.

München, den 15. August 1901.

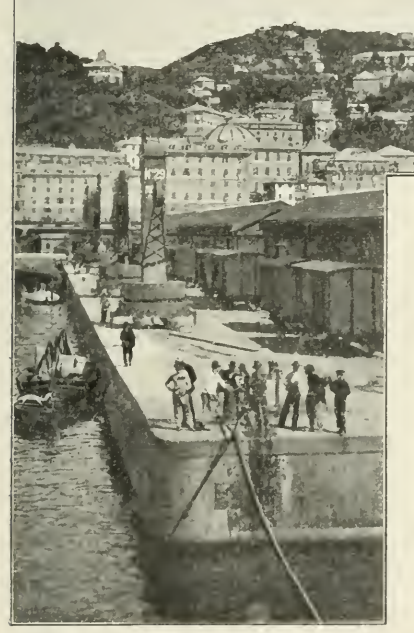
K. Giesenhagen.

INHALTSÜBERSICHT.

VERZEICHNIS DER VOLLBILDER.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN IM TEXT.

VON GENUA BIS BATAVIA.



Im Hafen von Genua: „Die letzte Trosse los!“

Am Morgen des 25. Juli 1899 betrat ich in Genua die Preufsen, das schmucke Schiff des Norddeutschen Lloyd, welches mich über das Meer tragen sollte zu den Wundern der Tropenwelt. Der Abschied von denen, die mir lieb sind in der alten Heimat, lag hinter mir, von nun an brachte mich jeder Tag dem frohen Wiedersehen nach wohl vollbrachter Fahrt näher. Also hiefs es, den Blick voraus gerichtet und frohen Mutes der verheifsungsvollen Zukunft entgegen. Gegen 10 Uhr am Vormittag wurden die Vorbereitungen für die Abfahrt getroffen, und nachdem auch die letzte Trosse, die uns noch mit dem heimischen Festlande verbunden hatte, von den Hafenarbeitern losgeworfen worden war, begann die Schiffsschraube ihre Umdrehungen, und erst langsam, allmählich schneller glitt das stolze Schiff frei über die Wasserfläche dahin an den Molenköpfen vorbei ins Meer hinaus.

Von dem ersten Tage der Seereise sind mir nicht viele bestimmte Eindrücke geblieben. Wir kamen an felsigen Eilanden vorbei, sahen ein Vorgebirge von Korsika und Elba in der Ferne, die flache Insel Pianosa und der schroffe Granitblock von Monte

Cristo tauchen auf und versanken hinter uns am Horizont. Im übrigen nahm mich die nächste Umgebung in Anspruch, die zahlreichen neuen Gesichter der Fahrtgenossen, die Schiffseinrichtungen, das Leben und Treiben an Bord, die vielen und reichlichen Mahlzeiten. Kaum blieb mir bei alledem die Zeit zum Briefschreiben und zum Abschlufs eines Manuscriptes, dessen Einsendung vor der Ausreise ich der Teubnerschen Verlagsbuchhandlung zugesagt hatte. In dem Drange der Ereignisse überwand ich leicht das Unbehagen, das mich zuerst bei dem Schaukeln des Schiffes in dem bewegten Meere überkam. Die eigentliche Seekrankheit habe ich nicht kennen gelernt.

Ein unvergefslich schönes und lebensvolles Bild bot mir am nächsten Tage der Aufenthalt im Hafen von Neapel. Kaum festgelegt war unser Schiff von zahlreichen Booten umringt. Gesang zu Guitarren- und Lautenklang mischte sich mit den Rufen der Händler, die von Booten aus Obst und Blumen und andere Handelsobjekte anpriesen, und mit dem Geschrei der Bootsleute, die für ein paar Centesimi die Passagiere vom Schiff ans Festland bringen. Unser Schiff blieb bis zum späten Abend im Hafen, so hatte ich ausreichend Gelegenheit das schöne und oft gepriesene Landschaftsbild von Bord des Schiffes aus in wechselnden Farben zu geniefsen, bis endlich der in Dämmerung gehüllte, lichterblitzende Golf und der Vesuv mit seiner Rauchwolke, hinter dem der Mond langsam heraufzog, den Blicken entschwand.

Als ich in der Morgenfrühe des folgenden Tags nach dem Bad am Deck erschien, waren schon als Vorläufer der sicilianischen Küste der Vulkan Stromboli und die liparischen Inseln in Sicht. Gegen Mittag passierten wir die Strafse von Messina, in der uns ein von Australien heimkehrendes Lloydschiff, die Gera begegnete. Flaggengrufs und Tücherwehen auf beiden Seiten, die Schiffskapelle spielt eine lustige Weise, wie in einem Wandelpanorama gleitet Alles vorüber. Auch die kahlen, felsigen Ufer der Meeresenge verschwanden hinter uns, und wir kamen ins offene Meer hinaus. Im Abendnebel versank allmählich der letzte schmale Küstenstreifen, aber noch lange sahen wir schwaches Wetterleuchten am nördlichen Horizont, wie einen letzten Grufs des heimischen Kontinentes. Vor uns im offenen Meer stieg der Mond empor, derselbe alte Mond, den wir von Kind auf kennen. Wie ein Beruhigungszeichen erhob er sich langsam und majestätisch in schönster Pracht über den glitzernden Wogen, als ob er uns darthun müfste, dafs wir trotz

des Abschiedes von Europa, der wohl manchem unter den Mitfahrenden das Herz bewegte, immer noch in derselben alten, kleinen Welt seien, die seit dem ersten Lebenstage unsere Heimat geworden. —

Der Freitag und der Samstag, die nun folgenden Tage, brachten rechte Oceanstimmung. Abgesehen davon, dafs am ersteren gegen Abend ein Dunststreifen im Norden uns die Südküste von der Insel Kreta andeutete, war nichts zu sehen als Himmel und Wasser. Man lebt auf einem grofsen Oceandampfer wie in einem Hotel im Seebadeort. Ich nahm regelmäfsig frühmorgens vor 6 Uhr mein Bad. Dann folgte nach dem Morgenkaffee mit frischen Weifsbrödchen ein Morgenspaziergang auf dem Promenadendeck. Bis zum ersten Frühstück blieb daneben immer noch ein Stündchen für Tagebuch und Briefschreiben übrig. Manche Passagiere lieben es, bis in den hellen Tag hinein zu schlafen, allmählich während die Sonne höher steigt kommen mehr und mehr von ihnen zum Vorschein, die Meisten nach dem energischen Weckläuten, das der Steward um ½8 Uhr vor den Kabinen ertönen läfst. Um 8 Uhr ruft dieselbe Klingel zum ersten Frühstück. Die Reihen im Speisesaal weisen noch einige Lücken auf, aber die Meisten sind doch von Hunger getrieben bereits aus den Betten. Es ist schier unglaublich, wie das Nichtsthun und die frische Seeluft den Appetit befördern, und die Schiffsköche des Norddeutschen Lloyd wissen diesem Umstande in vorzüglicher Weise Rechnung zu tragen. Zu jeder Mahlzeit bekommt man eine reiche Auswahl vortrefflich zubereiteter Speisen vorgesetzt. Schon zum ersten Frühstück giebt es aufser dem Griesbrei oder Milchreis gebackene Fische, Eierspeisen, irgend ein konsistentes Fleischgericht. Neben feinen Semmeln ist Schwarzbrot, Graubrot und Weifsbrot stets frisch zu haben. Als Getränk wird Kaffee, Thee, Kakao nach Wunsch serviert. Entsprechend reichlich ist die Tafel um 12 Uhr zum Gabelfrühstück und abends ½7 Uhr zur Hauptmahlzeit besetzt. Als Getränk ist aufser den verschiedensten Weinmarken frisches auf Eis gekühltes Bier vom Fafs zur Verfügung. Und damit man in der Zeit zwischen den Mahlzeiten nicht aus der Übung kommt, werden kleine Zwischenmahlzeiten eingeschoben. Gegen 10 Uhr früh und spät präsentiert der Steward an Deck appetitliche Butterbrödchen mit Käse, Wurst, Schinken, Rauchfleisch, Rauchzunge, Lachs, Sardinen oder ähnlichen Leckerbissen, und am Nachmittag um 4 Uhr wird ein Kaffeestündchen gehalten, zu dem der frische Zwieback oder Kuchen nicht fehlen darf.

Eigentlich nehmen so die Mahlzeiten die gröfste Zeit des Tages in Anspruch. Was übrig bleibt, ist leicht mit Spazierengehen, mit Plaudern ausgefüllt; wer lesen mag, findet in der Schiffsbibliothek genügend Unterhaltungslektüre; auch für allerlei Bewegungsspiele und Leibesübungen ist an Deck Gelegenheit geboten; und am Abend, wenn die elektrischen Lampen das Promenadendeck und die Salons erhellen, erscheint die Schiffskapelle, um lustige Weisen zu spielen. Es ist erstaunlich, welch hohen Komfort, welche Summe von Verlockungen zum Nichtsthun man auf den Schiffsplanken zu vereinigen gewufst hat.

Für regelmäfsige Arbeit ist in der Tageseinteilung nur wenig Raum, das hatte ich besonders am ersten Tag der Reise gemerkt, als ich genötigt war, eine Schreibarbeit abzuschliefsen. Ich konnte aber doch immer die Morgenstunde ungestört für meine Zwecke verwenden, und auch den Tag über fand sich gelegentlich ein Stündchen, um einen Blick in die malaiische Grammatik zu werfen, die ich stets in der Tasche mit mir herum trug.

Am Sonntag, den 30. Juli, erreichten wir wiederum Land. Bald nach 6 Uhr früh schon tauchte die flache, mit Häusern besetzte afrikanische Küste am Eingang des Suezkanals im Süden vor uns auf. Man sah bald die langarmigen Baggermaschinen, mit denen der stets nachrückende Wüstensand aus dem Kanalbett wieder entfernt wird. Zahlreiche Segelboote belebten das Wasser vor dem Hafen. Gegen 8 Uhr legten wir im Hafen fest. Eine Schaar schwarzer, muskulöser Gestalten kletterte alsbald mit grofser Behendigkeit aus einem herangeruderten Kohlenprahm an Bord, um den Kohlenvorrat unseres Schiffes zu ergänzen. Um dem Staub, den sie in dicken, schwarzen Wolken aufwirbelten, auszuweichen, ging ich mit andern Passagieren an Land. Die Stadt Port Said ist ziemlich regelmäfsig gebaut und besteht in dem Europäer-Viertel aus geraden Reihen stattlicher Häuser mit Veranden und Holzläden. Das Strafsenleben zeigt recht orientalisches Gepräge. Ernste, bärtige Araber mit turbanbedecktem Haupte ziehen würdevoll gemessen ihres Weges. Braune Jungen mit Fez und Kaftan und mit einem Blechschild am Arm bieten ihre Dienste als Schuhputzer an. Ein ägyptischer Polizeimann fährt zu Rad an uns vorüber. Neben den barfüfsigen Hafenarbeitern sitzen tiefverschleierte Mohamedanerinnen, Augenkranke und bettelnde Krüppel. Eine Trambahn mit den merkwürdigsten Passagieren überfüllt durcheilt die sonnige Strafse. Der Trambahnkutscher ist barfufs, er trägt als Uniform einen leinenen

Kaftan von zweifelhaftem Weiſs und auf dem Haupte einen roten Fez. Der Kondukteur ist ebenso kostümiert. Auch Droschken sind zu haben, und Eseltreiber empfehlen ihre Reittiere. Halbwüchsige braune Burschen wollen sich als Führer aufdrängen und stellen uns allerlei Genüsse der zweifelhaftesten Art in Aussicht. Verkäufer bieten Fächer, Strauſsenfedern, Streichhölzer, Photographien, Ansichtspostkarten und sonstigen Kram in englischer, deutscher, französischer, italienischer Sprache zu hohen Preisen an. Vor jedem der zahlreichen Restaurants weiſs ein dunkelfarbiger Kerl die verlockendsten Redensarten zu verschwenden, um uns zum Eintritt zu bewegen. Besonders häufig hört man im merkwürdigsten Deutsch die Aufforderung: „Kapitän, kommen Sie rein, anderes Kamerad ist auch schon da“. Wir gingen unbekümmert um alles Geschrei mit der Ruhe und Würde, die uns an den Arabern imponierte, durch das farbige Gesindel und kehrten, nachdem wir einige Straſsen gesehen und in einem besseren Restaurant unsern Durst gestillt hatten, zum Schiff zurück. Trotz der unmittelbaren Nähe des Meeres ist hier das Land dürr und unfruchtbar. In einzelnen Straſsen waren Akazien als Alleebäume angepflanzt, im Vorhof eines Hauses stand ein Eibischstrauch mit leuchtend roten Blüten neben einer halbverdorrten Kasuarina. Rings um die Stadt an der vom Wasser abgewendeten Seite dehnt sich die sandige Wüste.

Der Aufenthalt von wenigen Stunden hatte genügt, um die Kohlenbunker des Schiffes neu zu füllen, noch zur Mittagzeit wurden die Anker gelichtet, und unter den Klängen eines von der Schiffskapelle gespielten Marsches ging es langsam an dem palastartigen Gebäude der Kanaldirektion vorbei in das enge Fahrwasser des Suezkanals hinein.

Die Strecke des Suezkanals, welche wir bis zum Abend durchfuhren, ist nicht ohne Abwechselung und Reiz. Nach Westen hin sieht man über die Sanddünen des Kanalufers hinweg den groſsen Mensaleh-See, dessen flaches Gewässer von Booten mit eigentümlich geformten, mit einer dreieckigen Spitze hochaufragenden Segeln belebt ist und von zahllosen Wasservögeln, Reihern und Möven bevölkert wird. Gegen Osten erstreckt sich schier endlos die Ebene von Tineh, ehemaliger Meeresboden, deren gelbbrauner Sand an manchen Stellen mit einer schimmernden Salzkruste bedeckt ist. Von Zeit zu Zeit erhebt sich in der Ferne eine braune Wolke senkrecht empor, ein Sandwirbel. Diese sandgeformten Tromben stehen scheinbar still auf einem Fleck, bis sie sich auflösen. Über dem

Horizont erscheint wolkenähnlich die Fata morgana meist in Gestalt von bewaldeten Inseln mitten im Meer. In scharfen Gegensatz zu der farbenarmen Umgebung des Kanals stehen die Stationsgebäude, die in grofsen Zwischenräumen an dem Ufer verteilt sind. Es sind die Wohnungen der europäischen Aufsichtsbeamten, freundliche Häuser mit rotem Ziegeldach und farbigen Läden, umgeben von einem grünen Gärtchen mit Akazienbäumen und blühenden Eibischbüschen, zu denen sich manchmal noch graugrüne Kasuarinen und Bambushalme (Arundo) oder eine struppige Dattelpalme gesellen. Streckenweise begleitet den Kanal an seinem westlichen Ufer in nächster Nähe die Eisenbahn, welche nach Ismailia und Suez führt. Gegen Abend fuhren wir in ein seeartiges Becken ein. Die schnell hereinbrechende Dunkelheit verhinderte mich, den Wechsel der Scenerie weiter zu verfolgen.

In Suez, das die „Preussen" am frühen Morgen des nächsten Tages erreichte, wurde nur die Post ausgewechselt, und unser Schiff fuhr ohne Aufenthalt in das Rote Meer hinaus. Zunächst ist das Fahrwasser noch schmal wie eine Meerenge, man sieht im Golf von Suez vom Schiff aus beide Küsten, die sich gegen das Flachland am Suezkanal durch hohe Bergzüge auszeichnen. An der afrikanischen Küste erstrecken sich die wenig gegliederten Randgebirge der arabischen Wüste. Im Osten aber, auf der Halbinsel Sinai zeigt sich ein schönes Alpenland, das sich aus gewaltigen, zerklüfteten Felsmassen hinter wallartigen Vorbergen aufbaut. Von Vegetation macht sich keine Spur bemerkbar. Die Farbe der Bergketten und Felsklippen hat einen eigenartig gelbrötlichen Ton, der zu dem leuchtenden Himmelsgewölbe und zu dem Tiefblau des Meerwassers einen starken Kontrast bildet und an Hildebrandtsche Aquarelle erinnert. Das Fahrwasser ist im südlichen Teil des Golfes von Suez, wenn man von Norden kommt, nicht ganz ungefährlich, weil keine Landmarken oder Leuchtfeuer den Schiffer vor den submarinen Klippen warnen, welche hier die freie Fahrt behindern. Auf einer solchen Klippe, die östlich von unserm Kurse lag, sahen wir das Wrak eines grofsen Oceandampfers, des „Markobrunner", der, wie man mir sagte, auf seiner ersten Reise hier verunglückte.

Sobald die Südspitze der Halbinsel Sinai passiert war, nahm unser Schiff seinen Kurs mehr ostwärts, so dafs wir bald auch die afrikanische Küste aus den Augen verloren, und dafs unser Gesichtskreis bis zum Horizont von Himmel und Wasser gebildet war.

Das Leben des Meeres wird in dem wärmeren Klima allmäh-

lich etwas lebhafter. Bisher hatte ich aufser den Fischen, die gebraten oder gebacken auf unsern Tisch kamen, und aufser einigen Delphinen im Suezkanal nichts von den Meeresbewohnern bemerkt. Jetzt tauchten zahllose fliegende Fische auf. Die kleinen, weifsen Tierchen treten seitlich vom Schiff meist zu mehreren gleichzeitig aus einer Welle hervor und schiefsen eine lange Strecke weit geradlinig und mit gleicher Geschwindigkeit neben einander über das Wasser dahin. Man kann nicht erkennen, ob sie die Flugflossen bewegen, oder ob sie nur schweben. Bisweilen scheint es, als ob sie sich im Fluge heben, um über einen Wellenkamm hinweg zu setzen. Wir passierten in dem roten Meer öfters einzelne Meeresstellen, in denen das sonst tiefschwarzblaue Wasser ganz hellgrün aussah. Auf der „Back“ unmittelbar über dem Bug des Schiffes stehend, konnte ich mit dem Glas konstatieren, dafs die grünen Wasserflächen von dichten, staubfeinen, gelblichen Massen, wahrscheinlich Planktonalgen bedeckt sind. Die grüne Farbe der Meeresstellen entsteht also wohl durch Farbenmischung; oder sollte an diesen Stellen die natürliche Farbe des Meerwassers zum Vorschein kommen, weil der Reflex des Himmels durch die Algendecke aufgehoben wird? Während ich auf der Back die Erscheinung zu ergründen suchte, kamen urplötzlich von allen Seiten Delphine herbeigeschossen. Alle eilten auf den Bug des Schiffes zu, ordneten sich dort wie auf Kommando zu einer Reihe quer zur Fahrtrichtung und schwammen mit grofser Hast vor dem Schiff her. Von Zeit zu Zeit brach einer aus der Reihe hervor um seinen eleganten Luftsprung zu machen, ein prächtiges Bild von Kraft und Gewandtheit. Die muskulösen, fast walzenförmigen Körper der Tiere mochten gegen zwei Meter lang sein, ihre Färbung erschien mir im Wasser schwärzlich. Nach kurzer Weile verschwand der Schwarm, wie er gekommen war. Des Abends hatten wir bisweilen Gelegenheit, das Meeresleuchten zu beobachten. Ein wirkliches Leuchten der ganzen Meeresfläche habe ich kein einziges Mal gesehen, es soll, wie mir erfahrene Seeleute versicherten, eine sehr seltene Erscheinung sein. Dagegen sah ich mehrmals, die durch die Schiffsbewegung erzeugten Wellen in einen leuchtenden Streifen verwandelt, und ein partielles Meeresleuchten war in den indischen Meeren eigentlich allabendlich wahrnehmbar, wenn man das Wasser beobachtete, das von der Schiffspumpe als Kühlwasser gehoben an der Längsseite des Schiffes ununterbrochen aus dicken Röhren hervorströmt. Tausend grünlich oder bläulich funkelnde Lichtpunkte

oder leuchtende Scheiben blitzen in der Schaumwelle auf, um nach kurzem Glanz zu verschwinden und andern Sternen den Platz zu räumen. Vielleicht ist die stärkere Bewegung des Wassers, die dadurch veranlafste Berührung mit dem Sauerstoff der Luft eine Vorbedingung für das Zustandekommen der Erscheinung. Bei einer nächtlichen Bootfahrt an der Küste von Sumatra sah ich später einmal die Wasserstellen, an denen meine Ruderer ihre Ruder eingetaucht hatten, für kurze Zeit in leuchtende Flächen verwandelt, während im Übrigen die Meeresfläche schwarz und glanzlos mich umgab.

Die viertägige Fahrt durch das rote Meer ist derjenige Teil der Ausreise, durch den der Europäer zuerst mit der echt tropischen Hitze bekannt gemacht wird, besonders, wenn er, wie ich, im August diese Gegend durchfährt. Wir hatten, als wir Suez passierten, am Morgen gegen 6 Uhr schon 26° Celsius, und von da ab stieg die Temperatur Tag und Nacht continuirlich mit geringen Schwankungen im Lauf dreier Tage bis auf 34°. Von der physiologischen Wirkung der Tropenhitze im Roten Meer sind vielfach übertriebene Anschauungen verbreitet. Zunächst schien mir die Temperatursteigerung wenigstens auf die jüngeren Reisegenossen entschieden anregend zu wirken; am ersten Abend wurden unter grofsem Gelächter allerlei fidele, gesellschaftliche Spiele betrieben, sogar geturnt und zur Abendmusik getanzt; an den folgenden Tagen war aber doch Jeder froh, wenn er keine besondern Anstrengungen zu machen hatte. Um den Aufenthalt im Salon während der Mahlzeiten erträglicher zu machen, waren über den Speisetischen die Punkhas angebracht worden, kurze an langen Stangen aufgehängte Vorhänge, welche mittels eines Seiles von aufsen durch einen Schiffsjungen in pendelnde Bewegung versetzt werden und den am Tische Sitzenden angenehme Kühlung zufächeln. Um auch in den Schlafkabinen eine Luftbewegung zu erzeugen, werden blecherne Windfänge aus den Fensteröffnungen herausgesteckt, welche den durch die Schiffsbewegung erzeugten Luftstrom ins Innere leiten. Wenn aber das südwärtsfahrende Schiff ungefähr die gleiche Geschwindigkeit besitzt, wie die schwache Luftströmung aus Norden, wenn, wie man zu sagen pflegt, das Schiff den Wind tot läuft, so ist diese Einrichtung nutzlos und der nächtliche Aufenthalt in der Kabine hält dann so ziemlich die Mitte zwischen dem Aufenthalt in einem römischen Trepidarium und einem russischen Dampfbad. Das dem Meere entnommene Badewasser hatte etwa 30°, so dafs auch das

Morgenbad wenig Erfrischung bot. Zu allem klimatischen Ungemach kam noch ein Sandsturm, der am Mittag des 2. August unser Schiff erreichte und alles mit einer hohen Staubschicht belegte. Im südlichen Teil des roten Meeres machte sich eine Brise von vorne bemerkbar, welche die Temperatur angenehmer erscheinen lieſs, obwohl zunächst noch das Thermometer 32° zeigte.

Am 4. August passierte unser Schiff eine Reihe felsiger Eilande, die zum Teil fast senkrecht aus dem Wasser aufsteigen; so die Insel Djebel Taïr, die bald mit einem Leuchtturm geschmückt sein und damit dem Fahrwasser einen Teil der Gefährlichkeit nehmen wird, das es jetzt für die Schiffahrt besitzt, — ferner die Felsengruppe der „zwölf Apostel“, in deren Nähe der bei den Schiffern berüchtigte Avocetrock liegt, eine submarine Klippe, deren Oberfläche etwa 17 Fuſs tief unter dem Wasser liegt, tief genug, um die Gefahr unsichtbar zu machen, aber nicht tief genug, um gröſseren Schiffen besonders bei bewegter See die Überfahrt zu ermöglichen. Die Lage des Felsen ist genau bekannt und in den Seekarten eingezeichnet, so daſs es bei klarem und ruhigen Wetter leicht ist, die gefahrdrohende Stelle im Bogen zu umschiffen. Es folgten noch weitere Inseln und Klippen, deren Gefährlichkeit auch für den Nichtseemann leicht aus der Zahl der Schiffswracks ersichtlich war, die wir mit dem Fernglase, zum Teil auch mit unbewaffnetem Auge im Vorbeifahren an ihren Steilküsten erkennen konnten.

Als ich am Freitag, den 4. August, früh nach dem Bad an Deck erschien, war die Luft merklich abgekühlt. Seitlich von der Fahrtrichtung des Schiffes war eine Küste mit bizarren Bergformen sichtbar, die südlichste Spitze der arabischen Halbinsel. Wir hatten in der Nacht die Straſse Bab el Mandeb passiert, und unser Schiff lief nun mit nordöstlichem Kurs auf Aden zu. Die Bergformen dieser Küste sind sehr wechselvoll. Neben massigen Blöcken erheben sich steile Nadeln und scharf gespitzte Pyramiden. Die Phantasie der Seefahrer sieht in der Plastik dieser Berge allerlei Figuren. Ein schlafender Riese wurde mir gezeigt, und eine Hand mit zum Himmel gerichtetem Zeigefinger.

Kurz nach dem Frühstück warf unser Schiff auf der Rhede vor Aden die Anker aus. Wir waren bald von den kleinen Booten der Negerbuben umschwärmt, welche mit Antilopenhörnern, Sägefisch-Sägen und anderen ähnlichen Raritäten handeln und um Bakschisch betteln oder Taucherkünste produzieren wollten. Diese Somalijungen sehen recht hübsch aus. Ihre Haare sind bisweilen ganz blond,

ihre Hautfarbe ist ziemlich hellbraun, besonders fallen ihre grofsen, sanften Augen und die blitzend weifsen Zähne auf. Ihre Gesichtszüge haben nicht die abschreckende Häfslichkeit anderer afrikanischer Negertypen. Übrigens waren in den Booten, die unser Schiff umdrängten, auch reichlich Neger mit dunklerer Hautfarbe und kohlschwarzem Kraushaar vertreten. Auch Araber und Juden kamen ans Schiff und schliefslich, nachdem die Passage freigegeben war, auch an Bord, um mit Straufsenfedern zu handeln oder Geld zu wechseln.

Da das Schiff zur Ergänzung des Kohlenvorrates vier Stunden Aufenthalt machte, so konnte ich eine kurze Tour an Land unternehmen. Ich stieg mit mehreren Mitpassagieren in ein Somaliboot, das uns schnell und sicher an Land brachte. Dort begrüfste uns ein Polizeimann und hielt uns die schwarzen Rangen vom Hals, welche mit vielem Geschrei ihre Führerdienste anboten. Wir nahmen uns zu je vier eine Droschke, um nach den weltberühmten Cisternen hinauszufahren, die diesen öden Weltwinkel überhaupt erst zu einem längeren Aufenthalt für Menschen geeignet gemacht haben. Die kleinen Pferde vor unsern Wagen rannten im Galopp die sehr schön gehaltene Strafse entlang und brachten uns an Neger-, Araber- und Judenhäusern vorbei, an langen Zügen hochbepackter Kamele, an Karavansereien vorüber, in denen Hunderte von Kamelen und Treibern im Hofe lagerten, hinaus in das schluchtartige Gebirgsthal, welches die Engländer mit ungeheuren Kosten und mit einem kolossalen Aufwand an Cement und Hausteinen in eine Reihe riesiger Bassins verwandelt haben. Unter der Führung eines dort postierten Polizisten konnten wir zu Fufs durch die grofsartige Anlage schreiten. Jetzt waren die Cisternen fast alle leer. Man erwartete im nächsten Monat den Regen, der sie neu mit dem kostbaren Nafs füllen sollte.

In der Umgebung der Tanks sind Sträucher und Bäume angepflanzt, welche sorgfältig gepflegt und begossen werden. Es wird aber wohl noch lange dauern, bis eine einigermafsen anständige Vegetation zustande kommt. Nur ein einziger Feigenbaum tief im Innern der Schlucht machte den Eindruck eines selbständigen und natürlichen Gewächses, alles andere waren künstlich und kümmerlich am Leben erhaltene Pfleglinge der Menschen. Die freie Vegetation der felsigen Küste ist bei der Regenarmut selbstverständlich sehr dürr und artenarm. Ich sah nur vereinzelte niedere Sträuchlein, eine dornige Akazie, eine Capparidee mit gelben Blüten

und eine Euphorbiacee mit grofsen, etwas lederigen Blättern, welche in Form und Gröfse an die Blätter unserer Syringen erinnerten.

Auf dem Rückwege fuhren unsere Wagen einen anderen Weg durch zwei lange, in den Fels gehauene Tunnels mit künstlicher Beleuchtung. Wir waren froh, als wir durch den Staub aus der relativen Finsternis wieder ins Tageslicht kamen, und kehrten nach einem kurzen Aufenthalt in einem Restaurant, in welchem uns Limonade mit Eis serviert wurde, zu unserm Schiff zurück. Unsere Somaliruderer sangen während der Arbeit des Ruderns einen Wechselgesang, von dem wir die eine Partie bald mitsingen konnten, weil sie nur darin bestand, in Zwischenräumen zur rechten Zeit einfallend „Hoh“ zu schreien. Das besorgten wir denn auch zur unbändigen Freude der braunen Jungen sehr prompt und kamen so zum Gaudium der übrigen Passagiere unter lautem „Hoh“-Geschrei gegen 12 Uhr rechtzeitig wieder an Bord.

Während wir noch bei Tisch safsen, steuert unser Schiff schon in den Golf von Aden hinaus. Hier waren Wind und Wetter zuerst ganz angenehm. Die grofse Hitze, die uns im Rothen Meer belästigte, hatte nachgelassen. Alles freute sich der behaglichen Temperatur. Gegen Nachmittag aber fing die See an, etwas unruhiger zu werden. Wir befanden uns wohl vor der Meerenge, welche die Insel Sokotra von dem Kap Guardafui trennt und bekamen durch dieselbe den vom Südwestmonsun verursachten Seegang. In der Nacht zum Sonntag passierten wir die Insel Sokotra und kamen nun in den offenen Ocean hinaus, in welchem der Monsun ganz gehörig pfiff. Mein Bad am Sonntag früh war die reine Wellenbadschaukel. Bei Tisch im Speisesaal blieb mancher Platz leer. Auf dem Tische lagen über dem Tafeltuch die „Tischrecks“, feste Leisten, welche verhindern sollen, dafs Teller und Flaschen durch einander kollern. Wie nötig diese Einrichtung war, merkte man an dem unausgesetzten Geklirr und Geklapper; ab und zu stürzte auch wohl einer der bedienenden Stewards mit einer Platte oder mit leeren Tellern. Es sind heitere Mahlzeiten, bald schwebt man hoch über dem Tisch, bald kommt einem die ganze Mahlzeit von oben her entgegengerutscht.

Das Meer war während des kräftigsten Seeganges wirklich bezaubernd schön. Ich habe lange Stunden in meinen Gebirgswettermantel gehüllt an der Windseite des Schiffes gestanden und dem Spiel der Wogen zugeschaut. Alles ist Schaum und Gischt. Wie Berge wälzen sich die weifsgekrönten Wogen gegen das hochauf-

bäumende Schiff heran. Ab und an spritzen die Wassermassen hoch empor und schlagen über Bord hinauf, jeden Unvorsichtigen ohne Gnade bis auf die Haut durchnässend. Und im Abenddunkel erst gewinnt die Erscheinung besonderen Reiz. Gespenstisch leuchtend in unsicheren Umrissen schleicht es in dem Getöse aus dem nächtlichen Dunkel heran, unaufhaltsam, ohne Aufhören, um im Lichtkreis der elektrischen Deckbeleuchtung aufwallend zu zerstieben. Im bequemen Bordstuhl sitzend, vom Schaukeln des Schiffes in einen behaglichen Halbschlummer gewiegt, liefs ich gern diese gewaltigen Eindrücke bis in die Nacht hinein auf mich einwirken. Merkwürdig zahlreich zeigen sich bei diesem Wetter die fliegenden Fische. Schaaren zu Hunderten tauchen mit einem Male aus den Wogen auf und fliegen alle in derselben Richtung schräg rückwärts zur Fahrtrichtung des Schiffes davon, um nach kurzem Fluge wieder in den Wellen zu verschwinden. Am Montag erreichten Wind und Seegang ihren Höhepunkt. Von da ab trat allmählich eine Abnahme ein. Am fünften Tage nach der Abfahrt von Aden passierten wir nachmittags die zwischen den Lakkadiven und Maladiven gelegene Insel Minikoi, die mit dem Fernglas als ein dicht bewaldetes Flachland erscheint und an der Südwestküste einen hohen weifsen Leuchtturm trägt.

Am 10. August abends gegen 9 Uhr kam das intermittierende Leuchtfeuer von Colombo in Sicht. Wir näherten uns schnell dem Lande und fuhren unter Lotsenassistenz in völliger Dunkelheit in den Hafen ein, in dem die zahlreichen Lichtpunkte an allen Seiten erkennen liefsen, dafs eine gröfsere Anzahl von Schiffen um uns lag. Die meisten Passagiere gingen, sobald das Schiff fest lag, an Land, um wieder einmal auf festem Boden zu übernachten. Das Grand Oriental Hotel, welches nahe bei der Jetty (Landungsbrücke für Boote) liegt, bot für uns Alle Platz genug.

Nachdem ich 16 Tage lang die enge Schiffskabine bewohnt, schien mir das hallenartige Hotelzimmer mit seinem Balkon und das indische Bett mit dem Moskitennetz von riesenhaften Dimensionen, was mir aber den behaglichen Genufs ungestörter Nachtruhe nicht im mindesten beeinträchtigte. Am Freitag Morgen gegen 6 Uhr erwachte ich von dem Geräusch der elektrischen Trambahn auf der Strafse vor der offenen Balkonthüre und von dem Gekrächze zahlreicher Dohlen, die überall in der Stadt in Schaaren anzutreffen und ebenso frech und zudringlich sind als daheim die Grofsstadtspatzen. Ich nahm gerne die Gelegenheit, einmal zur Abwechslung

in süfsem Wasser zu baden, und verzehrte mit Genufs das Frühstück, welches der singhalesische Diener mir auf dem Zimmer servierte. Es bestand aus Kaffee, geröstetem Brot mit Butter und süfsem Fruchtmufs und einigen Bananen, den ersten Tropenfrüchten, die mir vorgesetzt wurden.

Die Stadt Colombo, zu deren Besichtigung mir noch einige Stunden blieben, besteht in dem Geschäftsviertel, in welchem das Grand Oriental Hotel liegt, aus geschlossenen Häuserreihen. Verkaufsläden mit allen möglichen Gebrauchsartikeln und Schmuck- und Spielwaren schliefsen sich an die Comptoir- und Lagerräume der Grofskaufleute, die den wichtigsten und einflufsreichsten Bestandteil der europäischen Einwohnerschaft bilden, und die weit draufsen in einem schönern Stadtteil oder vor der Stadt in villenartigen Häusern ihre Wohnungen haben. In den von den Eingebornen bewohnten Vierteln ist das Strafsenbild weniger sauber und regelmäfsig, aber um so interessanter. Die kleinen Häuser sind statt mit einer Thür mit leicht verschiebbaren Vorhängen verschlossen, hinter denen man alle möglichen Familienscenen sich abspielen sieht. Die Eingebornen, Männer und Frauen, sind auf der Strafse alle ausreichend bekleidet, um in anständiger Gesellschaft erscheinen zu können, und besonders die letzteren machen den Eindruck, als ob sie beim Anblick einer zum Hofball geschmückten Europäerin verschämt die Augen niederschlagen würden. Wirkliche Nacktheiten sieht man nur bei ganz kleinen Kindern, die häufig garnichts anhaben. Bisweilen tragen sie einen Bindfaden oder eine Perlenschnur um das braune Bäuchlein, an denen dann meistens die Stelle, wo die Figuren der Münchener Glyptothek mit einem blechernen Feigenblatt verunziert sind, durch eine angehängte Münze oder ein silbernes Schellchen oder einen ähnlichen Schmuckgegenstand ausgezeichnet ist. Die Kastenabzeichen der Hindu, farbige Scheibchen inmitten der Stirn und das Goldplättchen seitlich am Nasenflügel der Klingfrauen sind für den Neuling ebenso auffallende Erscheinungen, als der hufeisenförmige Kamm auf dem Haupte der Singhalesen und das rückwärts zum Knoten geschlungene, lange Haar der Männer. Ich kam auf meiner Fahrt durch die Stadt auch an einem reichverzierten Hindutempel vorbei und sah mir das Innere eines bilderreichen Buddhatempels an. Auch über Marktplätze führte mein Weg, auf denen die Eingebornen Früchte zum Verkauf feilboten, die auf hohen, zweiräderigen Ochsenkarren vom Lande hereingebracht waren. Bananen, Manga und Mangostanen, aber auch

Ananas und melonenartige Früchte und eine Menge von andern Erzeugnissen des Land- und Gartenbaues spielten hier die wichtigste Rolle. Die Vegetation auf den gröfseren Strafsen und Plätzen und in den Gärten und Höfen machte mir keinen besonders günstigen Eindruck. Ich sah wohl ganze Wälder von Kokospalmen, zahlreiche tropische Bäume, unter andern auch riesige Exemplare des heiligen Feigenbaumes, dann allerlei Zierbäume und Sträucher und fremdartige, mit Blüten geschmückte Gewächse, über deren Namen und Art ich mir nicht ohne Weiteres Aufschlufs geben konnte, aber alles war, da es seit Wochen nicht geregnet hatte, mit einer dicken Staubschicht belegt, die eher den Eindruck der Dürre als den der tropischen Üppigkeit hervorrief. Meine Zeit war zu kurz bemessen, als dafs ich näher auf die Eigenart der Vegetation hätte eingehen können. Aufserdem hatte ich die Aussicht, bei meiner Rückkehr in günstigerer Jahreszeit der Insel Ceylon einen längeren Besuch abzustatten. Ich kehrte also, als die Sonne höher stieg, zunächst ins Hotel und von dort nach der Mittagsmahlzeit an Bord der „Preufsen“ zurück.

Um das Schiff und an Bord desselben hatte sich vom frühen Morgen an ein rechtes Hafenleben entwickelt, das ich bis zu der auf den Nachmittag festgesetzten Abfahrt noch in allen Einzelheiten studieren konnte. Der weite Hafen von Colombo, ein rechter Welthafen, in dem die Schiffe aller Nationen verkehren, ist im Süden durch eine lange Steinmole gegen den Seegang geschützt, gegen Norden hin war eine ähnliche Mole im Bau begriffen. An grofsen eisernen Schwimmbojen, welche in regelmäfsigen Abständen in dem so abgegrenzten Bassin verankert sind, liegen grofse Dampfer und Segelschiffe in bunter Reihe. Zwischen ihnen verkehren kleine Dampfyachten und Ruderboote in allen Gröfsen. Am seltsamsten erscheinen die schmalen Auslegerboote der Eingebornen, welche den Verkehr einzelner Personen zwischen den Schiffen und der Landungsbrücke vermitteln. Sie sind aus einem ausgehöhlten Baumstamm hergestellt, auf dessen Ränder an den Seiten Bretter aufgesetzt sind, so dafs ein schmaler Kasten entsteht gerade so breit, dafs eine Person auf jeder der Querbänke Platz hat. Die Stabilität des schmalen Bootes wird dadurch erzielt, dafs dasselbe durch bogenförmige Stäbe mit einem Balken fest verbunden ist, welcher einige Meter entfernt parallel neben dem Boot auf dem Wasser schwimmt. Diese Boote werden mit langen Rudern bewegt, sie fahren sehr schnell und sind trotz ihres gefährlichen Aussehens ganz sicher. In nächster Nähe

unseres Schiffes trieben sich auf einem unglaublichen Fahrzeug schwarze Jungen herum, welche mit unendlichem Geschrei ihre Taucherkünste anboten. Ihr Boot bestand aus vier der Länge nach zusammengebundenen Pfählen, als Ruder benutzten sie halbierte Bambusstäbe. Sie lagen auf den Knieen auf ihrem Flofs und stürzten sich ohne Besinnen ins Wasser, sobald von Bord aus eine Münze hineingeworfen wurde. Ich habe nicht gesehen, dafs ihnen eine einzige Münze entgangen wäre. An Bord waren allerlei eingeborene Handelsleute, welche Edelsteine verkaufen wollten, es war wohl auch viel buntes Glas und wertloses Gestein dabei; ferner wurden viele Holzschnitzereien angeboten und köstliche Früchte.

Als wir am Nachmittag aus dem Hafen hinaus dampften, sahen wir noch lange Zeit die Palmengestade der Insel. Mehrere hellblinkende Leuchtfeuer an der Südküste der Insel wiesen unsern Seeleuten im Abenddunkel den Weg hinaus in den freien Ocean.

Zwei Tage lang sahen wir um unser Schiff nichts als Himmel und Wasser. Die See war ziemlich ruhig, die Temperatur angenehm, an Bord ging alles seinen alten Gang. Erst am Montag Vormittag änderte sich die Scenerie, wir bekamen Land in Sicht, einige Inseln, welche am Eingang der Strafse von Malakka liegen. Mit dem Glas konnte ich deutlich sehen, dafs auf einer der Inseln, an der wir ziemlich nahe vorbeifuhren, gleich am Strande der üppigste Urwald anfängt und bis zu dem Gipfel der Höhen hinaufzieht. Was mochte dort alles an botanischen Schätzen verborgen sein und in unberührter Ursprünglichkeit seinem Entdecker entgegenharren. Gegen Nachmittag entschwand das Land wieder unsern Blicken. Nur aus der Wolkenbildung eines sich entwickelnden Gewitters konnten wir auf die Nähe der Nordküste von Sumatra schliefsen, des gewaltigen Insellandes, dessen Durchquerung ich schon vor der Ausreise aus Europa geplant hatte.

Das Meer ist in der Strafse zwischen Malakka und Sumatra viel weniger tief als im freien Ocean, seine Farbe geht oft in ein schmutziges Graugrün oder Gelb über, Tier- und Pflanzenleben treten auffälliger hervor. Ich sah von der Back aus zahlreiche spannen- bis meterlange Wasserschlangen, braun mit helleren Seitenstreifen auf der Meeresoberfläche, dann eine schwimmende Schildkröte und ganze Schwärme grofser, prachtvoll gefärbter Quallen.

Für Mittwoch den 16. August stand unsere Ankunft in Singapore bevor. Wir sahen schon am frühen Morgen einige bewaldete Inseln. Am Vormittag rückte das Land zu beiden Seiten näher

zusammen, und endlich fuhren wir dicht unter Land zwischen den Palmengestaden dahin. Die Ufer waren zum Teil bis an die Wasserlinie herab bewaldet oder bepflanzt, zwischen den Bäumen an den Abhängen wurden einzelne meist einstöckige Häuser im Verandenstil sichtbar. Nahe vor dem mit Djunken und Prähmen und allerlei seltsam geformten Booten belebten Hafen lag an einem Inselufer eine wirkliche Pfahlbauansiedelung von malaiischen Fischern bewohnt. Nun rückte uns auch allmählich die Bootflottille mit den unvermeidlichen, nackten Taucherbuben entgegen, und bald lag die „Preufsen" neben zahlreichen andern grofsen Oceanschiffen an dem für sie bestimmten Platz unmittelbar am Hafenbau fest vertaut, so dafs wir von Bord aus direkt über die Laufbrücke ans Ufer gehen konnten. Nun hiefs es Abschied nehmen von dem schönen und bequemen Schiff, das mich so gut und sicher bis hierher gebracht und von denjenigen Fahrtgenossen, welche die Reise mit der Preufsen nach China oder Japan fortsetzten. Unter den Mitreisenden, welche mit mir in Singapore das Schiff verliefsen, befanden sich mehrere Beamte des deutschen Auswärtigen Amtes, der Vicegouverneur Dr. Hahl, die Landeshauptleute Dr. Senfft und Dr. Fritz, der Kolonialbotaniker Professor Volkens und der Regierungsarzt Dr. Girschner, welche beauftragt waren, die gerade damals von der Reichsregierung neu erworbenen Karolineninseln von den Spaniern zu übernehmen. Ich hatte das Vergnügen, mit diesen Herren, die mir schon während der Seereise angenehme Gesellschafter gewesen waren, noch während eines achttägigen Aufenthaltes in Singapore zusammen zu sein. Für freundliche Ratschläge und Unterstützungen, die der Dr. Hahl und mein Kollege Volkens mit ihrer Tropenerfahrung mir als dem Neuling gerne gewährten, bin ich ihnen zu grofsem Dank verpflichtet. Ich freue mich, dafs ich mit den in den Tageszeitungen jetzt so oft in rühmlicher Weise genannten Namen dieser Herren die Erinnerung an die angenehmen Persönlichkeiten verbinden kann.

Die Stadt Singapore liegt ein Stück weit von dem mit gewaltigen Lagerhäusern umbauten Hafen entfernt. Ein leichter Ponywagen, von einem schwarzen Kutscher gelenkt, brachte mich vom Schiff aus auf einer sehr gut gehaltenen Strafse an Mangrovesümpfen und an felsigen Partieen vorüber in die eigentliche Stadt, und ich hatte nun während der nächsten Tage Zeit und Gelegenheit mich mit der Eigenart des Ortes und seiner Umgebung bekannt zu machen. Die von Europäern bewohnten Stadtteile bestehen aus grofsen, meist von Balkons und Veranden umgebenen Gebäuden, die

nur im Geschäftsviertel in ununterbrochener Zeile aneinanderschliefsen, sonst villenartig hinter Vorgärten von der Strafse abgerückt liegen. Einzelne öffentliche Gebäude, wie die schöne, gothische Andreaskirche und das Stadthaus liegen, von dichten Baumalleen umgeben auf gröfseren, freien Plätzen. Um den sich weit am Strande hin erstreckenden Rafflesplain, auf dem nach Geschäftsschlufs die Engländer im Schweifse ihres Angesichts dem beliebten Spielsport huldigen, sind schattige, wohlgepflegte Promenadenwege angelegt, neben denen auf der wohlunterhaltenen Fahrbahn die eleganten Equipagen der reichen Europäer und Chinesen am Abend eine Korsofahrt unternehmen.

Die Hauptmasse der Stadtbevölkerung bilden die Chinesen, die als Kaufleute, Handwerker und Lohnarbeiter oder Kulis an dem Geschäftsleben den regsten Anteil nehmen und auch als Köche und Diener in den Häusern der Europäer ihren Erwerb suchen. Ihre Häuser, die in nächster Nähe der europäischen Stadtteile lange Strafsen bilden, sind meist farbig bemalt und bilden mit ihren bunten Firmenschildern und Papierlaternen einen trefflichen Hintergrund für das Leben und Treiben auf der Strafse. Das untere Stockwerk des Hauses wird meist von Läden oder Werkstätten eingenommen, in denen die bezopften Verkäufer und Werkleute unermüdlich vom frühesten Morgen bis in die Nacht hinein an der Arbeit sind. In den Läden werden alle möglichen Industrieartikel feilgehalten, unter den Efswaren, die aufser in den festen Verkaufsständen auch noch von herumziehenden Hausierern angeboten werden, sind allerlei Tropenfrüchte, Ananas, Mangostanen, Manga, Rambutans, Brotfrucht und Durian, ferner Zuckerrohrstengel und allerlei zerhacktes Zeug, dessen Ursprung schwer zu er-



Chinesischer Rikschahkuli in Singapore.

kennen ist. Alles ist sauber und zierlich geschichtet und wird, so weit man sehen kann, ganz appetitlich gehandhabt. Der Verkehr in den Strafsen ist aufser in der heifsesten Tageszeit immer sehr lebhaft. Neben Fufsgängern und Wagen verkehren Hunderte von Rikschahs, leichten, zweiräderigen Federwagen mit Polstersitz und Lederverdeck, welche von einem fast nackten Kuli im Trabe gezogen werden.

Die Rikschahkulis sind wohl die Ärmsten der Armen. Sie verdienen mit einem einstündigen Trablauf vor dem Wagen durch die sonnendurchglühte Strafse ganze 40 Pfennige, wovon sie sicher noch den gröfsten Teil an den Eigentümer des Wägelchens als Leihgebühr abzugeben haben. Dabei sehen die Meisten von ihnen ganz wohlgenährt aus, besonders fällt die kräftige Entwicklung der Bein- und Hüftmuskulatur auf. Manche Europäer haben ihre eigenen Rikschahs, im übrigen findet man an allen verkehrsreichen Strafsenecken die wie Droschken numerierten Wägelchen an Standplätzen aufgestellt. Sie werden von Weifsen und Farbigen viel benutzt, nur in denjenigen Kreisen der europäischen Bevölkerung, die auf äufseren Glanz und kostspielige Lebensführung den gröfsten Wert legen, gilt das Rikschahfahren nicht für ganz nobel.

Wenn man Weg und Richtung kennt, so lenkt man durch kurzen Zuruf in malaiischer Sprache den Läufer. Schwieriger ist es zurechtzukommen, wenn man den einzuschlagenden Weg nicht selber findet, meist sind dann lange und wiederholte Auseinandersetzungen mit dem das Malaiische nur radebrechenden Chinesen nötig. In zweifelhaften Fällen, wenn der Kuli den Auftrag nicht ganz verstand, so wird man ziemlich sicher zuerst in gewisse, berüchtigte Stadtgegenden verschleppt, in denen man sich als anständiger Mensch nicht gerne blicken läfst. Bei Fahrten aufserhalb der Stadt benutzte ich wegen dieser Schwierigkeit lieber einen Lohnwagen mit malaiischem Kutscher. Ich machte mehrere Ausflüge nach dem botanischen Garten, einem landschaftlich schönen Tropenpark, nach dem höchsten Punkt der Insel, dem Bukit Tima, einem Hügel, auf dem ein kleiner Bestand an Urwaldbäumen vor der Ausrottung durch die Bodenkultur bewahrt wird, und nach dem am Festlande von Malakka gelegenen Sultanat Johore. Ich hatte dabei Gelegenheit einen Blick auf den in hoher Kultur befindlichen Landbau zu werfen, die auf der Insel noch in ursprünglicher Bildung erhaltenen Vegetationsformationen der Mangrovensümpfe und des Djungel kennen zu lernen und auf der Insel, wie auch am Fest-

lande der Halbinsel von Malakka, Notizen und Belegexemplare zu sammeln über das Vorkommen gewisser epiphytischer Farne, deren Verbreitung aus wissenschaftlichen Gründen, die ich erst später dem Leser verständlich machen kann, mich besonders interessierte.

Am 24. August endlich, viel zu spät für meine Ungeduld, Buitenzorg, das Paradies der Botaniker kennen zu lernen, konnte ich mich von Singapore auf der „Stettin“ des Norddeutschen Lloyd nach Batavia einschiffen. Die zweitägige Fahrt auf dem sauberen und komfortabeln Schiff ging unausgesetzt an bewaldeten Inseln vorüber durch die schmale Bankastrafse direkt nach Süden auf Batavia zu. Wir trafen am Sonntag Mittag in dem Aufsenhafen Tandjong Priok ein. Infolge der von den Holländern beobachteten Sonntagsruhe war es mit einigen Umständen verknüpft, mein umfangreiches Reisegepäck vom Schiff zu dem am Hafen liegenden Zollamt und von dort bis auf die Handkoffer direkt nach Buitenzorg zu spedieren. Es war bereits völlig finster, als ich endlich nach einer kurzen Bahn- und Wagenfahrt im Hotel Java eintraf und das mir angewiesene Zimmer beziehen konnte.

Die Hoteleinrichtungen sind in holländisch Indien wesentlich andere als in den englischen Kolonien. Die Häuser sind, wenn man so sagen darf, im Pavillonstil erbaut. Im Hauptgebäude befinden sich die Speisesäle, Leseräume und Gesellschaftszimmer. Die Wohnungen der Hotelgäste liegen in einstöckigen Seitenflügeln oder langgestreckten Nebenbauten. Jeder bewohnt ein einfach möbliertes Schlafzimmer und einen Verandenplatz mit Tisch, Schaukelstuhl und holländischem Langstuhl. Badekammern für das tägliche Bad stehen für Alle in gröfserer Anzahl zur Verfügung. Während man in englischen Hotels die Hotelinsassen immer nur voll gekleidet zu Gesicht bekommt, gilt es in den javanischen Hotels nicht für anstöfsig, sich tags über in einem sehr bequemen Negligé auf der Veranda den Blicken Anderer zu präsentieren. Die Herren tragen dabei meist weite, leichte und bunte, japanische Hosen und weifse Jacken, an den blofsen Füfsen Pantoffeln oder Sandalen. Bei den verheiratheten Frauen ist die malaiische Tracht beliebt, ein bis auf die blofsen Füfse hinabreichendes, oft sehr kostbares Lendentuch, der Sarong, und eine leichte, weifse, mit Spitzen verzierte und durch eine Agraffe vorn zusammengehaltene Jacke. Die Damen erscheinen in diesem Kostüm auch zum ersten und zum zweiten Frühstück an der Hoteltafel, gehen selbst wohl darin auf die Strafse, zum Markt oder zu andern Besorgungen. Zum Diner aber, welches gegen 8 Uhr



Strafse im Chinesischen Viertel von Batavia.

eingenommen wird, erscheinen sie in grofser Toilette. Die Bedienung im Hotel wird ausschliefslich von Malaien besorgt.

Am Montag früh benutzte ich die Gelegenheit, um mir die Stadt Batavia anzusehen und im deutschen Generalkonsulat meinen Besuch zu machen. Batavia ist eine sehr umfangreiche Stadt, eigentlich aus zwei Städten zusammen gewachsen, welche die holländischen Bewohner als „benedenstad“, das eigentliche alte Batavia und „bovenstad“, die Villenstadt Weltevreden unterscheiden. In der Benedenstad liegen die Geschäftsräume, in Weltevreden die Wohnhäuser, welche alle — meist einstöckig aber geräumig und weit — in Gartenanlagen versteckt liegen. Der Umfang der Stadt wird durch die weitläufige Bauart sehr vergröfsert, und man ist, falls man nicht einen besonderen Überflufs an freier Zeit hat, genötigt, bei allen Besorgungen sich der Fahrgelegenheiten zu bedienen. Abgesehen davon, dafs Batavia benedenstad und Weltevreden an der Hauptbahnstrecke besondere Bahnhöfe besitzen, zwischen denen regelmäfsige Züge verkehren, sind elektrische und Dampfstrafsenbahnen vorhanden. Aufserdem bekommt man im Hotel zu fester Taxe ein- und zweispännige Wagen gestellt, und dem Strafsenverkehr dienen endlich die numerierten, zweiräderigen dos à dos, allgemein nach dem Malaiischen „Sados“ genannt, welche von malaiischen Kutschern geführt und von kleinen, flinken Ponies gefahren werden.



Das deutsche Generalkonsulat in Batavia.

Die Züge der Hauptstrafsen werden in beiden Stadtteilen von breiten, mit Steinmauern eingefafsten Kanälen begleitet, auf deren trüben Wassern grofse Lastkähne unter den Brücken hindurch verkehren. Zu jeder Tageszeit trifft man in diesen Kanälen, welche meistens die Mitte der Strafse einhalten und stellenweise beiderseits von schattigen Baumalleen eingefafst sind, badende Malaien beiderlei Geschlechts. Die Wohnungen der Malaien liegen abseits von den Hauptverkehrswegen in besonderen Stadtvierteln. In der Nähe der Hauptgeschäftsgegend, die beiden Stadtteile mit einander verbindend, liegt das Chinesenviertel. Bau und Schmuck der Häuser gleicht einigermafsen dem, was ich davon in Singapore gesehen, und verleiht hier in der andersartigen Umgebung der vom Kanal durchzogenen Strafse einen besonderen Reiz.

Öffentliche Gebäude von hervorragender Schönheit sind in Batavia nicht gerade sehr zahlreich, was damit zusammenhängen mag, dafs man wegen der öfters merkbaren Erdbewegungen von hohen Bauten absehen mufs. Immerhin sind das Palais des Generalgouverneurs, das Museum am Koningsplain, einige Kirchen und die Gebäude der grofsen Klubs „Harmonie“ und „Concordia“ von beachtenswerten architektonischen Formen. Die letzteren sind besonders in ihrem Innern palastartig, prunkhaft ausgestattet. Sie enthalten grofse Lesesäle mit reicher Litteratur und elegante Concert- und Gesellschaftsräume.

Was Batavia vor ähnlichen Städten in andern Kolonien bedeutsam auszeichnet, das ist der Umstand, dafs hier im häuslichen wie im öffentlichen Leben der Bewohner alles für den dauernden Aufenthalt berechnet ist. Das rastlose Hasten nach dem reichen Gewinn, der in einigen Jahren für alle Entbehrungen, die das Tropenleben mit sich bringt, entschädigen soll, drückt den grofsen tropischen Handelsemporen wie Colombo und Singapore einen besonderen Stempel auf. Der Holländer geht nicht nach Batavia, um nach kurzer Frist in die alte Heimat zurückzukehren, er richtet sich draufsen häuslich ein und gründet sich eine neue Heimat. Man trifft nicht selten Leute, die mit ihrer Familie seit dreifsig und mehr Jahre dort draufsen leben. Sie lassen ihre Kinder, wenn sie erwachsen sind, wohl in Europa ihre Ausbildung vollenden, aber diese kehren dann in ihr Geburtsland zurück und helfen, indem sie den Connex mit dem Mutterlande aufrecht halten, die neue Heimat gedeihlicher Entwicklung entgegenzuführen. Von dem in Batavia geborenen Sohn einer der ersten europäischen Familien Batavias, der im Semester vorher in München meine Vorlesungen besucht hatte, waren mir Grüfse an die Eltern aufgetragen worden. Ich gewann dadurch Gelegenheit, gleich am ersten Tage meines Aufenthalts in holländisch Indien in dem mit feinsinnigem Geschmack ausgestatteten Hause einer hochgebildeten Familie eine angenehme Stunde zu verleben.

Auf dem Programm dieses ersten Tages stand aufserdem noch der Besuch des deutschen Konsulates, welches aufserhalb der Stadt in Tanah abang auf einem niedern Hügel, der frischen Seebrise zugänglich, gelegen ist. Es wurde mir recht heimatlich zu Sinn, als ich an dem grofsen Hause die deutsche Fahne über dem Wappenschild erblickte, und meine warme Empfindung wurde noch wesentlich verstärkt, als ich bei dem deutschen Generalkonsul, Herrn von Syburg, einen nach meinen Erfahrungen in Singapore gänzlich unerwarteten, freundlichen Empfang fand, als ich statt des zugeknöpften Beamten einen liebenswürdigen Landsmann kennen lernte, der bereit war, mir mit seinen reichen und vieljährigen Erfahrungen in jeder Hinsicht Beistand zu leisten. Ich bin während des folgenden Halbjahres noch gar oft und gar gern in dem grofsen, schönen Hause zu Gast gewesen, und ich verehre heute noch und für alle Zeit in dem Herrn von Syburg einen lieben Freund, dem ich für die Güte und Herzlichkeit, die er dem fremden Weltreisenden entgegenbrachte, zu tiefem Dank verbunden bleibe.

BUITENZORG.

Wenn man mit der Eisenbahn von Weltevreden nach Buitenzorg reist, was mit dem Schnellzuge etwas mehr als eine Stunde, mit einem gewöhnlichen Zuge etwa die doppelte Zeit in Anspruch nimmt, so hat man zunächst den Eindruck, als ob man fast ununterbrochen im Walde fährt. Laubbäume mit reichverästelter Krone und dichtem Blätterschmuck, untermischt mit den breiten Blattbüscheln der Bananen und überragt von den schöngeformten Kugelkronen der schlanken Kokospalmen, begleiten die Bahn zu beiden Seiten. An dem Damme und in den ihn begleitenden Gräben drängen sich allerlei Gras und Kraut empor, auffallend häufig eine blaublühende Verbanacee und eine Cassia mit gelben Blüten. Mancherlei Farne, vor allen Dingen Gleichenien bilden mit den im Schmuck bunter Blütendolden stehenden Lantanabüschen am Saum des vermeintlichen Waldes mehr oder minder dichte Hecken. Mitunter sind Gruppen von Bambushalmen eingesprengt, welche mit ihrer schön geschwungenen, fast wedelartig regelmäfsigen, zarten Beblätterung an heimische Weidenbüsche erinnern. Bisweilen gewinnt man im Vorbeifahren einen tieferen Einblick in das bunt zusammengesetzte Dickicht und gewahrt dann unter den Laubkronen, zwischen den schlanken Stämmen die von einem Bambusgehege umgebenen Häuser der Eingebornen, bei denen sich Erwachsene und Kinder bei der Arbeit oder im Spiel auf dem von Vegetation freigehaltenen Hofraum herumtummeln. Es dauert einige Wochen, bis sich das Auge so weit an die ungewohnten Formen der tropischen Vegetation gewöhnt hat, dafs man in dem Baumschlag, welcher die Hütten umgiebt, neben den Kokospalmen, Bananen und Bambus die mancherlei nutzbaren Bäume erkennt, von denen die Eingebornen ihren Lebensunterhalt gewinnen, bis man im schnellen Vorbeifahren unterscheiden lernt, ob sich hinter dem vermeintlichen Walde eine von Schattenbäumen überragte Kaffeepflanzung oder ein Kakao-



Häuser der Eingebornen im Obstbaumwalde. Westjava.

garten oder der Obstgarten eines Eingebornendorfes verbirgt. In Wirklichkeit ist es ausnahmlos Kulturgelände, welches den Schienenstrang begleitet. Dafs die Bäume vorwiegen, ist eine Eigenart der Vegetation in dem regenreichen Tropenlande, in dem die Zahl der krautartigen Gewächse überhaupt gewaltig gegen die Baum- und Strauchflora zurückbleibt. Nur eine Form des Landbaues erinnert an unsere heimischen Verhältnisse, an wirkliches Ackerland: das sind die Reisfelder, welche in Thalsenkungen, an Flufsufern zwischen den ausgedehnten, waldigen Komplexen eingeschaltet sind.

Männer und Frauen bei der Feldarbeit, badende Kinder, und auf den Landstrafsen Fufsgänger, Ochsenkarren und Pferdewagen, bilden die wirkungsvolle Staffage des wechselreichen Bildes, das im Fluge an uns vorüberzieht. Bisweilen sieht man auch wohl eine Herde der gewaltigen, schwarzgrauen Büffel oder Kerbauen mit ihren weit ausliegenden Hörnern im Flusse oder in einem Wassertümpel umher waten. Die Eingebornen halten diese kolossalen, un-



KERBAUENHERDE IM GEBIRGSBACH.



beholfenen Wiederkäuer als Haustiere, benutzen ihre gewaltige Kraft bei der Feldarbeit und zum Ziehen von Last- und Reisewagen.

An den kleinen Stationsgebäuden, deren man zwischen Batavia und Buitenzorg fast ein Dutzend passiert, erwarten Eingeborne und wohl auch Europäer den Zug, mit ihnen teilen Verkäufer und Verkäuferinnen von Obst und allerlei Erfrischungen den Raum vor dem kleinen, weifsgetünchten Gebäude, das den Beamten zum Aufenthalt dient. Nach kurzem Anhalten geht es weiter, vorbei an Reisfeldern und Baumpflanzungen, über denen in der Ferne das blaue Gebirge mit seinen Vulkankegeln auftaucht, bis endlich der Zug in die stattliche Halle des Buitenzorger Bahnhofes einläuft. Da Buitenzorg der Sitz des Generalgouverneurs und der Kolonialregierung ist, da es aufserdem bei einer Höhenlage von 265 m als eine Art Sommerfrische für die Beamten und Kaufleute im heifseren Batavia gilt, so ist der Personenverkehr auf dieser Strecke nicht unbedeutend. Auch die Eingebornen von Nah und Fern benutzen mit Weib und Kind gerne das moderne Verkehrsmittel. In dem stattlichen Bahnhofe sind alle Vorkehrungen zur Bequemlichkeit der Reisenden getroffen. Hotelwagen und Sados halten vor dem Portal. Ich fuhr, als ich am Vormittag des 27. August 1899 dieses Ziel erreicht hatte, mit einem Sado nach dem Hotel Bellevue, das mir als eines der besten genannt worden war. Die Fahrt dahin führte mich über die Hauptstrafse der Europäerstadt, den Djalan besar, welche streckenweise längs des botanischen Gartens hinläuft. An der andern Strafsenseite liegen in Vorgärten die Wohnhäuser der Europäer in gleicher Bauart wie in Batavia.

Das Hotel Bellevue ist Eigentum eines alten, etwas mürrischen, deutschen Herrn, der sich um seine Gäste garnicht kümmert. Seine Frau, eine energische Holländerin führt die Oberleitung, im Übrigen ist alles den javanischen Dienern überlassen, von denen der älteste, der Mandur, gewissermafsen das Amt des Oberkellners verwaltet. Man lebt in dem Hotel Bellevue nicht wesentlich besser oder schlechter als in andern javanischen und sumatranischen Hotels gleichen Ranges, trotzdem wird es von Erholungs- oder Vergnügungsreisenden und von fremden Botanikern mit Vorliebe aufgesucht. Es besitzt nämlich Vorzüge, deren sich die anderen Hotels in Buitenzorg nicht in gleicher Weise rühmen können. Von der Veranda der nach rückwärts gelegenen Hotelzimmer aus geniefst man von oben einen entzückenden Blick auf die Thalschlucht des Tjidani, auf die Palmen- und Obstbaumwälder der an den Ufern dieses

Flusses sich ausdehnenden Malaienstadt und auf den imponierenden Bergkegel des bis zum Gipfel mit Urwald bedeckten Vulkans Salak im Hintergrunde. Ein weiterer Vorzug des Hotels, der besonders den Botanikern zu gute kommt, ist seine Lage in nächster Nähe des grofsen, botanischen Gartens und der zahlreichen, mit demselben verbundenen Laboratorien und Institute.

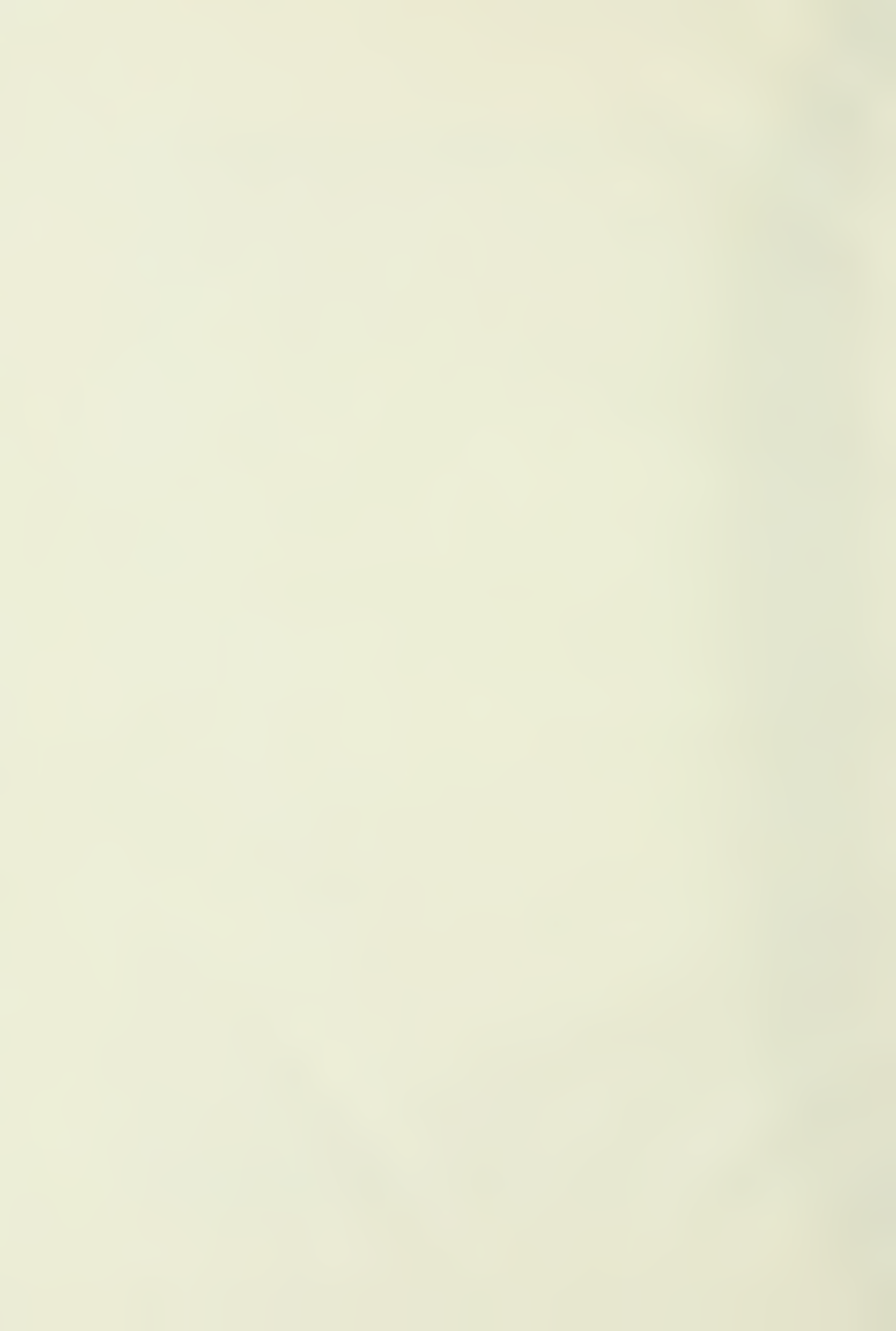
Nachdem ich mich in meinem Hotelzimmer für längere Dauer häuslich eingerichtet und auch mein inzwischen eingetroffenes, gröfseres Reisegepäck untergebracht hatte, galt natürlich mein erstes Unternehmen dem botanischen Garten. Ich liefs mich durch einen Hotelbediensteten bei dem Direktor der botanischen Anstalten, Professor Treub, für den Abend zum offiziellen Besuche anmelden und bekam als Antwort eine freundliche Einladung zum Diner. Es ging mir wie allen andern Fachgenossen, die mit diesem seltenen und bedeutenden Mann in Berührung gekommen sind. Jeder weifs seine Liebenswürdigkeit zu rühmen, die ihn trotz der grofsen Arbeitslast, welche in der Verwaltung des umfangreichen, zum gröfsten Teil von ihm geschaffenen Institutes auf seinen Schultern ruht, Zeit finden läfst, die Gäste des Gartens als seine persönlichen Gäste aufzunehmen, sie in die neuen Verhältnisse einzuführen und ihnen zu jeder Zeit mit Rat und Hülfe zur Verfügung zu stehen.

Gleich am nächsten Tage nach dem in Professor Treubs Gesellschaft aufs angenehmste verbrachten Abend, führte er mich durch den botanischen Garten, diesen reichhaltigsten und wissenschaftlich einzigen Tropengarten mit seinen reichen Pflanzenschätzen, die in der Übersichtlichkeit und Schönheit ihrer Anordnung, in der Üppigkeit ihres Gedeihens immer aufs neue den Beobachter in Staunen und Bewunderung versetzen. Die wundervolle Allee von gigantischen Canariumbäumen, in der jeder Stamm eine andere Kletterpflanze trägt, die ausgedehnten Palmenalleen, die riesigen Bambusgebüsche, die artenreiche Farnabteilung, das Lianenquartier, die Orchideensammlung, ausgedehnte Teiche mit wunderbaren Wasserpflanzen bedeckt, umgeben von kolossalen schattenspendenden Fikusbäumen und hundert andere nicht minder auffällige und interessante Dinge vereinigen sich hier zu einem gewaltigen Tropenpark der an Schönheit seines Gleichen sucht, an wissenschaftlicher Bedeutung von keinem andern Garten der Welt erreicht wird.

Es ist nicht meine Absicht in diesem Buche eine eingehende Schilderung der botanischen Schätze zu geben, welche der Buitenzorger Garten birgt. Sie würde Bände füllen müssen. Einen grofsen



CANARIENALLEE IM BOTANISCHEN GARTEN ZU BUITENZORG.



Teil des Schönsten und Interessantesten hat vor wenigen Jahren der Grazer Botaniker Haberlandt in einer nach Form und Inhalt vollendeten Darstellung seinem Buche „botanische Tropenreise“ eingefügt, welches für Laien und Fachmänner eine gleich genuſsreiche Lektüre bildet.

Nachdem mich der Direktor Treub auch mit seinem wissenschaftlichen Stabe, der aus mehr als zwanzig Gelehrten oder technisch-fachmännisch geschulten Beamten besteht, bekannt gemacht und mich in die mit dem Garten verbundenen Institute und Laboratorien eingeführt hatte, konnte ich ungesäumt meine wissenschaftlichen Arbeiten beginnen. Ich bekam in dem für die fremden Besucher bestimmten Laboratorium einen Arbeitsplatz zum Mikroskopieren und zum Präparieren des Untersuchungsmaterials, welches der Garten in schier unerschöpflicher Fülle darbietet.

Der tropische Tag beginnt um 6 Uhr, wenn die Sonne sich über den Horizont erhebt. Da in Buitenzorg während der Nacht eine angenehme Abkühlung der Luft stattfindet, so empfindet man, an die gröſsere Hitze des Tages gewöhnt, die Morgenkühle köstlich erfrischend, das Sonnenlicht glitzert auf den Palmwedeln und auf dem meist lederigen, glänzenden Laube der Bäume wie in tausend Tautropfen; es ist nicht viel anders als bei uns an dem schönen Morgen eines klaren Hochsommertages. Der malaiische Hoteldiener, dessen Fürsorge mein leibliches Wohl anempfohlen war, gewöhnte sich bald an meine Regelmäſsigkeit, und wenn ich im ersten Morgenstrahl mein Schlafgemach verlieſs, so fand ich bereits auf meiner Veranda den Morgentrunk vor, den man sich aus starkem Kaffeeextrakt, heiſsem Wasser und Zucker nach Belieben mischt. Bald nach 6 Uhr ging ich in den botanischen Garten hinüber, in dem ich nun während der nächsten Stunden, manchmal bis gegen 9 Uhr hin Beobachtungen machte und Materialien einsammelte für die Tagesarbeit, oder zur Konservierung für spätere Verarbeitung. Von 8 Uhr an bis 9 Uhr wird im Speisesaal des Hotels das erste Frühstück serviert: Eier, Schinken, allerlei Wurst und Fischdelikatessen zu frischem Brot mit Butter. Inzwischen ist mit der steigenden Sonne die Temperatur schon beträchtlich gestiegen. Wenn der dauernde Aufenthalt im Freien dann auch gerade nicht unerträglich oder gar gefährlich gewesen wäre, so zog ich es doch gewöhnlich vor, die Zeit bis gegen 1 Uhr in dem gegen die Sonnenstrahlen geschützten Laboratorium zu verbringen. Mikroskopieren, Präparieren, Zeichnen und gelegentlich

auch photographische Arbeiten nahmen mich während dieser Stunden vollauf in Anspruch. 1 Uhr ist im Hotel die Zeit der Reistafel, einer eigenartigen, spezifisch holländisch-indischen Mahlzeit. Die Grundlage bildet gut gekochter Reis, dessen Körner einzeln ihre Form behalten und nicht kleisterig sind. Man überschüttet ihn auf einem tiefen Teller mit einer scharfen Currytunke, in welcher allerlei Grünzeug schwimmt und nimmt dazu allerlei Fleisch, Fisch und Eierspeisen, welche gleichzeitig präsentiert werden und welche man auf den Rand des reisgefüllten Tellers oder auf einem kleinen, daneben stehenden Dessertteller legt. Im Hotel gab es als Beigerichte regelmäfsig Spiegeleier, gebackenes Huhn, Frikadellen und Fische. Damit noch nicht genug, bekommt man eine bunte Schüssel gereicht, auf der in kleinen Schälchen allerlei besondere, meist sehr gewürzhafte Leckerbissen liegen, die in ihrer Gesamtheit als Sambal bezeichnet werden, Garnelen, getrocknete Fischchen, Herzen, Leber und Magen vom Huhn fein zerhackt, getrocknetes Fleisch, zermahlene Kokoskerne und diverses andere, dessen Art und Ursprung mir häufig unergründlich blieb. Von diesen Dingen nimmt man gewissermafsen als Gewürz kleine Mengen auf den bereits überladenen Teller und beginnt dann mit Löffel und Gabel das abwechslungsreiche Vertilgungswerk. Ich mufs gestehen, dafs mir das Gericht nach Brauch und Sitte mit allen Finessen bereitet zu scharf gewürzt und zu bunt zusammengesetzt war; ich zog es deshalb vor, zu dem mit der Fleischsauce übergossenen Reis ein Spiegelei und ein Stück Fleisch zu essen, den Sambal aber zurückzuweisen. Da nach der Reistafel gewöhnlich noch ein Beefsteak mit Salat gereicht wurde, so fand ich immer genügende Gelegenheit, mich satt zu essen.

Nach der Reistafel, in der heifsesten Zeit des Tages ist ein Ruhestündchen sehr angenehm. Fast alltäglich bricht während desselben in Buitenzorg ein heftiges Gewitter mit kolossaler Regenmenge los und kühlt die Temperatur soweit ab, dafs man nach der Ruhe und dem sich anschliefsenden Bad noch einige Stunden ohne Belästigung arbeiten kann.

Das Bad hat in Holländisch-Indien auch seine Eigenart. Ausnahmsweise ist bei dem Hotel Bellevue in Buitenzorg ein kleines, von einer frischen Quelle gespeistes, überdachtes Schwimmbassin, das ich mit Vorliebe aufsuchte. Sonst aber kennt man als Bad dort nur eine Kammer mit Stein- oder Cementboden, in welcher in einem gemauerten Bassin oder auch in aufgestellten Steingutkrügen Wasser zum Übergiefsen des Körpers bereit steht, seltener

trifft man daneben eine Brausedouche. Man bezeichnet das Übergiefsen des Körpers mit Hülfe eines kleinen Eimerchens als Mandiën, den Baderaum als Kamer mandi. Die Stunden nach dem Bad bis zur Dunkelheit benutzte ich häufig, um im Laboratorium die neu eingetroffene Fachlitteratur zu studieren oder um Arbeiten, die ich am Morgen hatte liegen lassen müssen, fortzusetzen. Nach Beginn der Dunkelheit, die um 6 Uhr mit Sonnenuntergang sehr schnell hereinbricht, pflegte ich auf der Veranda meines Hotelzimmers bei Lampenlicht zu schreiben oder zu lesen oder die malaiische Sprache zu studieren, was ja für meine späteren Reiseabsichten dringend nötig war. Zum Abstatten und Empfangen von Höflichkeitsbesuchen ist in Holländisch-Indien die Stunde von 7 bis 8 Uhr reserviert. Bald nach 8 Uhr beginnt das aus mehreren Gängen in europäischer Weise zusammengesetzte Diner. Die Abendstunden bleiben dann der Geselligkeit, Besuch der Societät mit Billard und Lesezimmer oder Unterhaltung mit den Hotelnachbarn, und wenn der Mond scheint und der Gewitterregen rechtzeitig aufgehört hat, auch wohl ein gemeinsamer Mondscheinspaziergang auf dem Djalan besar durch den schönen Abend.

Dieses regelmäfsige Tagesprogramm wurde nicht selten dadurch angenehm unterbrochen, dafs ich bei dem Direktor Treub oder bei einem der andern Europäer zu Gast war und am Freitag Abend reiste ich immer gern nach Batavia, um als Gast im Hause des Generalkonsul zu weilen und abends im deutschen Klub mit lieben Landsleuten dem edlen Kegelspiel zu huldigen. Die Sonntage, an denen ich nur die Vormittagsstunden der Arbeit in Garten und Laboratorium widmete, gaben mir Zeit, auch die Gebräuche und Einrichtungen der Eingebornen näher kennen zu lernen, deren Leben und Treiben ich alltäglich und stündlich vor meiner Veranda und auf dem Wege zum Garten zu beobachten Gelegenheit hatte.

Unter den nicht europäischen Bewohnern von Buitenzorg bilden die Chinesen nur einen sehr geringen Bruchteil. Sie sind meist Handelsleute, zum Teil Besitzer grofser Kaufläden, sogenannter Tokos, in denen alle möglichen Gebrauchsartikel wie in einem modernen Grofsstadtwarenhause neben einander aufgestapelt und zu kaufen sind. Arme chinesische Kulis, welche sich als Lohnarbeiter verdingen, giebt es in Java nicht. Man sagte mir, dafs die Chinesen selbst, um eine dominierende Stellung gegenüber den Malaien zu behalten, die Einwanderung ärmerer, auf den Broterwerb durch körperliche Arbeit angewiesener Landsleute verhindern. Die

Hauptmasse der farbigen Bevölkerung gehört der malaiischen Race an. Man kann aber im allgemeinen drei Typen in der malaiischen Bevölkerung unterscheiden, die sich durch die Kleidung äufserlich unterscheiden und eine verschiedene Muttersprache haben. Westjava ist der eigentliche Stammsitz der Sundanesen, daneben aber sind zahlreiche Javaner vorhanden, die ich später in ihrem eigentlichen Wohnsitze, den Vorstenlanden von Middenjava näher kennen lernte, und ein nicht geringer Bruchteil besteht aus den Küstenmalaien, einem Wandervolke, welches ursprünglich in Malakka und auf Sumatra heimisch ist, jetzt aber an allen Küsten des Archipels und weit darüber hinaus zu finden ist, und seine Sprache als ein Verständigungsmittel eingebürgert hat für alle die verschiedenen Völker, welche Handel und Wandel in dem vielgestaltigen schätzereichen Insellande zusammen führt. Die Racencharaktere der drei Stämme sind selbstverständlich in den Gebieten, in denen alle drei gemeinsam auftreten, vielfach verwischt, so dafs nur scharfe Beobachtung die feinen Unterschiede in Körperbau und Gesichtsschnitt, in Tracht und Sitte erkennt. Die Hautfarbe ist ein warmer, brauner Ton in wechselnden Nüancen. Der Gesichtsausdruck wird durch grofse, dunkle Augen mit sanftgeschwungenen Brauen, etwas vorstehende Backenknochen, volle Wangen, volle aber nicht übermäfsig gewulstete Lippen und ein rundes Kinn beherrscht. Der Europäer findet wohl immer anfangs die kleine, tiefgesattelte Stumpfnase am auffälligsten; sie giebt dem Gesicht einen offenen, kindlichen Zug. Die Männer haben spärlichen Bartwuchs, aber langes straffes Haar, das unter einem Kopftuch verhüllt getragen wird. Die Frauen tragen das Haar glatt nach hinten gekämmt und zum Knoten geschlungen. Die Tracht besteht bei den Männern aufser einem Baumwollhemd aus einer kurzen, engen Kniehose, einem mehr oder minder lang herabreichenden Hüfttuch, dem Sarong, und aus einer dunklen Jacke. Die Frauen tragen den Sarong bis über die Brust hinaufgezogen, hinten und seitlich glatt anliegend, ferner eine lange Ärmeljacke, die Kabaja, welche vorne durch eine Spange zusammengehalten wird, und beim Ausgang ein dem Sarong in der Färbung ähnliches Tuch, den Slendang, wie eine gefaltete Schärpe schräg über Brust und Schulter. In der Umgebung von Buitenzorg und tiefer im Lande sah ich übrigens die Frauen gelegentlich bei der Arbeit mit blofsem Oberkörper, den Sarong um die Hüften befestigt, sie zogen aber stets den Sarong sofort bis unter die Arme hinauf, sobald sie die Nähe des Europäers bemerkten. Auf meine

Frage, warum sie diese Kostümveränderung für nöthig hielte, bekam ich von einer jungen Frau die Antwort „Orang blanda tida boleh tanggung". Ein rätselhaftes Wort! Es kann heifsen „der Europäer kann es nicht ertragen", oder „dem Europäer ist nicht zu trauen", es bedeutet aber auch „er will es nicht dulden". Nach dem Tonfall und dem etwas schnippischen Ausdruck des hübschen Gesichtchens schien es hier im erstern Sinne verstanden zu sein.

Die Häuser der Malaien sind in Buitenzorg und im Hinterlande ordentlich und sorgfältig gebaut, einstöckig mit einem grofsen Binnenraum, dessen Eingang durch einen Vorhang verschlossen ist, und einer breiten Veranda unter dem weit vorspringenden, in seinem untern Teil etwas verflachten Walmdach. Die Veranda, welche durch Rollvorhänge gegen die Sonne geschützt werden kann, bildet während des Tages den Aufenthaltsort der Familienglieder. Der Bau eines solchen Hauses geht leicht und schnell von statten. Zuerst wird das Balkengerüst aus Bambus mit dem Dachstuhl aufgestellt, dann wird das Dach gedeckt, wozu entweder Hohlziegel verwendet werden oder Atap. Das Letztere besteht aus den Fiedern eines Palmblattes, welche an einem Stab neben einander festgebunden lange Flächen bilden, die auf dem Dachstuhl schindelartig befestigt werden. Ein Atapdach hat vor dem Steindach, wie ein europäisches Strohdach, den Vorzug, dafs es die Hitze besser abwehrt. Es hält aber dem derben Platzregen, der die tropischen Gewitter begleitet, nicht so lange Widerstand als gut gebrannte Ziegel; aufserdem nistet sich in ihm leicht das Ungeziefer, vor allem die Ratten, ein. Die Wände des Hauses werden von geflochtenen Bambusmatten gebildet. Indem abwechselnd dunklere und hellere Streifen verwendet werden, entstehen einfache, regelmäfsige Flechtmuster, welche das Haus äufserlich schmücken und im dämmerigen Innern die bunte Tapete ersetzen. Der Fufsboden des Hauses ist ganz allgemein



Eingeborne Frauen von Westjava beim Spiel.



Malaienhäuser in Westjava.

ein wenig über dem Erdboden erhaben, so dafs gewissermafsen das ganze Gebäude auf Pfählen steht. Man hat diese Baueigentümlichkeit oft auch bei europäischen Gebäuden nachgeahmt, indem man statt der Bambus- oder Holzstützen niedere Steinpfeiler verwendet, auf denen der Fulsboden des Erdgeschosses ruht. Es handelt sich dabei wohl einmal um die Abhaltung der Bodenfeuchtigkeit, die das Haus schneller zerstört und für die Bewohner ungesund sein mufs, und dann um die Fernhaltung von allerlei Ungeziefer wie der Kröten und ähnlicher Kriechtiere.

Ganz ohne vierbeinige Mitbewohner bleiben aber trotzdem die Häuser weder bei den Eingebornen noch bei den Europäern. Überall klettern an der Decke und an den Wänden, selbst an Tischen und Stühlen die kleinen Tjitjaks herum, fingerlange Eidechsen aus der Gattung Hemidactylus, welche mit grofser Gewandtheit allerlei lästige, geflügelte Insekten, Termiten und Moskitos fangen und dadurch den Hausbewohnern nützlich werden. Man gewöhnt sich leicht an ihre Anwesenheit und an ihre überall vernehmlichen, dem Schwalbengezwitscher vergleichbaren Stimmchen. Eine gröfsere Geckonenart, der Toke, wohnt als Einsiedler zwischen den Dachsparren der Häuser. Man bekommt ihn nur äufserst selten zu Gesicht, um so häufiger vernimmt man aber in der Stille des Abends

seinen Ruf. Er beginnt mit einem meckernden Räuspern und ruft dann einige Male in kurzen Zwischenpausen scharf accentuiert: Géckō!

Bisweilen liest man in Reisebeschreibungen, dafs man abends vor dem Schlafengehen das Kopfkissen aufheben müsse, weil sich eine Schlange darunter angesiedelt haben könne, und dafs es nötig sei, am Morgen erst die Schuhe oder Pantoffeln auszuschütten, weil Skorpione oder giftige Skolopender darin sein könnten. Ich habe in den indischen Häusern jemals weder Schlangen noch Skorpione gesehen, habe allerdings auf meiner ganzen Reise weder unter meinem Kopfkissen noch in meinen Pantoffeln jemals ernstlich danach gesucht.

In vielen malaiischen Wohnhäusern findet man die Veranda als Verkaufsladen hergerichtet. Vor dem Eingang ist ein langer Tisch angebracht, auf dem auf Tellern und Körben allerlei Früchte und andere Efswaren zum Verkauf und zum direkten Genufs hergerichtet sind. Gelbreife Bananen in grofsen Trauben, Früchte des Melonenbaumes (Carica), Ananas, frische Kokosnufskerne, die in Fruchtbrei gehüllten Kerne des Durian, Manga und Mangostanen, Rambutans, Dukus, Jambus und wie sie alle heifsen mögen, diese Produkte eines malaiischen Obstgartens. Alles ist sauber und appetitlich hergerichtet, ein Durcheinander, wie man es wohl bisweilen in den Münchener Käselädchen trifft, liebt der Malaie nicht. Die mancherlei Tropenfrüchte, welche eine solche Sammlung aufweist, haben meist schon an sich ein zierliches und appetitliches Aussehen, in ihrer Schmackhaftigkeit können sie aber kaum mit unsern einheimischen Äpfeln, Birnen, Kirschen, Pfirsichen, Trauben und Erdbeeren in Konkurrenz treten. Am schmackhaftesten fand ich immer noch die aromatischen Ananas, welche amerikanischen Ursprungs in allen Tropenländern in Kultur sind. Auch die Bananen kann man als gutes Obst gelten lassen. Man unterscheidet von ihnen, wie wir bei unsern europäischen Obst, eine grofse Zahl von Sorten, welche nach Aussehen und Gröfse der Früchte zu unterscheiden sind, aber auch bezüglich des Aroms und Geschmacks ebenso grofse Unterschiede aufweisen wie etwa unsere einheimischen Birnensorten. Die feineren Sorten, wie Pisang mas und Pisang radjah sereh sind kleinfrüchtig mit süfsem, schmelzendem, duftig würzigem Fleisch. Die kindskopfgrofsen Pompelmusen und die Mandarinen, welche dort draufsen ihre südeuropäischen Gattungsgenossen, die Orangen vertreten, sind weniger saftig als die letzteren und vor allen Dingen

sauer und ohne das feine Arom. Eine gute Manga erinnert nach Geschmack und Konsistenz des Fruchtfleisches an eine Melone, die Frucht besteht aber zu dreivierteln aus Schale und Kern. Auch die apfelgrofse Frucht der Mangostanen enthält nur einen verhältnismäfsig kleinen, geniefsbaren Bestandteil, das weifse, cremeartig zerschmelzende Fleisch der sechs bis acht Samen, die von einer dicken, rotbraunen, ungeniefsbaren Schale umhüllt werden. Der Geschmack dieses süfsen Samenfleisches gehört allerdings mit zu den feinsten Genüssen, welche Tropenfrüchte überhaupt zu bieten vermögen. Von Leuten, welche in Indien reisten oder sich lange dort aufhielten, wird bisweilen der Durian als die köstlichste Tropenfrucht bezeichnet. Ich habe nur ein einziges Mal den Versuch gemacht dieser Frucht Geschmack abzugewinnen. Am 11. Oktober war der Geheimrat Koch aus Berlin in Begleitung seiner Gemahlin und des Stabsarztes Olwig in Batavia eingetroffen, um den Wandlungen der Malariaparasiten auf die Spur zu kommen. Zur Feier der Gäste fand im Generalkonsulat ein Diner statt, zu dem auch ich als geladener Gast von Buitenzorg erschien. Als wir am Schlufs des opulenten Mahles beim Obst angelangt waren, äufserte die Frau Geheimrat den Wunsch, den Durian zu kosten, von dem sie bereits so viel gehört. Der immer hülfbereite Konsulatssekretär, Herr Rabe, der im Nebenamt die dem Hause leider fehlende Hausfrau vertrat, wufste dem Wunsch der Dame Rechnung zu tragen, und noch bevor wir vom Mahl uns erhoben hatten, präsentierte Ketjil, der malaiische Diener, auf kostbarer Schüssel das seltsame Gericht, welches einen recht aufdringlichen Geruch nach Knoblauch und Buttersäure entwickelte. Die musartige Umhüllung der Samen, welche in Reihen in der mit kurzen Pyramidenstacheln bepanzerten, dicken, grünen Schale der kopfgrofsen Frucht eingeschlossen sind, bildet den geniefsbaren Teil. Man rühmt von diesem weifslichen Fruchtbrei, dafs er den milden Geschmack von gezuckertem Schlagrahm mit demjenigen süfser Mandeln und eines guten Sherry verbindet. Ich mufs gestehen, dafs ich jeden dieser drei Geschmäcke lieber rein geniefse. Ihre Mischung, wenn anders der Geschmack des Durian dieselbe repräsentiert, fand ich fade, schal, käsig, nichtssagend und wabbelig und jedenfalls durch die mit dem Genufs verbundene Mifshandlung der Geruchsnerven viel zu teuer erkauft. Da übrigens der Geruch des Durian sich wie der des Knoblauchs dem Esser mitteilt, und da aufserdem der Genufs der Frucht eine für den normalen Menschen höchst überflüssige und unter Um-

ständen unangenehme, physiologische Wirkung haben soll, so habe ich mir's an dem einmaligen Genufs vollauf genügen lassen. Ich verstehe es, wenn Professor Treub die Bestimmung getroffen hat, dafs in seinem Hause das Durianessen auch den europäischen Gästen nur in der weit abseits gelegenen Badekammer erlaubt ist, und ich habe später, als ich mir für meine Reisen auf Sumatra einen javanischen Diener anwarb, ausdrücklich Wert darauf gelegt, einen Mann zu bekommen, der nicht gewohnheitsmäfsiger Durianesser war. Die übrigen Tischgäste waren übrigens hinsichtlich des Wertes der Frucht zum Teil anderer Meinung, und ich gestehe gerne, dafs mein Urteil auch hier ein durchaus subjektives ist. Wer Gelegenheit findet, mag selbst einen Versuch machen, ob es ihm besser ergeht. Probieren geht über Studieren.

Die grofse Bedeutung, welche der Fruchthandel für die eingebornen Bewohner des baumreichen Landes hat, geht übrigens auch daraus hervor, dafs aufser von den Warungs, den Läden in den Häusern der Malaien, auch noch von zahlreichen Hausierern Obst feilgeboten wird, und dafs auch auf dem Passar, dem Marktplatz, die Obsthändler einen bedeutenden Raum einnehmen. An allen diesen Verkaufsstellen findet man auch die Ingredienzien für die landläufigen Mahlzeiten, gekochten Reis, Currysauce, getrocknete Fische und allerhand Sambal. Für wenige Cents mischt der malaiische Arbeiter sich aus diesen Dingen seine einfache Mahlzeit, die gewöhnlich auf der Strafse vor dem Warung oder neben den Tragkörben des „fliegenden" Verkäufers eingenommen wird. Die Leute sind äufserst bedürfnislos, besondere Leckereien sind ihnen unbekannt, ihr Getränk ist reines oder mit Fruchtsäften und Zucker gemischtes Wasser, zu dessen Kühlung ihnen die von den Europäern mitgebrachte Kultur für billigen Preis das künstliche Eis liefert. Alcoholica verbietet ihnen als Mohamedanern der Koran.

Nur zwei narkotische Genüsse sind weit verbreitet, das Tabakrauchen und das Sirihkauen. Der Tabak wird in Cigarettenform genommen, in ein gerolltes und zurechtgeschnittenes, trockenes Blattstück des Mais oder einer Sagopalme werden einige Tabakskrümelchen gelegt. Nach wenigen Zügen ist das Vergnügen, das diese kaum mehr als strohhalmdicken, von den Holländern ihres Geschmackes wegen passend als Strootjes bezeichneten Cigaretten gewähren, schon zu Ende. Ich habe bei einem Teil meiner Überlandreisen in Sumatra, als meine in Blechkistchen verlöteten europäischen Cigarren zu Ende gegangen waren, einmal einige

Tage lang mein Rauchbedürfnis ausschliefslich mit solchen Strootjes befriedigen müssen, war aber sehr froh, als ich wieder einen Hafenplatz erreichte, in dem es wirkliche, wenn auch schlechte Cigarren zu kaufen gab.

Das Sirihkauen ist fast noch mehr verbreitet als das Rauchen und wird sowohl von Frauen als von Männern geübt. Ein Betelblatt nebst einem Stück Arekanufs, ein wenig Kalk und Tabak wird zu einem Packetchen geformt und wie Kautabak in den Mund genommen. Der sich entwickelnde, ziegelrote Saft färbt mit dem Speichel die Zähne und die Lippen und trägt nicht zur Verschönerung des Gesichtes bei, scheint auch den Zähnen zu schaden; wenigstens haben die älteren Sirihkauer meistens ein sehr schlechtes Gebifs.

Obwohl ein Teil des häuslichen Lebens bei der malaiischen Bevölkerung sich auf der Strafse abspielt, sieht man doch nirgends die Lebhaftigkeit des Getriebes, das im chinesischen Viertel von Singapore den Fremden überrascht. Man sieht hier und da um die tragbaren Verkaufsstände der Efswarenhändler eine Gruppe von Männern und Frauen am Boden hocken und sich nach eingenommener Mahlzeit rauchend oder Sirih kauend ruhig unterhalten. Arbeiter gehen ohne Aufenthalt den breiten, schüsselförmigen Hut in der Hand haltend an uns vorüber; ein paar Bekannte begrüfsen sich, indem sie sich mit linkischer Verbeugung die Hand entgegenstrecken und hernach die grüfsende Hand zur Brust oder Stirn heben. Eine Anzahl von Landbewohnern, die Frauen im bunten Gewande, von dem Pajung, dem aus Ölpapier und Bambus hergestellten Chinesenschirm überschattet, zum Teil mit kleinen Kindern, die in der ersten Zeit ihres Lebens im Slendang, auf der Hüfte reitend, getragen werden, ein Karren oder ein Lastwagen, auch wohl ein barfüfsiger Radfahrer oder ein Sado. — Alles zieht ernst und ruhig ohne Geschrei und hetzende Eilfertigkeit seines Weges. Eine gewisse Lebhaftigkeit verleihen aber dem Strafsenbilde die spielenden Kinder, deren aus jeder Familie eine ganze Anzahl hervorgeht.

Wenn aus der Zahl und dem Gedeihen des Nachwuchses auf die nationale Wohlfahrt eines Volkes geschlossen werden darf, so befinden sich die malaiischen Völker Javas offenbar im Aufgange, und die Statistik giebt diesem Schlusse einigermafsen Recht. Die malaiische Bevölkerung von Java ist im Laufe des verflossenen Jahrhunderts von kaum 4 Millionen auf über 20 Millionen angewachsen; dabei macht die Lebensführung der Eingeborenen trotz der Ver-

mehrung durchaus nicht den Eindruck, als ob der Konkurrenzkampf um den Lebensunterhalt die Kräfte der Konkurrenten aufs äufserste anspannte. Alles bewegt sich in ruhigen, glücklichen Bahnen, wirkliche Armut und Verkommenheit sind mir nicht begegnet. Viel mag dazu die weise Kolonialpolitik der Holländer beigetragen haben, die von dem Gedanken getragen ist, dafs auf dem Wohlstande der Eingeborenen auch für den Europäer die Blüte der Kolonie beruht. Einen nicht hoch genug zu schätzenden Einflufs auf die glücklichen Zustände hat aber auch das Naturell des Malaien, seine Bedürfnislosigkeit und die Üppigkeit der Vegetation, die ohne Widerstreben jede Arbeit mit hundertfältiger Frucht belohnt.



Spielende javanische Kinder.

Die Malaien lieben die Kinder sehr, und der geringe Aufwand, der mit ihrer Aufzucht verbunden ist, gestattet ihnen ohne Zukunftssorgen auf eine reichliche Nachkommenschaft zu blicken. Sobald das braune Kindchen vom Mutterarm herabgestiegen ist und seine eigenen Beinchen zu gebrauchen gelernt hat, wird es der Fürsorge älterer Geschwister überlassen und tollt mit diesen, nicht im geringsten durch irgend welche Kleidungsstücke behindert, so lange es die Witterung gestattet im Freien umher. Nicht einmal ein Schutz gegen den Sonnenbrand, den der Europäer keinen Augenblick entbehren kann, gebrauchen die Kleinen. Ja, der natürliche Schutz, der dichte Haarwuchs, wird noch regelmäfsig kurz geschoren bis auf ein einziges Löckchen, welches nach altem Brauch bald mitten, bald nach rechts oder links, vorn oder hinten verschoben, auf dem kahlen runden Köpfchen eine Insel bildet. Das Spiel der paradiesischen Kleinen bietet bisweilen köstliche Genrescenen, die ich oft gern mit der Momentkamera hätte festhalten mögen. So sah ich einmal zwischen den blühenden Rosenstöcken des Hotelgartens vor meiner Veranda das nackte, braune, kaum einjährige Söhnchen eines Hotelkutschers hinter einem zahmen, schwarzen Storch herlaufen, der wie im neckischen Spiel und der Harmlosigkeit des Angriffes sich bewufst, mit gelüpften Flügeln in langen

Schritten gravitätisch vor ihm herstelzte. Bis ich aber mit der Kamera zu Platz kam, war die reizende Scene längst vorüber.

Die Zeit der paradiesischen Nacktheit dauert für die Kleinen nicht lange. Sie bekommen bald ihre erste Kleidung nach dem gleichen Muster wie sie die Erwachsenen tragen. In der Stadt sieht man statt dessen, wie auf dem obigen Bilde die Knaben bisweilen in Leibchen, welche aus Hemd und Hose in einem Stück zusammengesetzt sind. Es scheint mir, als ob diese Tracht nicht ursprünglich, sondern von den Europäern, deren Kinder in diesem Kostüm beim Spiel auf der Strafse erscheinen, übernommen worden ist. Übrigens wird sie nur von den ganz Kleinen und zwar als eine Art Negligé getragen. Bei den braunen Schulkindern, die ich auf ihrem Wege zum und vom Unterricht häufig genug an mir vorbeiziehen sah, habe ich sie nie gesehen. Der Zeitpunkt des Erwachsenseins kommt für die Malaienkinder schneller heran als für uns. In dem Alter, wo unsere Töchter noch als Backfischchen dem ersten Ball sehnsüchtig entgegenharren, wo unsere Söhne in der schulfreien Zeit Räuber und Gensdarm oder Indianer spielen, ist die Malaiin vielleicht schon Frau und Mutter, sucht der Malaienjüngling schon durch eigenen Erwerb seine Selbständigkeit zu begründen.

Bei der ruhigen, gesetzten Sinnesart der Javanen kann es nicht Wunder nehmen, dafs er lärmende und turbulente Festlichkeiten nicht liebt; eine sanfte Musik, ein Schauspiel, das er sirihkauend oder rauchend in behaglicher Beschaulichkeit geniefsen kann, sind für ihn der gröfste Genufs, und bei allen Feiern in der Familie wie in der Öffentlichkeit spielen deshalb die Musik des Gamelang, die Schaustellungen der Tänzerinnen oder ein Schattenspiel und bisweilen eine der europäischen nachgeahmte Komödie, kemedi stambul, eine hervorragende Rolle. Fast allabendlich, wenn ich nach dem Diner auf der Hotelveranda in Behaglichkeit meine Cigarre rauchte, hörte ich aus dem im Palmenwald versteckten, malaiischen Stadtviertel die sanften, gedämpften, fast melancholischen Glockentöne des Gamelang erschallen. Aus der Nähe lernte ich diese Musikaufführungen und das Ballet, welches sie begleiteten, zum ersten Mal durch ein kleines, harmloses Abenteuer kennen, welches mich ganz unvermutet in das Haus und die Gesellschaft eines vornehmen Javanen führte.

An einem Abend im September 1899 geriet ich über Tisch mit einigen Hotelgenossen in ein Gespräch über die malaiische Musik, das Puppentheater und die Tänzerinnen. Wir fragten schliefslich den javanischen Mandur, ob es in Buitenzorg eine solche

Tänzerinnentruppe gäbe, welche öffentlich auch vor Europäern auftritt. Es wurde uns die Antwort, dafs man für 15 Gulden eine Vorführung der Tänze mit Musikbegleitung im Hotel selbst haben könne; aufserdem aber sei heute Abend in der „rumah regén" Gelegenheit, diese Tänze zu sehen. „Rumah regén" heifst „das Haus des Regenten". Regenten sind die eingeborenen Grofsen, welche in den einzelnen Residentschaften der Kolonien dem holländischen Beamten zur Seite gestellt sind, um in allen Regierungsangelegenheiten, welche sich auf die eingeborene Bevölkerung beziehen, beratend, anregend, aufklärend und vermittelnd zu wirken. Sie haben keine beschliefsende Stimme in dem Regierungsgeschäft, sondern sie stehen, wie das auch im Gesetze ausgedrückt ist, zu dem in Wirklichkeit regierenden, holländischen Beamten in dem Verhältnis eines beratenden, älteren Bruders. Diese weise Einrichtung bewirkt, wo sie von dem holländischen Beamten im rechten Sinne gehandhabt wird, dafs den Eingeborenen das Gefühl einer gewissen Selbständigkeit gegenüber den in Wirklichkeit herrschenden Ankömmlingen gewahrt bleibt. So bilden die javanischen Regenten recht eigentlich ein Gegenstück zu den Volkstribunen in den ersten Zeiten der römischen Republik. Nur hat hier die Regierung, da die Ernennung der Regenten und ihre Absetzung aufser dem Einflufs der Eingebornen steht, immer das Mittel in der Hand, um die Gefahren, welche im alten Rom den Regierenden aus der allmählichen Machterweiterung der Volkstribunen erwuchs, hintanzuhalten. In Buitenzorg und Batavia, als dem Sitz des Generalgouverneurs und der Kolanialregierung, hat man von der Bestellung eines solchen Regenten aus äufseren Gründen Abstand genommen, diese Bezirke unterstehen direkt dem holländischen Gouvernement. Wir wufsten also, dafs mit der rumah regén nicht das Haus eines wirklich in Amt und Würden befindlichen Regenten gemeint sein könne. Schliefslich erklärten wir uns die Sache so, dafs die rumah regén wohl noch aus den Zeiten herrühre, in denen auch in Bogor (Buitenzorg) ein Regent residierte, und dafs dieses jetzt verwaiste Haus nunmehr in so eine Art Opernhaus oder Ballethaus im malaiischen Sinne umgewandelt worden sein möchte. Unternehmungslustig beschlossen wir, zu viert bei unserm Abendspaziergange nach Tisch das Haus ausfindig zu machen und der Schaustellung beizuwohnen.

Wir gelangten denn auch richtig an den Ort der Handlung. Es war ein gröfseres Gebäude mit Veranden vorne und zur Seite, aus dem uns die sanften Klänge des Gamelang entgegentönten.

Vor einer Seitengalerie drängten sich Männer, Frauen und Kinder. Wir sahen beim Näherkommen, dafs man dort einen Einblick in eine grofse, offene, hellerleuchtete Säulenhalle hatte, in welcher die Tänzerinnen und der Gamelang an der Arbeit waren. In der Säulenhalle unmittelbar an der Veranda stand ein runder Tisch nebst einigen europäischen Rohrstühlen. Wir glaubten nicht anders, als dafs dieser Platz für etwaige europäische Zuschauer bestimmt sei, und drängten uns mutig durch die Menge, um über die Veranda an den Tisch und die Stühle zu gelangen. Den uns unbekannten Eintrittspreis für diesen reservierten Platz hofften wir auf jeden Fall erschwingen zu können. Als wir eben im Begriff waren, uns zu setzen, passierte etwas ganz Unerwartetes. Hinter einer Art spanischer Wand erhob sich ein älterer, malaiischer Herr in Schlafrock und Hausmütze, und kam uns mit einem erwartungsvollen, fast etwas mifsvergnügten Gesichtsausdruck entgegen. Der eine von meinen Begleitern, ein junger Verwaltungsbeamter, dessen Stellung etwa derjenigen eines preufsischen Regierungsreferendars entspricht, erfafste zum Glück sofort die Situation, und begrüfste den alten Herrn sehr respektvoll und höflich. Er hatte nämlich in demselben einen von der Regierung zur Ruhe gesetzten, ehemaligen Regenten erkannt, dem er gelegentlich in den Salons des Generalgouverneurs begegnet und vorgestellt worden war. Kurz und gut, wir waren, mir nichts dir nichts, in ein vornehmes Privathaus eingedrungen, und wären wohl sicher hinausgewiesen worden, wenn uns nicht unser Genosse mit seiner Diplomatie aus der Affaire gezogen hätte. Wir wurden ordnungsmäfsig vorgestellt, und das Gesicht des tuan regén hellte sich sehr auf, als er erfuhr, dafs unter seinen Gästen ein europäischer, landesfremder Gelehrter sei, den der Drang nach Erforschung des so hochinteressanten, javanischen Volkslebens zu so ungewöhnlicher Stunde in sein Haus geführt. Er wurde bald zum liebenswürdigen Wirt, bot uns Cigarren an, bedauerte, dafs er nichts für uns zu trinken habe, erklärte uns die Bedeutung der Tänze und griff durch sein Machtwort in die Aufführung ein, damit wir das Schönste und Interessanteste zu sehen bekämen.

Während wir uns nämlich mit dem alten Herrn unterhielten, war Spiel und Tanz ruhig weiter gegangen.

Die Tänzerinnen, vier an der Zahl, waren sehr junge und nach Malaiengeschmack ausgesucht schöne Mädchen, nach Aussage des Regenten zwischen 12 und 15 Jahre alt. Sie waren reichgeschmückt und in prachtvolle Gewänder gehüllt, und dabei sehr viel voll-

ständiger und decenter bekleidet, als unsere einheimischen Balletdamen. Ihr Tanz bestand weniger aus kunstvollen Pas nach dem Takt der Musik, sie standen vielmehr meistens auf einem Fleck, und veränderten in anmutiger Weise die Haltung und Körperstellung, wobei besonders die Bewegungen der Arme und Hände und selbst der einzelnen Finger eine grofse Rolle spielten.

Die Musik, welche die Tanzbewegungen begleitete, wurde von mehreren Musikanten ausgeführt. Einer, der auf erhöhtem Sitz wohl zugleich die Rolle des Kapellmeisters spielt, strich eine Art Geige mit nur zwei Saiten. Die übrigen Instrumente des Gamelang sind fast alle glockenartig, sie bestehen aus abgestimmten Metallplatten, welche mit einem weichen Klöppel geschlagen werden, oder aus Reihen von Metallglocken in abgemessener Gröfse, oder sie sind becken-, gong- oder trommelartig. Dazu kommt noch ein zitherartiges Saiteninstrument und eine Flöte. Die Instrumente sind alle sehr sorgfältig gearbeitet. Die Gestelle, welche die Gongs, die Glocken und Schalen tragen, sind ausnahmslos reich verziert, mit Schnitzerei oder mit Bemalung und Vergoldung versehen.

Es sind, wie die Beschreibung der Instrumente ersichtlich macht, lauter weiche, stumpfe Töne, welche die malaiische Musik zusammensetzen. Eine pointierte Melodieführung ist für ein europäisches Ohr in einem solchen Tonstück nicht erkennbar. Der Takt wird streng inne gehalten, er ändert sich von Zeit zu Zeit im Zusammenhang mit den Bewegungen der Tänzerinnen. Im allgemeinen glaube ich an dem ganzen Abend nur Mollakkorde gehört zu



Javanische Tänzerinnen.



Der Gamelang. Javanische Musikkapelle.

haben, die sich unausgesetzt um dasselbe, wenig bewegte Thema gruppierten.

Ich hatte in Singapore Gelegenheit gehabt, in einem chinesischen Theater chinesische Musik zu hören. Sie bildet geradezu das entgegengesetzte Extrem und erfordert starke Nerven, alle Töne sind kreischend, gellend, donnernd, während die malaiische Glockenmusik auf die Dauer zu weichlich ist. Man sehnt sich zuletzt ordentlich danach, einmal einen kräftigen Trompetenton und eine in harten Akkorden fortschreitende Melodie zu hören.

Wie ich schon erwähnt habe, griff der Regent als liebenswürdiger Wirt in die Handlung der Vorstellung ein, um uns das Schönste und Interessanteste vorführen zu lassen. Der Gamelang verstummte auf seinen Wink, und die Tänzerinnen traten aus der Halle ab. Während der Pause liefs der Regent eine abgegriffene Mappe mit sehr stark verblichenen Photographien bringen. Soweit ich mich daraus vernehmen konnte, waren es Momentaufnahmen von irgend welchen Aufzügen, bei denen unser Wirt als Regent eine Rolle gespielt hatte. Es war auch ein Bild seines ältesten Sohnes dabei, welches mit gerechtem Vaterstolz gezeigt wurde. Um darzuthun, dafs ich sein Gefühl verstehe und achte, erzählte ich dabei, dafs ich in meiner fernen Heimat ein anak laki-laki umurnja tiga taun, einen dreijährigen Sohn besitze, und dafs es mir nicht ganz leicht gewesen sei, denselben so lange verlassen zu müssen, um die weite Reise machen zu können. Ich bemerkte mit Freude, dafs die Vertraulichkeit, welche in meiner Mitteilung lag, trotz meines noch recht mangelhaften Malaiisch richtig verstanden wurde. Die rein menschlichen Empfindungen, wie Vaterstolz und Vaterliebe werden in der ganzen Welt bei allen guten Menschen



Wajang. Schattenspiel der Javanen.

gleich bewertet. An den Äufserungen schöner, rein menschlicher Empfindungen erkennt der farbige Mann, dafs der Europäer, mag er durch seine Kultur noch so hoch über ihm stehen, sein Bruder ist, dafs es ein Gemeinsames giebt, welches ganz ohne Rücksicht auf Bildungsstand und Hautfarbe die Herzen zu gleichem Schlage bewegt. Ich habe noch öfters auch in viel uncivilisierteren Gegenden und bei viel einfacheren Menschen Gelegenheit gehabt, die gleiche Erfahrung zu machen.

Nach kurzer Unterbrechung begann der Gamelang aufs Neue, der Rezitator begann seine Sprüche und die Tänzerinnen erschienen wieder in der Halle. Diesmal waren sie fast noch reicher und prächtiger gekleidet als vorher. Sie stellten Helden aus der javanischen Mythologie dar und trugen auf dem Haupte eigenartig geformte vergoldete Helme und auf dem Rücken in dem Saum des Sarongs eingeschoben den Kris, das eigentümliche Kurzschwert der Javanen.

Das Grundmotiv der Darstellung ist ein ähnliches, wie in der germanischen Hildebrandsage. Je zwei Darstellerinnen bilden eine Partie, von jedem der beiden Paare werden dieselben Bewegungen ausgeführt. Man sieht also eigentlich zweimal dieselbe Pantomime. Die Handlung ist kurz folgende: Zwei sagenhafte Helden, deren Namen ich leider nicht gleich notiert und darum vergessen habe, treffen einander, ohne sich zu erkennen. Sie kämpfen miteinander, keiner siegt. Ermattet vom harten Kampfe mit dem ebenbürtigen Gegner, setzen sie sich einander gegenüber und erzählen sich ihre Herkunft, wobei sich dann herausstellt, dafs sie nahe Verwandte sind. Mit dem Ausdruck der Freude darüber, dafs sie sich gefunden und erkannt haben, schliefst dann die stundenlange Vorführung.

Man darf übrigens diese Tänze nicht eigentlich als Pantomime bezeichnen, es wird auch dabei gesprochen. Für gewöhnlich besorgt das der Rezitator, malaiisch Dalang, welcher zwischen oder neben den Musikanten sitzt. Bisweilen aber haben auch die Tänzerinnen des ersten der beiden Paare das Wort zu ergreifen. Diese Unterbrechung der stummen Vorführung wirkt sehr angenehm. Man freut sich, auch einmal die Stimme der zierlichen Geschöpfchen zu hören. Sie sprachen etwa mit der Stimme und dem Tonfall eines kleinen Mädchens aus der untersten Schulklasse, welches zum ersten Mal bei einer öffentlichen Schulfeier ein Gedicht vorzutragen hat. Es liegt soviel Zartheit und mutig überwundene Schüchternheit darin, das ganze Wesen der jugendlichen Tänzerinnen ist so harmlos und decent, dafs man den Eindruck gewinnt, als habe man die personifizierte Unschuld vor sich. — Hinter den Coulissen wird das vielleicht anders sein. Kurang prixa, sagt der Malaie, wenn er höflich ausdrücken will: „ich weifs es nicht“. Wörtlich übersetzt heifst es: „ich habe es nicht genügend untersucht“.

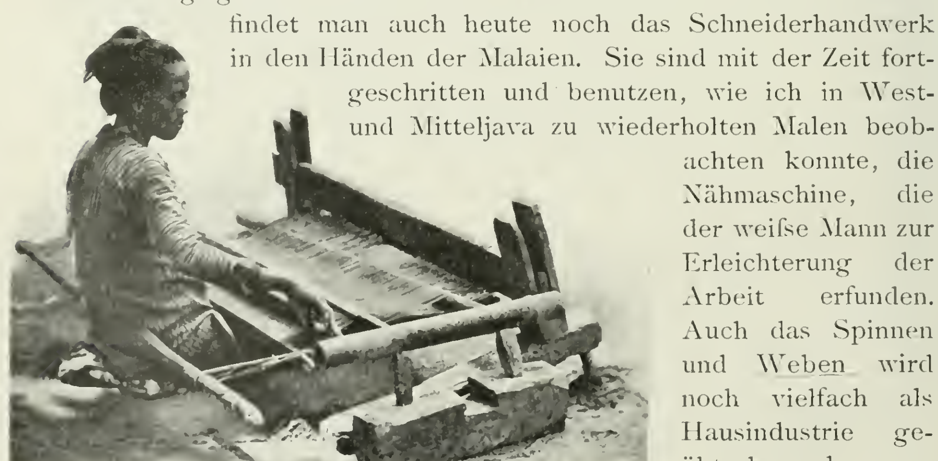
Nach Beendigung des Tanzes näherten sich die Tänzerinnen ehrfurchtsvoll dem Regenten, und liefsen sich vor ihm auf die Kniee nieder. Er warf jeder eine Hand voll Kupfermünzen in das hingehaltene Holzschälchen. Dann kam die Gesellschaft zu mir und der Reihe nach zu den übrigen Herrn, von jedem ehrfürchtig knieend den Lohn einzufordern, der ihnen denn auch trotz des Protestes unseres Wirtes reichlich zu teil wurde. Damit war das Ende der Vorstellung markiert. Wir verabschiedeten uns mit herzlichem Dank vom tuan regén und zogen höchlichst erfreut und befriedigt von unseren Erlebnissen zum Hotel zurück. Ich habe später noch wieder Gelegenheit gehabt, javanische Tänzerinnen zu sehen, so bei dem grofsen Jahresfeste der Beamten und der Arbeiterschaft von s’lands plantentuin. Nach der offiziellen Feier im Verwaltungsgebäude, bei welcher zwei javanische Vorarbeiter des Gartens für ihre langjährigen treuen Dienste mit Orden geschmückt worden waren, bewegte sich der Festzug nach dem ausgedehnten Arbeiterdorf des grofsen Gartens, wo in festlich geschmücktem Zelt beim Klange des Gamelang der Dorfinsassen und ihrer europäischen Gäste eine Tanzvorführung wartete. Ich mufs aber gestehen, dafs für mich der erste Eindruck der beste war, vielleicht weil im Hause des tuan regén unter den Augen des gestrengen Herrn mit mehr Sorgfalt gespielt und getanzt wurde.

Neben der Pantomime spielt bei der Verherrlichung malaiischer Feste der Wajang eine Rolle. Wajang heifst Schatten und bezeichnet hier ein Puppentheater, das bisweilen als wirkliches Schattenspiel vorgeführt, häufiger nach Art eines Marionettentheaters gehandhabt wird. Die Puppen, welche dabei zur Verwendung kommen, sind entweder aus Holz geschnitzt, oder flach aus Pappe oder Leder ausgeschnitten. Der Kopf und die Arme sind beweglich und werden von dem Vorführenden mit Hülfe kleiner, an denselben befestigter Bambusstäbchen gelenkt. Die Figuren sind bunt bemalt, und wenn sie aus Holz geschnitzt sind, auch mit Gewändern aus Stoff bekleidet und mit Schmuck behängt. Sie stellen Könige und Helden im Helmschmucke, Fürstinnen und Dienerinnen, aber auch allerlei Dämonen dar. Die Gesichtszüge sind fratzenhaft übertrieben, die gelenkigen Arme überlang und stabdürr. Alles mit Ausnahme des Schmuckes und der Bemalung scheint auf die Abschwächung der Wirkung im Schattenbilde berechnet zu sein. Man sagte mir, dafs zu einem vollen Wajangspiele mehrere Hundert Puppen nötig sind. Nicht nur mufs für jede der auftretenden Personen eine besondere Figur vorhanden sein, sondern es sind für die gleiche Person mehrere Puppen nötig, welche je nach der Scene und der Gemütsverfassung, in welcher die Person auftritt —, ob im Zorn oder demütig u. s. w., verwendet werden. Die Bemalung und der Schmuck der Figuren, welche ja im Schattenbilde nicht sichtbar sind, gewinnen einmal bei der direkten Vorführung der Puppen ihre Bedeutung; ferner aber kommen sie auch bei dem Schattenspiel bei einem Teil der Zuschauer direkt zur Geltung. Nach alter Sitte ist es nämlich den Frauen nicht erlaubt, in dem durch eine durchscheinende Leinwand abgeschlossenen, verdunkelten Zuschauerraum zu verweilen, um die Schattenfiguren zu sehen. Sie dürfen aber von rückwärts her vor dem hellen Schirm, wo der Rezitator und Leiter der Puppen sitzt, und wo auch die Musikanten des Gamelang ihren Platz haben, dem Spiele folgen, und sehen also die Puppen vor dem durchscheinenden Schirm im auffallenden Lichte.

Die Schauspiele, welche im Wajang zur Darstellung kommen, sind arm an Handlung und reich an ermüdenden Dialogen. Es ist dabei eine besondere Aufgabe des Puppenlenkers, mit den Figuren die eigenartigen Tanzbewegungen, besonders die Veränderungen der Armhaltung und die Drehung der Hände möglichst naturgetreu nachzuahmen. Die Zuschauer folgen lautlos, sinnend, bis in die späte Nacht hinein dem endlosen Spiel.

Die Kemedi Stambul, eine dritte Art von Schaustellungen, welche bei den Javanen beliebt sind, scheint modernen Ursprungs, sie ist, wie schon im Namen ausgedrückt liegt, eine Nachahmung des europäischen Schauspiels, und nicht selten sind auch die dargestellten Stücke von europäischen Originalen entnommen, die dann allerdings nicht blofs in malaiischer Sprache, sondern auch in malaiischer Auffassung bis zur Unkenntlichkeit verändert erscheinen. Ich selber habe nur einmal wenige Augenblicke einer Kemedi Stambul zugehört, welche in einer unter freiem Himmel auf dem Passar von Buitenzorg aufgeschlagenen Bühne gespielt wurde, und habe nur wenig Erinnerung an die seltsame Art zu sprechen und sich zu bewegen, welche die Schauspieler für nötig hielten, um in ihrem Spiel den Orang blanda nachzuahmen. Professor Treub erzählte mir, dafs er einmal in einer Kemedi Stambul einige Scenen aus dem ersten Teil des Faust gesehen und sich kaum jemals in seinem Leben in einem Theater köstlicher amüsiert hätte als bei jener Vorstellung.

Wir haben den Eingebornen bei seinen harmlosen Vergnügungen kennen gelernt, so mag auch ein Blick auf seine häuslichen Arbeiten geworfen werden. Den Haupterwerb bildet für den Eingebornen, soweit er nicht im Dienste der Europäer steht, der Feld- und Gartenbau, wir werden seine Thätigkeit als Ackersmann später noch näher kennen lernen. Es giebt aber auch eine häusliche Industrie bei ihm, die wohl ehemals, bevor noch der chinesische Kaufmann ihm die Kleidung zu einem billigen Preise fertig lieferte, eine gröfsere Bedeutung gehabt haben mufs. Aber auf dem Lande draufsen findet man auch heute noch das Schneiderhandwerk in den Händen der Malaien. Sie sind mit der Zeit fortgeschritten und benutzen, wie ich in West- und Mitteljava zu wiederholten Malen beobachten konnte, die Nähmaschine, die der weifse Mann zur Erleichterung der Arbeit erfunden. Auch das Spinnen und Weben wird noch vielfach als Hausindustrie geübt, besonders von



Javanische Weberin.

Frauen, und im Zusammenhang damit steht ein eigentümliches Färbeverfahren, durch welches der gewebte Stoffstreifen in den gemusterten Sarong oder Slendang verwandelt wird, ein Verfahren, das in manchen Gegenden als wirkliches Kunsthandwerk noch jetzt in hoher Blüte steht. Der Webstuhl ist sehr einfach gebaut, die Weberin sitzt in demselben flach am Boden. Der Aufzug ist auf ein Brett gewickelt, welches leicht herausnehmbar in zwei Gabeln ruht, die an den beiden Enden eines mit den Beinen verschiebbaren Blockes befestigt sind. Als Gegenlager zur Erhaltung der Spannung dient ein im Kreuz der Arbeiterin ruhendes Reck, an dem mit Schnüren die zum Aufwickeln des Gewebes bestimmte, unter den Händen der Weberin querüber liegende Leiste befestigt ist. Das Schiffchen ist ein am einen Ende geschlossenes und zugespitztes Bambusrohr, in dessen Höhlung die Spule Platz findet. Zwei abwechselnd zwischen die Fäden des Aufzugs eingeschobene glatte Stäbe weisen dem Schiffchen den Weg durch das Gewirre und dienen zugleich zum Festanziehen des durchgeschossenen Fadens.

Zur Herstellung der farbigen Muster auf dem so erzielten Stoffstreifen wird das Tuch an einzelnen Stellen mit Wachs durchtränkt und dann in den Färbebottig gebracht. Es nehmen dann nur die von Wachs freien Stellen den Farbstoff an. Darauf wird das Wachs von dem getrockneten Tuch entfernt und aufs neue Wachs an denjenigen Stellen aufgetragen, welche von der zweiten Farbe frei bleiben sollen, und so fort, bis das Muster in allen seinen Teilen fertig ist. Das Auftragen des Wachses geschieht bei der feineren Zeichnung mit kleinen, fingerhutgrofsen, mit einem Handgriff aus Bambus versehenen Kupferkännchen, den Janting, durch deren Ausflufsrohr das in der Flamme flüssig erhaltene Wachs in feinem Strahle ausfliefst. Das Zeichnen mit dem Janting wird als Battikken bezeichnet. Ein von einer geschickten Zeichnerin in Handarbeit hergestellter Sarong hat wegen der mühevollen und langwierigen Arbeit einen hohen Preis. Statt der Handarbeit ist deshalb vielfach Fabrikarbeit eingetreten, wobei das Wachsmuster mit Hülfe eines eisernen, in flüssiges Wachs getauchten Stempels durch einen einzigen Druck gleich auf eine quartseitengrofse Fläche aufgeprägt wird. Indem sich Stempel an Stempel fügt, wird schnell das ganze Tuch mit einem Muster bedruckt und dann gefärbt, wobei wiederum auch die Farbe an den wachsfreien Stellen ganz durchdringt, so dafs das Muster auf beiden Tuchseiten genau gleich erscheint. Schon dadurch unterscheidet man leicht einen echten, javanischen

Sarong von den billigen, europäischen Druckkattunen, welche unter Nachahmung der echten Muster schiffladungsweise nach Indien gebracht werden. In einer fabrikmäfsig betriebenen Färberei in Batavia, die ich besuchte, wurden von einer grofsen Arbeiterschar täglich Hunderte von Sarongs, Slendangs und Kopftüchern gemustert und gefärbt.

Die Muster, welche die Sarongs schmücken, sind meist Nachbildungen von in der Natur gegebenen Formen. Rankenwerk mit Blättern und Blüten, dazwischen Schmetterlinge und allerlei abenteuerliche Tiergestalten. Seltener kommen einfache Linienornamente vor. Die Farbenzusammenstellung ist immer stumpf, niemals schreiend, durch Mischung und Nebeneinanderstellung werden oft reizende Effekte erzielt. Die einem Teil eines Sarongmusters genau nachgeahmte Einbanddecke des Buches mag davon ein Beispiel geben.

Zum Kaufmann hat der Malaie kein besonderes Talent. Sparen und Haushalten ist nicht seine Sache. Eine Geldsumme, die in seine Hände gelangt, giebt er leichtherzig für etwas Unnötiges aus, ohne zu bedenken, dafs er als Kaufmann diese Summe für seinen Geschäftsbetrieb nicht entbehren kann. Von den europäischen Grofskaufleuten der Küstenplätze, die in Landesteilen, wo keine chinesischen Kaufleute sind, den malaiischen Warungbesitzern ihre Importwaren gegen Kredit überlassen müssen, wird von Anfang an damit gerechnet, dafs ein gewisser Prozentsatz des Warenwertes durch die Sorglosigkeit der malaiischen Kaufleute zu Verlust geht. Der übrigbleibende Teil mufs dafür um so höheren Gewinn abwerfen.

Im Dienste des Europäers ist der javanische Eingeborne ein schätzbarer Arbeiter. Er ist anstellig, geschickt und aufmerksam, und wenn er genügend beaufsichtigt wird, auch fleifsig. Der botanische Garten in Buitenzorg beschäftigt auch aufser den Gartenarbeitern eine ganze Zahl von Eingebornen, welche in den Bureaus als Schreiber und Zeichner, ferner als Setzer in der Druckerei, als Mechaniker, als Präperatoren u. s. w. Verwendung finden. In Privathäusern findet man den Malaien meist als Hausdiener und ferner in allerlei Beschäftigungen, als Gärtner, als Kutscher und Pferdeknecht, Grasschneider, Wasserträger u. s. w. Die weiblichen Dienstboten sind entweder spezielle Dienerinnen der Hausfrau oder Kinderfrauen.

Das natürliche Gefühl für Wohlanstand und ein gewisser dem

javanischen Eingebornen eigener Takt erleichtern den Verkehr mit ihm. Heftige Scenen sind ausgeschlossen, er trägt selbst im gerechten Zorn ein gemessenes Benehmen zur Schau, und gilt vielleicht nur deshalb als rachsüchtig und heimtückisch, weil er nicht im Affekt handelt, weil für den Europäer hinter der gemessenen Ruhe des Antlitzes die wahre Gesinnung verborgen bleibt, bis eine überlegte Handlung sie offenbart. Es erscheint dem Malaien überhaupt unpassend, ja geradezu verächtlich, seine Gemütsverfassung durch Miene und Benehmen äufserlich zu verraten. Ich habe einmal eine Scene erlebt, die mir das recht deutlich zeigte. Ein junger Holländer war zu einer Gerichtsverhandlung in der nächsten Stadt als Zeuge geladen, konnte aber nicht kommen und richtete deshalb wohl etwas säumig an den betreffenden Richter ein Entschuldigungsschreiben. Der Brief mufste spätestens am Tage vor der Verhandlung in den Händen des Richters sein; er wurde also einem älteren, sonst ganz zuverlässigen Sundanesen mit genauer Anweisung übergeben. Bald nach der Absendung des Boten suchte der junge Holländer mich auf, und während wir im Gespräche waren, wurde mir gemeldet, dafs draufsen ein Bote mit einem Brief für mich warte. Wir gingen hinaus und fanden den Sundanesen mit dem für den Richter bestimmten Eilbrief vor. Er war, weifs der Himmel, durch welches Mifsverständnis auf den Gedanken gekommen, dafs ich der Empfänger des Briefes sei. Man kann sich denken, dafs dem Schreiber des Briefes der Zorn das Blut ins Gesicht trieb und dafs er den Sünder mit einen Hagel von kräftigen Vorwürfen überschüttete. Der Gescholtene blieb dabei ganz ruhig, sein Gesicht zeigte weder Verwunderung noch Beschämung, nur als ihm schliefslich sein Herr den Brief vor die Füfse warf und ihm wütend zurief, er solle sich zum Teufel scheren, da huschte ein Lächeln über das braune Gesicht, und er warf einem in der Nähe stehenden Stammesgenossen einen Blick zu, als ob er sagen wollte: der Orang blanda ist plötzlich sakit kepala = verrückt geworden. Ich war im Zweifel, wer hier eigentlich die Lektion bekommen hatte, der braune oder der weifse Mann. Mit Geduld und Ruhe erreicht man viel, wenn auch nicht immer alles; Zorn aber und gar Wutausbrüche, setzen den Weifsen in der Achtung des Malaien herab.

Ein anderes Mal erlebte ich es, dafs ein europäischer Vergnügungsreisender, welcher ohne zwingenden Grund mit seinem Gelde allzu sparsam umging, einem der javanischen vom botanischen Garten angestellten Manduren, der ihm seltene und wertvolle Pflanzen

aus dem Urwald gebracht hatte, eine recht kleine Münze als Belohnung in die Hand drückte. Der in seiner Art vornehme und wohlhabende Mann, der nicht auf Almosen angewiesen ist, reichte mit ehrfurchtsvoller Verbeugung die zierlich zwischen den Fingerspitzen gehaltene Münze dem hochherzigen Spender zurück und sagte ohne im Ton oder Miene die geringste Erregung zu verraten „suda adda", ich danke, ich habe schon!

DURCH DIE PREANGER-RESIDENTSCHAFT ZUM VULKAN GEDÉ.

In der zweiten Oktoberwoche 1899 ging mein Aufenthalt in Buitenzorg vorerst zu Ende. Ich hatte die Zeit dort nach Kräften ausgenutzt, um mein Auge an die Tropenvegetation zu gewöhnen und den Blick zu schärfen für die Unterscheidung des Gewöhnlichen vom Ungewöhnlichen, dessen, was überall häufig ist von dem, was rar und der nähern Untersuchung wert ist. Der Kulturgarten von Tjikeumeuh, ein Filialgarten von s'lands plantentuin, hatte mir Gelegenheit geboten, die mancherlei tropischen Kulturgewächse in ihrer Erscheinungsform und Lebensweise zu studieren. Wo soviel zu lernen ist als in Buitenzorg, dort wird man nicht so leicht auslernen, aber ich glaubte, nach Verlauf zweier Monate doch soweit gekommen zu sein, um nunmehr mich auch in den grofsen Plantagenbetrieben und in der freien Natur des Urwaldes notdürftig zurechtzufinden. Ich ging also jetzt frohen Mutes zu dem Quellenstudium über, zu dem mir der Besuch der Buitenzorger botanischen Anstalten gewissermafsen Schlüssel und Eingangspforte gewesen war.

Selbstverständlich hatte ich bei meinen Vorbereitungen für weitere Reisen mich nicht auf das Studium der Vegetation beschränkt. Besonders war es mir darum zu thun gewesen, die malaiische Verkehrssprache so weit zu erlernen, dafs ich mich ohne Dolmetscher mit den Eingebornen verständigen konnte. Die erste Grundlage für dieses Sprachstudium war bereits in München und auf der Ausreise während der Seefahrt gelegt worden. In Buitenzorg machte ich schnelle Fortschritte, dadurch, dafs ich soviel als möglich mit Eingebornen sprach. Die Kinder, welche vor meiner Hotelveranda spielten, der javanische Gärtner und die Bedienten im Hotel, die malaiischen Handelsleute, welche mir alte Krise oder andere javanische Altertümer anboten, die Arbeiter im botanischen Garten, alle wurden mir, indem ich sie ins Gespräch zog, zu Sprach-

lehrern, von denen ich dieses oder jenes Wort erlernte und dem Wortschatz in meinem Gedächtnis hinzufügte. In den letzten Wochen nahm ich regelmäfsige Konversationsstunden, indem ich mir für einige Cents einen jungen Javanen anwarb, der allabendlich zwischen 6 und 7 Uhr zur Unterhaltung zu mir ins Hotel kommen mufste. Mas Supardan, so hiefs mein Konversationslehrer, verstand natürlich kein Wort irgend einer europäischen Sprache. Er machte aber seine Sache sehr geschickt, indem er mir zunächst einfache Fragen vorlegte, die ich, wenn ich sie verstanden hatte, leicht unter Verwendung der gleichen Vokabeln wieder beantworten konnte. „Deri mana tuan datang? Von wo Herr ankommen? Saja datang deri negri Deutschland! Ich ankommen von Land Deutschland. Apa tuan pake kapal-api di laut? Ob Herr gebrauchen Dampfschiff in Meer? Saja pake kapal-api di laut dan kareta api di negri Java. Ich gebrauchen Dampfschiff in Meer und Eisenbahn in Land Java“ u. s. w. in ähnlicher Weise. Dabei gewöhnten sich Ohr und Zunge gleich schnell an die fremden Laute. Die angeführten Sätze zeigen übrigens, wie einfach die malaiische Verkehrssprache gebaut ist, ein rechtes Volapük, eine Weltsprache, die ihren Zweck in dem ganzen Archipel und darüber hinaus vortrefflich erfüllt. Flexionen giebt es nicht. Der Pluralis und Sammelbegriff werden durch die Verdoppelung ausgedrückt, barang = die Sache, barang-barang = das Gepäck, die Vergangenheit und Zukunft durch Beifügung von suda = schon und nanti = warten oder mau = wollen, makan = essen, saja suda makan = ich habe gegessen, saja nanti makan, oder saja mau makan = ich werde essen. Im Übrigen kommt es hauptsächlich darauf an, einen möglichst grofsen Vorrat von Vokabeln bereit zu haben. Vielfach bezeichnen die Worte nur Grundbegriffe und können je nach dem Zusammenhang des Satzes Zeitwort oder Hauptwort sein. Die Bildung neuer Begriffe durch Wortzusammensetzung ist nahezu unbegrenzt. Tukang heifst ein Werkmann, tukang spatu der Schuster, tukang roti der Bäcker, tukang kuda der Pferdeknecht, tukang ajer der Wasserträger, tukang minatu der Wäscher u. s. w.; tampat heifst der Platz, tampat spatu der Stiefelkasten, tampat roti der Brotkorb, tampat kuda der Pferdestall, tampat tidor das Bett, von tidor = schlafen, und so fort. Mit einiger Findigkeit lassen sich auch die modernsten Begriffe verständlich ins Malaiische übertragen. Ein Automobil würde etwa mit kareta djangan pake kuda, ein Wagen, vor dem man keine Pferde gebraucht, oder kareta djalan sindiri, ein Wagen,

der von selber geht, zu übersetzen sein. Überdies nimmt die Sprache leicht Wörter aus allen möglichen andern Idiomen auf, und ihr gegenwärtiger Grundbestand an Worten weist manchen Anklang an alte und neue Sprachen auf. Zwei heifst dua, die Zeit, das Wetter tempo, botol die Flasche, bir das Bier. Bei den Eingebornen in meiner Umgebung auf der Reise habe ich, da ich mit einem Rucksack ausgerüstet war, das gut bayerische Wort Rucksack in die malaiische Sprache eingeführt, was wohl, da das Wort an sich ganz malaiisch klingt, überraschend leicht gelang. Europäische Eigennamen, welche mehr als dreisilbig sind, pflegen die Malaien sich durch Abkürzung mundgerecht zu machen, so wurde zum Beispiel der Professor von Raciborski, der längere Zeit auf Java weilte, nur tuan Borski genannt, und als ich einmal meinem Diener einfach aufgetragen hatte, eine Anzahl von meinen Kisten zu signieren, fand ich nachher überall „Doktor Hagen“ geschrieben.

In der ersten Zeit mögen die malaiischen Abendunterhaltungen, welche ich mit Mas Supardan führte, für den jungen Mann recht langweilig gewesen sein. Er hockte auf einer Strohmatte zu meinen Füfsen und stellte seine Fragen. Waren neue, mir unbekannte Wörter darin, so mufste ich das Lexikon gebrauchen; hatte ich endlich den Sinn verstanden, so antwortete ich so gut es ging und der Fragesteller hatte dann noch die Mühe, meine unbeholfenen Sätze richtig einzurenken. Aber von Abend zu Abend ging die Unterhaltung besser, und Mas Supardan konnte seine Fragen mehr und mehr auf solche Dinge richten, die ihn selber interessierten. Mehr und mehr wurde unser anfangs so inhaltsarmer Dialog zu Erklärungen meinerseits über die Lebensverhältnisse in Europa. Der Winter mit Eis und Schnee, die grofsen Städte mit ihren hochragenden Häusern und Türmen, die europäischen Erwerbs- und Verkehrsverhältnisse u. a. m. wurden zum Gegenstand unserer Erörterungen gemacht. So gut es ging, suchte ich die Wifsbegier des aufgeweckten, jungen Mannes zu befriedigen, ich bin aber doch sehr im Zweifel, ob er immer eine richtige Vorstellung von den seiner Anschauung fremden Begriffen bekommen hat. Am schwierigsten war es, ihm die sozialen Verhältnisse begreiflich zu machen, in denen es gar keine bangsa, keine Kasten, sondern nur Orang blanda giebt. Wer denn auf dem Markt das Obst und Gemüse verkaufe, war seine verwunderte Frage. Er hielt diese Beschäftigung für eines Europäers und besonders einer Europäerin, die er ja ausnahmslos als vornehme Dame kennt, durchaus unwürdig. Ich mufste an

Raucheneggers Frau Wurzel denken, was die wohl dazu gesagt haben würde.

Selbstverständlich fand ich bei diesen Abendunterhaltungen oft genug auch Gelegenheit, meine Kenntnis des javanischen Volkstums zu erweitern und meine Vorstellungen zu berichtigen.

Meine Abreise von Buitenzorg war auf den 10. Oktober festgesetzt. Ich beabsichtigte, zunächst noch in Westjava zu bleiben. Durch die in hoher Kultur stehende Preanger-Residentschaft wollte ich nach dem Vulkan Gedé reisen, um einige Wochen in dem zu den Buitenzorger Instituten gehörigen Berggarten von Tjibodas zu verweilen und von dort aus Streifzüge in den Urwald zu unternehmen, der den Vulkan bis zum Krater hinauf bedeckt.

Bei der Arbeit des Packens fand ich schon gewandte Unterstützung durch meinen javanischen Diener, Mas Mario, den ich am 1. Oktober angeworben hatte. Ich hatte dabei das Glück gehabt, einen treuen und zuverlässigen Mann zu bekommen, der gewandt und findig sich in allen Situationen als brauchbar erwies. Er konnte lesen und mit lateinischen Buchstaben schreiben, wufste mit dem Lötkolben umzugehen und verstand selbst etwas von der Kochkunst. Besonders erfreulich war es mir zu hören, dafs Mario schon früher in Begleitung eines Europäers weitere Reisen gemacht hatte, und selbst schon bis nach Sumatra gekommen war. Die Arbeit des Packens war nicht ganz einfach. Einen gröfseren Teil meines Reisegepäckes konnte ich in Buitenzorg, das ich vor meiner Heimfahrt nach Europa noch mehrmals passieren mufste, zurücklassen. Um möglichst wenig durch schwere Gepäckstücke behindert zu sein, nahm ich nur für Kleider, Wäsche, Mikroskop und Bücher einen festen Koffer mit. Alles übrige, wie Konserven, Getränke, Gläser mit Alkohol war in Blechkästen geringen Umfangs verpackt, welche Mario und Sariman, der Mechaniker des botanischen Instituts, aus leeren Petroleumtins hergestellt hatten. Papier und Pflanzenpressen waren in Schilfmatten zu Packeten verschnürt. Es lag mir daran, bei dieser ersten kleinen Überlandreise auszuprobieren, ob diese Art des Packens sich bewährte, ob sie besonders eine angemessene Verteilung der Traglast auf die Träger ermöglichte. Natürlich wurden aufserdem die Rucksäcke, deren ich zwei besafs, als Gelafs für allerlei Päckereien verwendet.

Java ist seiner ganzen Länge nach von einer Eisenbahnlinie durchzogen, welche Batavia im Westen mit den östlichen Küstenplätzen Surabaya und Probbolingo verbindet. Für den ersten Teil

unserer Reise, nämlich von Buitenzorg bis zu der Station Tjiandjur, konnten wir diese Eisenbahn benutzen. So traten wir in der Morgenfrühe des 10. Oktober bald nach 7 Uhr die dreistündige Bahnfahrt an.

Die Eisenbahn läuft von Buitenzorg aus zunächst in Windungen durch das hügelige Terrain auf hohen Dämmen und in Einschnitten, über Brücken und Viadukte nach Süden, übersteigt den Bergsattel zwischen den beiden Vulkanen Salak und Gedé und wendet sich bei der Station Tjibadak nach Osten in das Thal von Sukabumi, einem wegen seines herrlichen Bergklimas berühmten, klimatischen Kurort. Von dort ab hat die Bahn wieder beträchtliche Steigungen zu überwinden, ein hoher Querriegel, welcher das Thal von Sukabumi von dem von Tjiandjur trennt, ist von einem Tunnel durchbrochen. Die Aussicht, welche man auf dieser Fahrt von den bequem gebauten, mit grofsen Fenstern versehenen Bahnwagen aus geniefst, ist sehr schön. Wenn man die Details des Vordergrundes unbeachtet läfst, so erinnert die Gegend oft ganz entschieden an die schönsten Bahnstrecken im deutschen Mittelgebirge. Die Strecke zwischen Tjibadak und Sukabumi ist mit derjenigen zwischen Münster und Pyrmont verglichen worden. Man sieht nach Süden zu eine Hügelreihe, hinter welcher sich die schönen Bergformen des Kendang-Gebirges in blauer Ferne emporrecken. Nachdem der Tunnel passiert ist, führt die Bahn eine Zeit lang durch ein enges Flufsthal, welches reich ist an romantischen Partieen.

Die Thalgründe und Hochflächen der durchfahrenen Gegend sind überall als Reisfelder in Kultur. An den Hängen der Berge ziehen sich Theeplantagen und Kaffeegärten empor. Das eigenartige Aussehen dieser Kulturen ist es mit in erster Linie, welches den westjavanischen Landschaftsbildern einen besonderen Charakter aufprägt, und sie durch die Gestaltung des Vordergrundes so verschieden erscheinen läfst von den Landschaften der Heimat. Es mag deshalb hier am Platze sein, dem Leser in das Wesen dieser landwirtschaftlichen Betriebe einen Einblick zu gewähren.

Der Reisbau liegt hier ganz in den Händen der Eingeborenen und wird von ihnen nach altem Herkommen sehr sorgfältig betrieben. Wir sahen auf unserer Fahrt überall die Leute auf den Reisfeldern bei der

Mas Mario.

Arbeit. Die Zeit der Aussaat und der Ernte ist nicht von der Jahreszeit abhängig, sondern hauptsächlich davon, wann Wasser für das Reisfeld zur Verfügung steht. Der Reis gedeiht nämlich als Sumpfpflanze nur auf einem gänzlich unter Wasser gesetzten Felde. Die Bewässerungszeiten der einzelnen Felder sind gesetzlich geregelt. Das Wasser, welches zu einer bestimmten Jahreszeit die Felder eines höher gelegenen Gutes befruchtet, wird zu einer anderen Zeit von einem tiefer unten wohnenden Landmanne beansprucht. So kommt es, dafs man nicht, wie bei uns, auf allen Feldern die Ernte gleichzeitig reifen sieht, sondern auf dem einen wird gepflanzt, daneben sieht man Felder, die im üppigsten Wachstum oder schon in Frucht stehen, oder welche nach der Ernte bereits auf's neue für die Bepflanzung hergerichtet werden.

Die Methode, den Reis im Wasser zu bauen, und das damit zusammenhängende Wasserrecht sind offenbar schon uralt. Überall findet man die Felder in den Thalgründen planiert und mit erhöhtem Rande umgeben, und wo ein Wasserzuflufs zu ermöglichen ist, da sind selbst die Berghänge mehr oder minder hoch hinauf terrassiert und durch Bewässerung in Sawahfelder verwandelt. Die Zufuhr des Wassers wird nicht selten durch künstlich erhaltene Kanäle von weit her bethätigt, und um nicht die auf dieser Wasserzufuhr beruhenden Rechtsverhältnisse einzelner Grundbesitzer oder ganzer Gemeinden zu stören, war man bisweilen genötigt, beim Bau der Eisenbahn das Wasser hoch über die in einem Einschnitt fortlaufende Bahnlinie in künstlichen Aquädukten ohne Gefällverlust von einem Rande des Durchstiches zum andern zu führen.

Nach der Ernte stehen die Reisfelder gewöhnlich kurze Zeit trocken und dienen mit dem schnell aufschiefsenden Gras und Kraut den Kerbauen als Weide. Sobald wieder Wasser zur Verfügung steht, beginnt der javanische Bauer sein Feld für den Anbau vorzubereiten. Es wird dabei mit einem kleinen, besonders abgegrenzten Teil begonnen, welcher als Saatbeet dienen soll. Mit Schaufel und Hacke wird das handhoch unter Wasser gesetzte Feld umgearbeitet, die gröberen Erdklöfse werden mit den nackten Füfsen möglichst zerkleinert, bis alles einen ziemlich gleichmäfsig breiigen Morast bildet. In das so vorbereitete Land werden die Fruchtstände des Saatgutes ausgelegt. Nach fünf bis sechs Wochen geht aus ihnen ein dichtes, freudiggrünes Grasfeld auf, dessen Halme dann auf das eigentliche Feld ausgepflanzt werden können. Die







Kerbauenpflug auf dem Reisfelde. Westjava.

Bearbeitung des letzteren ist inzwischen in ähnlicher Weise wie bei dem Saatbeet vorgenommen worden. Auf grofsen Feldern, wo die Handarbeit zur Bestellung nicht ausreicht, und auf sehr strengem, hartem Boden, nimmt man einen mit Kerbauen bespannten Pflug zum Umbrechen des Bodens zu Hülfe.

Das Auspflanzen der Sämlinge wird meistens von Frauen und Kindern besorgt. Zu dicken Bündeln vereinigt werden die etwa spannenlangen, grünen Setzlinge an den Rändern der grofsen, unter Wasser stehenden Felder niedergelegt. Von dort aus entnehmen die nacktfüfsigen, hochgeschürzten Pflanzer ihren Bedarf, und drücken, indem sie rückwärs gehen, vor sich in annäherd gleichen Abständen und in geraden Reihen Büschel von drei bis vier Reispflanzen mit den Wurzeln in den weichen Schlammboden hinein. Die Pflanzen wurzeln sehr schnell fest, und bald strecken sich die saftstrotzenden Halme mit ihren breiten, frischgrünen Blättern höher und höher über die spiegelnde Wasserfläche empor. Nach einigen weiteren Wochen schieben sich die zierlichen, sanft überhängenden Rispen aus der Umhüllung der schützenden Blattscheiden hervor, um nach kurzer Blütezeit bis 40 oder 60, ja selbst 100 und mehr Körner in ihrem einblütigen Ährchen hervorzubringen, welche im

Regen und Sonnenglanz auf den im Winde sanft wogenden Halmen der Ernte entgegen reifen.

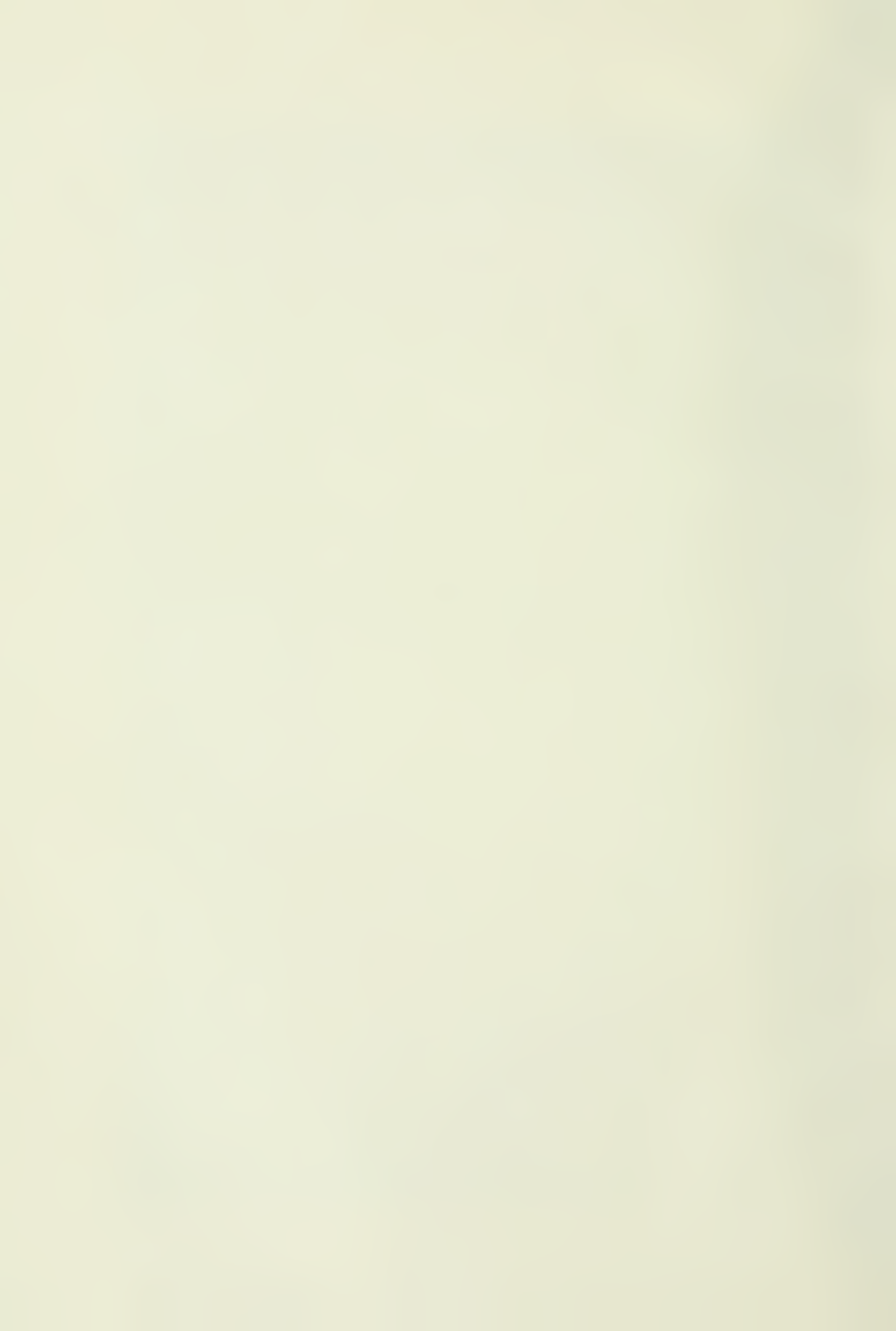
Obwohl die Reishalme ebenso schlank gebaut sind, wie die Halme unseres einheimischen Getreides, besitzen sie doch eine hohe, innere Festigkeit, welche sie in stand setzt, den oft wiederkehrenden, gewaltigen Regengüssen zu widerstehen. Vielleicht ist auch die Auflösung des Fruchtstandes in eine vielteilige Rispe mit ein Grund dafür, dafs auf den Reisfeldern die Erscheinung des Lagerns der Halme viel seltener ist, als bei unserem mit dicken, gedrungenen Ähren versehenen Weizen und Roggen, welche ein tüchtiger Gewitterregen, zum Schaden des Ernteertrages, leicht zu Boden drückt.

Dem reifenden Reiskorn stellen mancherlei Vögel, vor allem die kleinen, prächtig gefärbten Reisfinken nach. Um sich des Schadens zu erwehren, stellt der javanische Reisbauer inmitten seiner Felder, auf hohen Bambusstangen, ein luftiges, mit Atap gedecktes Wachhäuschen auf, von dem aus lange Fäden, die in Zwischenräumen mit Tuchlappen, trocknen Palmblättern oder Federn behängt sind, nach allen Richtungen bis an die Grenzen des Feldes ausstrahlen. Ein Wächter, gewöhnlich ein halbwüchsiger Junge, nimmt den hohen Sitz ein und hält fleifsig Ausschau. Wo ein Schwarm der kleinen Diebe in das Reisfeld eindringen will, da verscheucht er denselben, indem er die Fäden, die zu dem bedrohten Teil des Feldes hinführen, in schwingende Bewegung versetzt.

Bei der Reisernte hat der javanische Bauer eine sehr umständliche Methode. Jeder körnertragende Halm wird einzeln mit einem in der rechten Hand geführten, kurzen Messer ein Stück weit unterhalb der Rispe abgetrennt. Die linke Hand sammelt die einzelnen Rispen zu Büscheln, welche schliefslich zu glatten Bündeln von Garbenumfang zusammengebunden werden. Je zwei solcher Bündel trägt der Feldarbeiter auf einer auf der Schulter ruhenden Bambusstange nach Hause. Dort wird der eingebrachte Erntesegen in besonderen Reisscheunen untergebracht, soweit er nicht direkt als Nahrung für Menschen und Haustiere verarbeitet wird. Diese Ernteweise ist wohl sehr zeitraubend und nur dort möglich, wo die Arbeitskraft so niedrig im Werte steht, wie in Westjava, wo der Tageslohn eines Kuli höchstens 40 Pfennige beträgt. Sie hat den Vorzug, dafs nichts von der Ernte verloren geht. In anderen Reis bauenden Ländern wird der reife Reis mit der Sichel geschnitten und auf Karren vom Felde eingebracht.



ARBEITER BEI DER ERNTE IN EINER THEEPFLANZUNG. WESTJAVA.



Unter den von den Europäern auf Java eingeführten und plantagenmäſsig im Groſsen betriebenen Pflanzenkulturen beeinflussen wohl die Theepflanzungen am meisten das Landschaftsbild. Am ersten könnte man die Theekulturen nach ihrem Aussehen mit unsern einheimischen Weingärten vergleichen. Sie ziehen sich wie diese an den Berghängen empor. Die einzelnen Stöcke sind in regelmäſsige Reihen gepflanzt, zwischen denen der nackte, von Unkraut frei gehaltene Boden sichtbar wird. Aber der Theestrauch erreicht niemals die Höhe, welche unsere Winzer den an Pfählen gezogenen Weinstöcken geben; er wird kurz gehalten, höchstens einen Meter hoch, meistens viel niedriger. Besonders dadurch steht das Theefeld im gewaltigen Gegensatz zu der waldartigen, freien Vegetation und zu den ebenfalls zu waldartigen Beständen heranwachsenden Obstgärten der Eingeborenen, wie zu den Kaffee- und Kakaopflanzungen. In dem Teil von Westjava, welchen ich auf meiner Reise berührte, ist die Zahl der Theepflanzungen nicht besonders groſs. Die ausgedehntesten Theefelder liegen wohl an den Hängen des Salak, auch weiterhin, näher bei Sukabumi, führt die Bahnlinie hin und wieder an Theepflanzungen vorbei. Sie geben mit den in ihnen thätigen Arbeiterschaaren dem Landschaftsbilde eine erwünschte Abwechslung. Anders ist das in dem Gebirgslande von Ceylon. Dort fährt man stundenlang mit der Bahn unausgesetzt durch Theepflanzungen, die sich, soweit das Auge reicht, in ewigem Einerlei über die Berglehnen dahinziehen.

Der Betrieb der Theepflanzungen steht unter europäischer Leitung, und mit dem Feldbaue ist immer eine fabrikmäſsig betriebene Faktorei verbunden, in der das aus der Pflanzung gewonnene Rohprodukt verarbeitet und versandfähig hergerichtet wird. Bei dem Instandhalten einer Theepflanzung spielen allerlei gärtnerische Arbeiten eine groſse Rolle. Besondere Sorgfalt muſs bei der Anlage der Herrichtung des Bodens gewidmet werden. Wenn nicht ein einziger, kräftiger Tropenregen die ganze Pflanzung von dem Berghang herunterspülen soll, so muſs der von seinem Pflanzenwuchs befreite Boden sorgfältig terrassiert und mit Rinnen für die Ableitung des Wassers versehen sein. Die jungen, in besonderen Saatbeeten aus Samen erzogenen Theepflanzen bedürfen in der ersten Zeit nach dem Auspflanzen besonderer Pflege. Sobald der schlanke Stamm eine gewisse Länge erreicht hat, muſs er zurückgeschnitten und dadurch zu buschiger Verzweigung gezwungen werden. Gegen das Unkraut und gegen tierische Schädlinge muſs



Theepflanzung in Westjava. Frische Theeernte zum Welken in flachen Körben ausgebreitet.

ein beständiger Kampf geführt werden. Erst im zweiten oder selbst erst im dritten Jahr kann mit der Ernte begonnen werden.

Eingeborene Pflücker, darunter auch Frauen und ältere Kinder, gehen von Busch zu Busch die Reihen entlang und zwicken alle Zweigspitzen bis zu dem dritten Blatt ab. Diese Zweigspitzen mit der Endknospe und den jüngsten, zarten Blättchen werden in Körben gesammelt und in die Faktorei gebracht, wo nach der Menge des Eingesammelten der Lohn der Pflücker berechnet wird.

Die frisch gepflückten Theeblätter werden zuerst zum Welken in flachen Körben ausgebreitet. In manchen Faktoreien werden statt der Körbe feststehende Bambushürden, welche mit Tuch bespannt sind, verwendet. Die gewelkten Blätter werden zunächst gerollt, was in manchen Produktionsländern Handarbeit der Eingebornen ist, in modernen Faktoreien auf Java und auf Ceylon durch grofse, mit Dampf betriebene Rollmaschinen bewirkt wird. Durch das Rollen, welches unter gelindem Druck in der Wärme vorgenommen wird, verlieren die Blätter einen Teil ihres Saftes, und zugleich werden sie in kleine Klümpchen oder unregelmäfsige Kügelchen zusammengedreht. In manchen Faktoreien werden die gerollten Kügelchen für kurze Zeit aufgehäuft und zugedeckt einem Fermentierungsprozefs überlassen, bei dem sich die Temperatur der halbfeuchten Masse nicht über ein gewisses Mafs steigern darf. Durch dieses Fermentieren soll das Arom des erzielten Produktes

wesentlich gesteigert werden.] Später kommen die schwarzbraunen Massen in den Trockenapparat, in dem sie mit einem erhitzten, trockenen Luftstrom in Berührung gebracht und ihrer letzten Feuchtigkeit beraubt werden. Das so gewonnene Produkt ist schwarzer Thee. Bei Herstellung des grünen Thees wird das Verfahren insofern abgeändert, als die frisch eingesammelten Blätter sofort gedämpft und bei gröfserer Hitze gerollt und geröstet werden. Ich habe diesen Prozefs nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt, da in allen den grofsen Faktoreien, die ich besuchte, ausschliefslich schwarzer Thee produziert wurde. Der gewonnene Thee wird gleich in der Faktorei durch Siebe sortiert, und nachdem er, wenigstens in sorgfältig geleiteten Betrieben, noch einer Geschmacksprobe unterworfen wurde, in grofse, mit Blech ausgeschlagene Kisten verpackt.

Die Theesträucher können, wenn sie sorgfältig behandelt werden, wenn besonders das Beschneiden nach der Ernte sachgemäfs ausgeführt wird, wohl bis zum Alter von einem Jahrzehnt guten Ertrag liefern, dann aber nimmt die Erntemenge stark ab. Man verjüngt dann den Stamm durch gänzliches Zurückschneiden der alten Krone. Auf diese Weise wird die Bildung einer neuen Krone veranlafst, welche wiederum noch einige Jahre eine ergiebige Ernte bringt. Wenn endlich die Fruchtbarkeit nachläfst, wird der Stamm durch eine junge, im Saatbeet gezogene Pflanze ersetzt.

Unter den tropischen Produktionsländern des Kaffees nimmt Java seit langer Zeit eine der ersten Stellen ein, und die als Javakaffee bezeichneten Handelsmarken gehören mit zu dem Besten, was auf den Markt kommt. Trotzdem ist die Zahl der von Europäern betriebenen Kaffeeplantagen auf Java nur gering. Es existiert nämlich ein Regierungsmonopol, wonach der Anbau des Kaffees den Eingebornen als eine Art Steuerleistung übertragen bleibt. Jede Familie in den für Kaffeebau auserselienen Gegenden ist gehalten, 650 Kaffeebäumchen zu pflanzen und zu pflegen, und den Ertrag zu einem bestimmten, niederen Preise an die Kolonialregierung abzuliefern. Die letztere verkauft das Produkt in öffentlichen Auktionen zu Batavia, Padang und Amsterdam. Auf diese Weise erwächst dem Gouvernement eine sehr bedeutende Einnahme, während zugleich die eingebornen Kaffeepflanzer ihren Erwerb finden. Nur wo schon vor dem Jahre 1840 gröfsere, von Europäern geleitete Plantagen bestanden, sind dieselben auch heute noch in den Händen von Privatbesitzern, und aufserdem sind auch auf den

von der Regierung nicht direkt abhängigen Territorien einiger eingeborner Sultane nachträglich gröfsere Plantagen angelegt worden, sodafs etwa der sechste Teil der Gesamtproduktion auf die grofsen Privatplantagen europäischer Pflanzer entfällt.

Der Kaffeebaum gedeiht am besten an den Abhängen der vulkanischen Bergkegel, und die Pflanzungen steigen oft bis weit über 1000 Meter hinauf. Die pyramidenförmigen, über mannshohen Bäumchen mit ihrem dunkelgrünen, glänzenden Laube, sind wie die Theesträucher in gleichen Abständen zu geraden Reihen angeordnet. Um ihnen Schutz gegen Sonnenbrand und Wind zu geben, werden zwischen den Reihen schnellwüchsige Schattenbäume angepflanzt. Man benutzt dazu meistens Leguminosen, deren von zarten Fiederblättern gebildete Schirmkrone einen lichten Halbschatten über die Kaffeebäumchen ausbreitet.

Zum Anbau werden gegenwärtig auf Java hauptsächlich zwei Kaffeearten verwendet, der arabische Kaffeebaum und der Liberia-Kaffeebaum. Von jeder dieser beiden Arten existieren Spielarten, welche sich durch gewisse Merkmale, besonders durch Gröfse und Form der Blätter und der Früchte und durch gröfsere oder geringere Widerstandskraft gegen die Einflüsse des Klimas und des Bodens, sowie auch gegen schädliche Pilze von einander unterscheiden. Die Pflanzen für den Betrieb der Pflanzung werden aus Samen erzogen, und im Alter von einigen Wochen auf dem Felde ausgepflanzt. Man erwartet von einem gesunden Baum im dritten oder vierten Jahre die erste Ernte. Der Kaffeebaum hat nicht, wie etwa unsere einheimischen Obstbäume, eine auf wenige Tage beschränkte Blütezeit, sondern unausgesetzt das ganze Jahr hindurch brechen neue Blüten aus den durch Zuwachs entstandenen Zweigenden hervor. Besonders gilt das für den Liberia-Kaffeebaum, bei dem arabischen Kaffeebaum ist zwischen der letzten Blüte und der Erntereife eine Pause, sodafs man hier eher von einer Blütezeit und einer Zeit der Fruchtreife reden kann. Die aus den grofsen, weifsen Blüten hervorgehenden, beerenartigen Früchte sind anfangs grün gefärbt, später geht ihre Farbe in ein leuchtendes Rot über.

Die völlig reifen Beeren werden von Arbeitern mit der Hand gepflückt. Um das Geschäft des Einsammelns zu erleichtern, sucht man die Bäume in den Pflanzungen durch rechtzeitiges Einspitzen des Gipfeltriebes niedrig zu erhalten. Der arabische Kaffeebaum erträgt auch das Beschneiden ganz gut, bei dem Liberiabaum dagegen, der ohne Unterbrechung blüht und fruchtet, wird mit dem



Kaffeeernte in Westjava.

Beschneiden jedesmal ein Teil der Ernteaussicht vernichtet, weshalb man ihn besser in seiner natürlichen Gröfse aufwachsen läfst, und die zum Pflücken ausgesandten Arbeiter mit leichten Bambusleitern ausrüstet. Übrigens hat man auch versucht, durch Züchtung Liberia-Kaffeebäume zu erzielen, welche mehr buschartig wachsen und kaum meterhoch werden. Ich sah ein mit solchen Büschen bepflanztes Stück in dem Kulturgarten von Tjikeumeu. Wie mir indes der Herr Dr. van Romburgh, der in der Wissenschaft und Praxis bezüglich aller Fragen der tropischen Agrikultur gleich wohl erfahrene Leiter dieses Institutes, versicherte, ist das Ernteergebnis dieser Neuzüchtung vorderhand bezüglich der Quantität und Qualität noch nicht auf der gewünschten Höhe, sodafs an eine Verwendung der strauchartigen Liberia-Kaffeepflanzen in plantagenartigen Betrieben vorerst noch nicht gedacht werden kann.

Die bei der Ernte eingebrachten Kaffeefrüchte werden von Trägern oder auf Karren zur Faktorei befördert. Wo die Verhältnisse dafür günstig sind, schwemmt man die Kaffeefrüchte auch wohl durch Metallröhren oder in offenen Rinnen mit Wasser über den Berghang zur Faktorei hinab.

Bezüglich der weiteren Behandlung der Früchte bei der Erntebereitung unterscheidet man das trockne und das nasse Verfahren. Die Eingebornen verwenden bei der Erntebereitung in ihren Gou-

vernements-Kaffeegärten, die erstere Methode, welche wohl die ursprüngliche und ältere ist. Sie schütten die gesammelten Beeren auf Haufen und lassen sie liegen, bis die Fruchtschalen aufspringen, dann werden die Früchte auf eigenen, gegen Regen geschützten Trockentennen getrocknet, und nun die hartgewordene Umhüllung durch Stampfen zersprengt. Im nassen Verfahren wird die eingeweichte Kaffeefrucht in einer Maschine von dem fleischigen Teil der Fruchtwand befreit. Die „Kaffeebohnen" bleiben dabei zunächst noch von einer pergamentartigen Schale umhüllt, welche von einer schleimig breiigen Masse bedeckt ist. Durch drei bis fünftägiges Liegen in ausgemauerten Bassins wird der schleimige Brei gelöst. Darauf folgt eine energische Wäsche, aus der die nunmehr als Pergamentkaffee bezeichneten Bohnen glatt und rein hervorgehen.

Zum Trocknen der so gewonnenen, noch von der Pergamenthaut eingeschlossenen Bohnen sind gemauerte Tennen vorhanden. Auf ihnen werden die gewaschenen Bohnen ausgebreitet und der Sonne ausgesetzt. Sobald Regen droht, mufs der Kaffee auf den Tennen bedeckt werden, da durch wiederholtes Benetzen und Trocknen die Güte der Bohnen sehr stark leidet. Man hat, um dem durch den Regen drohenden Mifsgeschick zu entgehen, allerlei Einrichtungen ersonnen, um die Trockentennen in wenigen Augenblicken überdachen zu können. Auf manchen Pflanzungen verzichtet man wegen der Gefahr überhaupt auf das Trocknen in der Sonne und verwendet Trockenscheunen oder gar Trockenhäuser, in denen die Trocknung unter Anwendung von künstlicher Wärme schneller und gründlicher vorgenommen werden kann.

Der getrocknete Pergamentkaffee wird durch Maschinen enthülst, dann durch Siebe sortiert, in einer eigenen Maschine poliert, und endlich noch zur Ausscheidung der unansehnlichen und mifsfarbigen Bohnen von Arbeitern mit der Hand verlesen.

Eine viel geringere Bedeutung als die Kaffeeproduktion hat für Java die Kultur des Kakaobaumes. Immerhin begegnet man hin und wieder Pflanzgärten, in denen der kräftige, grofsblättrige Baum in gröfserer Anzahl unter den lichten Kronen der Schattenbäume gepflegt wird. Der Kakaobaum ist gegen direkte Sonne und besonders gegen Wind sehr empfindlich, weshalb windgeschützte Abhänge in gebirgigen Gegenden oder durch Wald geschützte Thalgründe die günstigsten Stellen für seinen Anbau abgeben. Der aus Samen erzogene Baum kann eine Höhe von 6 Metern und

darüber erreichen. Er wird gewöhnlich im vierten oder fünften Jahre tragfähig. Die Blüten und nach ihnen die Früchte erscheinen nicht, wie wir es bei unsern einheimischen Fruchtbäumen gewöhnt sind, an den äufsersten Trieben der dünneren Zweige, sondern direkt an dem dicken Stamm und an den stärkeren Ästen. Blüten und Früchte in allen Entwicklungszuständen findet man zu jeder Zeit an dem erwachsenen Baume vor, dessen Entwicklung in dem ihm zusagenden, feuchtwarmen Tropenklima keine Unterbrechung erfährt. Die kurzstieligen Früchte haben etwa die Gestalt und Gröfse einer gedrungenen Gurke. Sie sind aber grobwarzig und mit fünf stumpfen Längskanten versehen und auf grünweifsem Grunde rötlich braun gefärbt. Zur Zeit der Fruchtreife schlottern die im Innern ausgebildeten 20 oder mehr Samen. Die beim Einsammeln verwendeten Arbeiter wissen nach diesem Merkmal die reifen von den unreifen Früchten zu unterscheiden. Die geernteten Früchte werden durch einen Schlag mit dem Messer oder mit einem Knüppel geöffnet, und nunmehr die in einem rötlichen Fruchtbrei eingebetteten und von einer harten Schale umhüllten Samen herausgeklaubt, wobei die flinken und geschickten Hände jugendlicher Arbeiterinnen gute Dienste leisten.

Die in Körben oder auf Tischen, auch wohl auf untergebreiteten Bananenblättern am Boden eines gedeckten Raumes aufgehäuften Kakaosamen werden nun einige Tage lang sich selber überlassen. Eine eintretende Gärung macht dabei den noch anhaftenden schleimigklebrigen Fruchtbrei löslich, mildert den bitteren Geschmack der Samen und läfst die helle Farbe der Schalen in ein rötliches Braun übergehen. Nach der Gärung werden die Kakaobohnen gewaschen und in den Trockenraum gebracht, welcher geheizt und ventiliert ist. Nachdem der Kakao dort unter fortwährendem Umschaufeln getrocknet ist, wird er zum Versandt nach Europa verpackt.

Reisfelder, Thee- und Kaffeepflanzungen und Kakaogärten, sind zwar nicht die einzigen landwirtschaftlichen Betriebe, welche neben dem

Javanische Kakaoarbeiterinnen.

Obst- und Gemüsebau der Eingebornen das Land in der Preanger-Residentschaft in Anspruch nehmen; aber sie sind diejenigen, welche auf der von mir bereisten Strecke am auffälligsten hervortraten. Ich will mich deshalb hier mit den gegebenen Darstellungen begnügen. Die Schilderung eines Besuches in Midden-java, den ich später unternahm, wird mir wohl Gelegenheit geben, den Leser auch mit den für Java wichtigen Kulturen des Zuckerrohrs und des Indigos bekannt zu machen, und den Tabaksbau habe ich am eingehendsten in dem für Welthandel und Weltkonsum so überaus wichtigen Tabakslande Sumatra-Ostküste studiert, so dafs ich seine Beschreibung erst an späterer Stelle meinem Reisebericht einfügen kann.

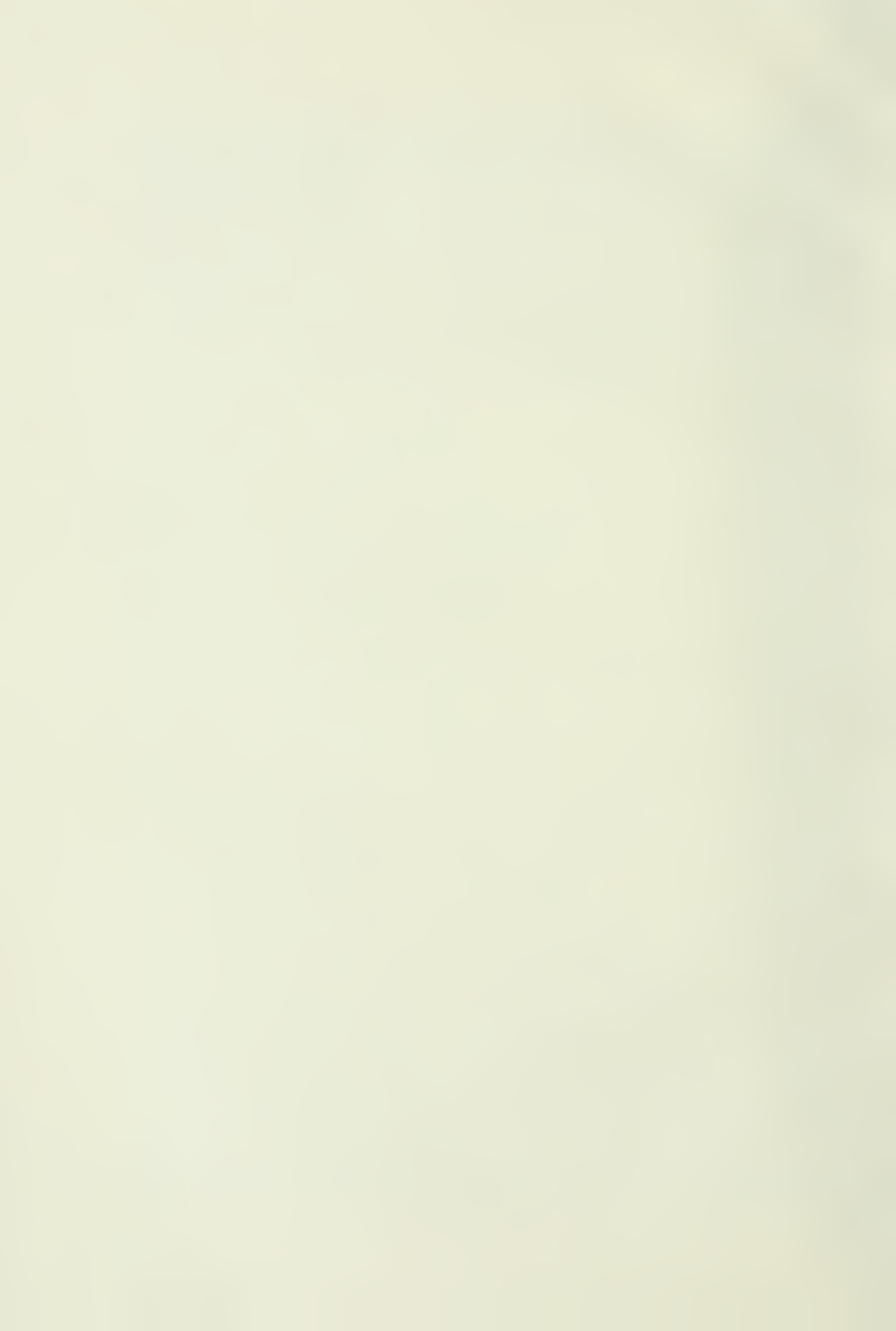
Als ich am Vormittag des 10. Oktobers 1899 mit der Eisenbahn von Buitenzorg in Tjiandjur eintraf, standen dort die vorausbestellten Wagen zur Personen- und Gepäckbeförderung bereit. Es waren zweiräderige Karren mit je drei kleinen, javanischen Ponys quer bespannt. Mit Marios Unterstützung war der Barang-barang (das Gepäck) bald ordnungsmäfsig verstaut und die Reise konnte ohne Aufenthalt weitergehen, mit lustigem Peitschenknall die gut fahrbare Bergstrafse entlang. Es ist erstaunlich, was die kleinen Pferde zu leisten vermögen. Im Trabe geht es bergauf und bergab über Steigungen, die bei uns ein Kutscher kaum seinen Pferden zumuten würde. Dabei haben die Wagen nicht einmal eine Bremsvorrichtung, so dafs die Pferde beim Bergabfahren die ganze Last zu halten haben.

Tjiandjur liegt etwa 600 Meter über dem Meer. So war denn die Gegend in der ersten Strecke unseres Weges kaum anders als wir sie von der Eisenbahn aus gesehen hatten. Überall Reisfelder in allen Stadien, von der Feldbestellung bis zur reifen Ernte neben einander, ferner Thee- und Kaffeepflanzungen und dazwischen hin und wieder die Gebäude einer gröfseren Pflanzung und Europäerwohnungen mit wohlgepflegten Blumengärten. Ab und an passierten wir ein Dorf der Eingebornen, dessen Häuser ganz versteckt im Schatten grofser Manga- und anderer Fruchtbäume liegen. Die Wohnungen sind hier etwas sorgloser gebaut als in Buitenzorg und sehen manchmal arg vernachläfsigt und halb verfallen aus. Im übrigen aber sind sie nach demselben Bauplan errichtet, wie die früher beschriebenen. Am Hauseingang befindet sich eine Veranda, dahinter durch eine Thür getrennt der eigentliche Innenraum des Hauses, die Schlafstätte der Bewohner.

Gegen die Strafse hin sind die Häuser und die sie umgebenden



DORF DER EINGEBORENEN AN DER POSTSTRASSE IM PREANGER. WESTJAVA.



Grundstücke häufig durch einen Zaun aus Bambusstäben abgeschieden, oder auch wohl durch eine aufgeschichtete Steinmauer. Neben dem Hause stehen breitblättrige Bananen, unter denen, auf dem von Unkraut freigehaltenen Boden, die Kinder herumspielen, und gackernde Hühner im Sande scharren. Die Bewohner dieser Gegend sind, von den Europäern abgesehen, fast ausschliefslich Sundanesen. Auf der Strafse begegnen uns vereinzelte, breitschultrige Gestalten, die an einer an beiden Enden aufgekrümmten, auf der Schulter ruhenden Tragstange, Körbe mit Früchten oder Reisbündel tragen. Sobald sie die Wagen kommen sehen, gehen sie an den Wegrand und drehen uns den Rücken zu. Frauen und Kinder, die uns entgegen kommen, hocken in ganzen Reihen am Wegrande hin mit abgewendetem Gesicht. Das ist die hier übliche Weise, den Europäer zu grüfsen. Es scheint mir fast, als ob diese Form des Grufses als ein Zeichen der Unterwürfigkeit eine Überlieferung ist aus längst vergangenen Zeiten der Knechtung und gewaltsamen Unterdrückung. Die freimütige Art, mit dem Europäer zu verkehren, die ich später bei den malaiischen Stämmen Sumatras kennen lernte, steht damit in einem scharfen Kontrast.

Die Leute sehen übrigens gesund und kräftig aus und ihre Kleidung zeugt von einem gewissen Wohlstand. Halbwüchsige Kinder und junge Mädchen haben nicht selten schwach durchscheinend rotgefärbte Wangen, was bei dem warmen, hellbraunen Grundton der Hautfarbe allerliebst aussieht.

Die Station Sindanglaja, welche wir von Tjiandjur aus mit dem Wagen erreichen wollten, liegt etwa 1100 Meter über dem Meeresspiegel am Fufse des Vulkankegels, also etwa nur 500 Meter höher als die Bahnstation Tjiandjur. Die Gesamtsteigung des Weges auf der nahezu zweistündigen Wagenfahrt ist also durchaus nicht übermäfsig grofs. Wir hatten indes unterwegs eine Pafshöhe zu überwinden, an welcher die Steilheit der Strafse, diejenige, welche ich an den fahrbaren Kunststrafsen in den europäischen Alpenländern kennen gelernt, recht beträchtlich übertraf, obwohl die natürliche Steilheit des Terrains durch einen Durchstich bedeutend abgemindert war. Das war eine tolle Fahrt. Im Galopp liefen die zähen Pferdchen auf die steile Anhöhe hinauf, und dann nach kurzem Verschnaufen ebenso den jenseitigen Abhang hinunter. Der Wagen flog über Stock und Stein dahin, so dafs man sich am Sitz festhalten mufste, um nicht hinausgeschleudert zu werden.

Wir näherten uns nach Überwindung des Passes mehr und mehr



Paſshöhe der Straſse im Preanger. Westjava.

dem eigentlichen Bergkegel des Gedé, an dessen Fuſs die Straſse herumläuft. Am Gipfel über dem Krater schwebte eine unbewegliche Rauchwolke. Die Hänge des Kegels waren ebenso wie die des Zwillinggipfels Pangerango bis oben hin mit Wald bedeckt. Unterhalb der Grenze des eigentlichen Urwaldes aber liegt noch Kulturland. In den durch die Bergwasser ausgetieften Rinnen, welche die vom Berg ausstrahlenden Rücken trennen, waren an manchen Stellen Reisterrassen erkennbar, die vom Obstwalde verhüllten Dörfer der Eingebornen sind wie kleine Waldkomplexe auf den Hochflächen verteilt.

Nach einiger Zeit passierten wir eine gröſsere Ortschaft, Tjipannas, in welcher mehrere Europäerwohnungen zwischen den Hütten der Eingebornen liegen. Der Generalgouverneur von Holländisch-Indien hat hier ein Landhaus. Eine warme Quelle, welche hier dem vulkanischen Boden entsteigt, wird zu Bädern verwendet.

Gegen 1 Uhr erreichten wir Sindanglaja. Der Ort besteht der Hauptsache nach aus einem groſsen Hotel, welches Kranken und

Rekonvalescenten, die in dem gesunden Höhenklima Erholung suchen, comfortable Unterkunft bietet. Ich hatte die Absicht, hier zu übernachten und am nächsten Morgen zu Fufs zu dem Berggarten von Tjibodas hinaufzusteigen. Nach den Strapazen der ungestümen Wagenfahrt genofs ich mit Behagen die Ruhe in dem wohl ausgestatteten Hotel, das rings von schattigen Gartenanlagen umgeben ist, und selbst zu Billard-, Kegel- und Croquetspiel Gelegenheit bietet.

Der Nachmittag brachte mir noch eine sehr angenehme Überraschung. In einer Dependance des Hotels wohnte ein Fachgenosse, der Dr. Lotsy, ein holländischer Gelehrter, der sich durch eine Anzahl gediegener Arbeiten in der Litteratur bekannt gemacht hat. Er gehört zum wissenschaftlichen Stabe des Professor Treub und führte damals in dem Laboratorium des Berggartens von Tjibodas wissenschaftliche Untersuchungen über die Cinchona-Arten aus, welche kekanntlich in ihrer Rinde ein für die moderne, ärztliche Praxis eminent wichtiges Heilmittel, das Chinin liefern, und welche seit vielen Jahrzehnten auf Java plantagenmäfsig angebaut werden.

Dr. Lotsy lud mich zugleich im Namen seiner Gemahlin zum Abend zu Tisch. So gewann ich ganz unerwartet die grofse Freude, einige Stunden in einem angenehmen Familienkreise verbringen zu können. Ich kann nicht sagen, was mir dabei das gröfste Vergnügen bereitete, die Unterhaltung über wissenschaftliche Dinge mit dem welterfahrenen und wohlbelesenen Fachmann, oder die Beantwortung der Fragen, durch welche die liebenswürdige Wirtin das Gespräch auf mein eigenes Heim und auf meine Lieben daheim zu lenken wufste, oder endlich das Scherzen mit den herzigen Kindern des Hauses, einem prächtigen Knaben von sechs Jahren und einem um zwei Jahre jüngeren Mädelchen, denen ich mich in einem aus holländischen Brocken und Plattdeutsch gemischten Kauderwelsch verständlich zu machen suchte. Am späten Abend wurde ich von einem sundanesischen Diener bei Laternenschein ins Hotel zurückgeleitet.

Noch vor Sonnenaufgang am nächsten Morgen weckte mich Marios Stimme aus angenehmen Träumen. Der Koffer war schnell gepackt und wurde nebst den übrigen Gepäckstücken den bestellten Kulis übergeben, die alles an Bambusstäben auf den Schultern davontrugen. Nach dem Frühstück war auch ich schnell zum Abmarsch gerüstet, und nun ging's in der Morgenfrische fröhlich den Bergpfad hinan. Man kann auf verschiedenen Wegen von Sindanglaja aus nach Tjibodas gelangen. Der Weg, den ich nach Marios

Vorschlag wählte, war ein schmaler Fufsweg, der uns über einen Hügelrücken an allerlei Kulturen vorbei und durch einige kleine Dörfer führte. Der Weg war stellenweise von blütentragenden Lantanahecken begleitet, dazwischen standen hin und wieder grofse Daturastauden, die über und über mit handlangen, schneeweifsen Blütentrichtern behängt waren. Ein gänzlich ungewohnter und unerwarteter Anblick waren für mich die ausgedehnten Kartoffelfelder, welche sich über den Rücken eines Bergausläufers hinzogen. Als wir höher hinauf kamen, lagen die sanften, von tiefen Furchen durchzogenen und mit Urwald bedeckten Hänge des Gedé und Pangerango frei vor uns, an denen in halber Höhe noch der Morgennebel in leichten Wolken über der grünen Wildnis schwebte. Unser Fufspfad führte uns schliefslich auf einen breiten Reitweg, der sich in Windungen den Berg hinanzieht. Das Gelände wird allmählich steiler, die Kulturpflanzen hören auf, und allerlei Busch- und Strauchwerk bedeckt den Boden zur Seite der Strafse. Rückblickend geniefst man eine herrliche Aussicht in die schöne Gebirgslandschaft mit den tiefen, im saftigen grün prangenden Thälern und den herrlich geformten Bergketten in der Ferne.

Wir hatten, bevor wir den Berggarten erreichten, auf unsern Wege eine der Thalfurchen zu durchschreiten, welche den Fufs des Bergkegels in radial ausstrahlende Höhenzüge zerteilen. Der Weg führt an der einen Böschung der Schlucht ziemlich steil abwärts. Unten ist das, im Grunde der Furche, in Kaskaden abwärts eilende, Gebirgsbächlein durch eine Holzbrücke überspannt, und jenseits führt der Weg wieder schräg aufwärts an der Thalwand empor. Man bezeichnet solche, den Weg querenden Schluchten als Raweinen (ravijnen). Sie sind mir auf meinen Überlandreisen in Sumatra oft recht lästige Reisehindernisse gewesen. Gewöhnlich aber siedelt sich in den feuchteren Schluchten, die aufserdem der Bodenkultur keinen Platz bieten, eine üppige Vegetation an, welche durch ihre Mannigfaltigkeit und Schönheit für die Mühe des Bergab- und Bergaufklimmens reichlich entschädigt. In der Raweine am Gedé bot sich mir zum ersten Mal ein herrlicher Blick auf eine üppige Urwaldvegetation, in der besonders die Schatten und Feuchtigkeit liebenden Baumfarne, die zierlichsten aller tropischen Bäume, auffällig hervortraten. Die Stämme waren mit Epiphyten bedeckt, und zwischen ihnen woben allerlei Kletterpflanzen ein undurchdringliches Dickicht unter und zwischen den hellgrünen Kronen der zierlich gefiederten Wedel. Es schien nicht ratsam, bei dem schönen Bilde



URWALDVEGETATION MIT BAUMFARNEN IN EINEM FLUSSTHAL.



allzulange zu verweilen, oder gar in das Dickicht hinabzuklettern, um die Herrlichkeit aus der Nähe zu betrachten, und aus der Fülle des Neuen, das dort für mich wuchs, auch nur das Allerinteressanteste zu sammeln. Wie leicht wäre mein Rucksack mit nie gesehenen Schätzen gefüllt gewesen. Aber ich hatte zu fürchten, dafs sich mein Marsch dann allzulang in die heifse Zeit des Tages hinein ausdehnen würde, und ich durfte aufserdem Mario Glauben schenken, welcher sagte, dafs alle diese Dinge oben im Urwalde viel bequemer und in noch viel reicherer Fülle zu haben seien. So kletterten wir dann wieder aus der Raweine empor und verfolgten unsern Weg bergan.

Es dauerte nicht mehr lange, so sahen wir bei einer Biegung des Weges eine weifse Tafel mit der Aufschrift S'Lands plantentuin vor uns, ein Zeichen, dafs wir wieder in das spezielle Wirkungsgebiet des für seine europäischen Gäste so fürsorglichen Professors Treub einzogen. Unser Ziel lag nach kaum zweistündiger Wanderung vor uns. Der Platz, wo die Tafel steht, bezeichnet allerdings nur den Anfang des ziemlich ausgedehnten Berggartens, in dessen oberstem Abschnitt das Urwaldlaboratorium liegt. Wir mufsten noch ein gutes Stück steigen, und ich hatte dabei genügende Gelegenheit, mich von der musterhaften Ordnung zu überzeugen, mit welcher selbst hier oben, 1400 Meter über dem Meer, die unter Treubs Direktion stehenden Gartenanlagen gepflegt werden. Der Berggarten ist seiner Anlage nach ein schöner Park. Grofse Rasenflächen wechseln mit herrlichen Baumgruppen ab, inmitten liegt ein schöner Teich, in dessen stillem Wasser sich die Bäume und die Berggipfel des Hintergrundes spiegeln. Eine schöne Allee aus dunklen Koniferen bezeichnet den ansteigenden Hauptweg, welcher zu dem oberen Teil des Gartens emporführt, wo von Rosenlauben, Eibischgebüschen und Blumenbeeten umgeben das gastliche Wohn- und Arbeitsgebäude für die Gäste aus Europa sich freundlich von dem dunkeln Hintergrund der Urwaldbäume abhebt. Wenn man dieses Ziel erreicht hat, so lohnt es sich, von der Veranda des Hauses aus den Blick nach rückwärts zu richten. Über die Blumenbeete im Vordergrunde, über Teich und Rasenflächen und über die Baumgruppen im unteren Teil des Parkes hinweg schweift er weit, weit hinaus in das grüne Land mit den blinkenden Reisfeldern, mit seinen Hügelketten und Thalrinnen, mit den dunkel bewaldeten Vulkankegeln und den steil aufragenden Kalkbergen am Horizont in blauer Ferne. Fürwahr, das ist ein

Landschaftsbild, wie es nur wenige giebt, und mich wundert es nicht, dafs ein deutscher Landsmann, Max Fleischer, ein feinsinniger Landschaftsmaler, der in seinen Mufsestunden Moosstudien treibt, hier oben seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, wo dem Bedürfnisse des Künstlers wie dem des Botanikers durch die Natur in gleich ausgezeichneter Weise Rechnung getragen ist. Ich danke es diesem Umstande, dafs mir hier oben in diesem fernen Weltwinkel ein deutscher Willkommengrufs entgegenschallte.

Bald nach meinem Eintreffen in dem Stationshause erschien zu meiner Begrüfsung Herr Wouters, der junge holländische Gartenbeamte, unter dessen Leitung die Urwaldstation nebst Park und Versuchsgarten von eingeborenen Arbeitern in Ordnung gehalten werden. An den parkartigen Teil des Berggartens, den wir beim Aufstiege kennen gelernt, schliefsen sich nämlich seitwärts ausgedehnte Versuchsfelder an, auf denen zu wissenschaftlichen oder praktischen Zwecken nach Mafsgabe der wissenschaftlichen Leiter allerlei Kulturversuche angestellt werden. An diese Versuchsfelder grenzt das kleine Dorf der malaiischen Arbeiter. Das Wohnhaus des Gärtners liegt in Baumgruppen und Gebüsch versteckt neben dem Laboratoriumgebäude.

Dieses letztere ist nur für die Gelehrten bestimmt, welche hier oben vorübergehend arbeiten. Es ist einstöckig auf niedern Steinpfeilern erbaut und enthält vier Schlafzimmer, ein Speisezimmer, ein behaglich ausgestattetes Gesellschaftszimmer, in dem zugleich in Glasschränken die kleine wissenschaftliche und belletristische Bibliothek untergebracht ist, und ein geräumiges Laboratorium mit Arbeitsplätzen für mikroskopische und chemisch-physiologische Arbeiten. Küche und Bad sind in Nebengebäuden untergebracht. Unmittelbar hinter dem von diesen umgebenen Hofe aber beginnt der wirkliche Urwald mit seinen Baumriesen, in deren Gipfeln sich die Affen schaukeln, mit den Lianen und Riesenkräutern, mit Baumfarnen und Moosschleiern und den tausend und tausend anderen Gewächsen, die im verworrenen Durcheinander um Licht und Luft ringen.

Man darf den Urwald nicht mit einem europäischen Buchen- oder Tannenwald vergleichen wollen, der Vergleich pafst so wenig, wie, wenn man, um eine blumenreiche Alpenmatte zu schildern, von einem Kornfeld ausgehen wollte. Wir sind es gewohnt, in unsern Wäldern eine einzige Baumart vorherrschend zu sehen oder doch höchstens deren drei oder vier in gemischtem Bestande. Im Urwald auf Java mufs man suchen, um zwei Bäume derselben Art

herauszufinden zwischen hunderten, die anderen Arten angehören. Zu dem Vorstellungsbilde, welches wir in Europa mit dem Worte Wald verknüpfen, gehört die gleichmäſsig geschlossene Laubmasse der Baumkronen, die auf schlanken Stämmen über dem moosigen Grund emporgetragen werden. Für den Urwald der Tropen trifft diese Vorstellung nicht zu. Neben einzelnen, zu gewaltiger Höhe emporstrebenden Baumriesen, steigen niedere, nicht minder laubreiche Pflanzen auf. Zwischen ihnen klettern die Lianen empor und verweben Hoch und Nieder mit einander; so kommen ungleichmäſsige, zerrissene Konturen zustande, kein einheitliches Laubdach.

Der kurze Marsch am Morgen hatte mich so wenig ermüdet, daſs ich es mir nicht versagen konnte, gleich nach eingenommenem Mahle in der Begleitung des deutschen Landsmannes einen Spaziergang in den Urwald zu unternehmen, um den gewaltigen Eindruck der überwuchernden Fülle pflanzlichen Lebens unmittelbar auf mich einwirken zu lassen. Im Anfang war ich wirklich überrascht und erstaunt, wuſste nicht, was ich zuerst anschauen oder zu genauerer Untersuchung einsammeln sollte. Alles drängte und streckte sich mir entgegen. Jeder Schritt brachte neue Wunder. Von den Riesenbäumen, die gewissermaſsen das Gerippe des Urwaldes bilden, sieht man im Walde nur die gigantischen Stämme. Die Kronen hoch oben entziehen sich den Blicken. Sie sind von unten her von dem grünen Gewirre der Kletterpflanzen umwoben, deren Stämme wie Taue herabhängen oder in Guirlanden von Baum zu Baum ziehen. In dem Geäst, an den Lianentauen, selbst an den seilartigen Luftwurzeln, die aus manchen Baumkronen herabhängen, sind allerlei Epiphyten angesiedelt, die durch besondere Baueinrichtungen instand gesetzt sind, sich, auch wenn sie nicht mit dem Erdreich in Verbindung stehen, ihren Nahrungsbedarf zu verschaffen und die nötige Wassermenge festzuhalten. Zwischen den Baumstämmen aber ist jeder fuſsbreit Raum des Erdbodens von kleineren Gewächsen eingenommen; Bambusgebüsche, Farnbäume, kolossale Gewürzlilien mit doppelt daumdicken Krautstämmen und bodenständigen Blütenähren, Arongewächse, Begonien, Farnkräuter in allen Gröſsen, tausenderlei Sträucher und Kräuter drängen sich im wirren Durcheinander. Dazwischen liegen die Reste umgestürzter Bäume im modernden Laubwerk. Und jeden freien Raum nehmen die Moose und Kleinfarne ein; nicht nur am Boden wachsen sie, nein, auf den Ästen und selbst den Blättern der Kräuter und Gesträuche und an den Stämmen der Waldbäume bis hoch hinauf in den Gipfel,

selbst an den Luftwurzeln und an den Lianensträngen, welche sich in dem grünen Dickicht emporwinden, sind sie festgesiedelt, und in grünen Schleiern wallen sie von oben herab, — überall Moose und Farne, triefend von Nässe und in einer Üppigkeit, die jeder Beschreibung spottet.

Zuerst scheut man sich wohl, durch den Tritt des schwer beschuhten Fufses, durch Abreifsen und Zerschneiden einen Teil der grünen Herrlichkeit zu zerstören, von der jeder fufsbreit, wenn er unverändert in ein europäisches Gewächshaus übertragen werden könnte, Staunen und Bewunderung erregen würde. Aber bald wird man dreister; man bahnt sich mit dem Golok, dem Buschmesser, seinen Weg. Rechts und links fallen die riesigen Kräuter, die Äste und selbst Stämme kleinerer Bäume unter wuchtigen Hieben, die Wurzeltaue und Lianen werden durchschnitten, was am Boden wächst, wird achtlos zertreten. So dringt man allmählich zu immer neuen Wundern vor; und wenn man zurückschaut auf den Pfad, den man gekommen, so merkt man nicht einmal, dafs in dem grünen Dickicht etwas fehlt. Nach einigen Tagen findet man, auch wenn man sucht, kaum noch die Stelle, an welcher der Golok so gründlich gearbeitet hat.

Es ist nicht leicht, in dem Innern des Urwaldes eine photographische Aufnahme zu machen. Die ungleiche Lichtverteilung, die gedrängten Raumverhältnisse in dem grünen Dickicht bereiten die gröfsten Schwierigkeiten, so dafs in der That keine einzige meiner Urwaldaufnahmen zur Reproduktion und zur Illustration der Vegetationsschilderung geeignet ist. Ich will deshalb hier die Reproduktion eines Urwaldbildes einschalten, welches von dem Kunstmaler Fleischer in unmittelbarer Nähe des Unterkunfthauses am Eingange des Urwaldes mit der Momentcamera genommen wurde in dem Augenblick, als ich mit gefülltem Rucksack von einer Tour zurückkehrte. Es war leider nicht möglich, mein Konterfei durch Retouche oder Beschneiden aus dem Urwaldbilde zu entfernen, ohne zugleich einen Teil des Laubgewirres zu zerstören, dessen Mannigfaltigkeit gerade dem Leser eine Vorstellung von dem wechselvollen Vegetationsbilde vermitteln soll. Ich mufs also Leser und Leserinnen wegen der störenden Anwesenheit meines Porträts in dem Bilde höflichst um Entschuldigung bitten.

Wie in Buitenzorg hatte ich auch bei meinen Arbeiten in Tjibodas eine feste Tageseinteilung. Früh 6 Uhr mit der Sonne stand ich auf. Wenn ich dann im Drellanzug, mit Bergschuhen und

hohen Ledergamaschen bekleidet, den Golok umgegürtet und den Rucksack auf dem Rücken aus meinem Zimmer trat, hatte Mario den Kaffee bereit, und draufsen wartete bereits Sapihin auf mich, der malaiische Pflanzenkenner, welcher vom Direktor Treub eigens für die fremden Botaniker als Begleiter im Urwalde angestellt ist. Dann ging es frisch und fröhlich in den kühlen, thaufrischen Morgen hinein, auf kürzestem Wege in den Wald.



Im Urwalde von Tjibodas.

Will man eine weitere Tour unternehmen, so benutzt man zunächst einen der durch die Gartenarbeiter von Vegetation freigehaltenen Pfade, die bis hoch an den Bergkegel emporführen. Von ihnen aus kann man dann leicht seitwärts in das Dickicht vordringen, indem man sich mit dem Golok seinen eigenen Weg bahnt. Eine eigentümliche Einrichtung gestattet jederzeit, sobald man bei weiterem Vordringen wieder auf einen dieser Pfade gelangt, die Orientierung und die Auffindung des kürzesten Heimweges. An den Pfaden sind nämlich die grofsen Urwaldstämme mit einer Numerierung versehen, welche von dem Unterkunftshause ihren Anfang nimmt. Man braucht nur von der zuerst aufgefundenen Nummer in der Richtung zu der nächst niedrigeren den Weg zu verfolgen, um wieder zum Hause zu gelangen. Man kann also ganz gut den ortskundigen Führer entbehren, ohne fürchten zu müssen, dafs man sich in der Wildnis verirrt, und oft genug habe ich auch ohne jede Begleitung stundenlange Streifzüge unternommen. Sapihin bildet aber nicht blofs den Pfadfinder, er kennt auch eine grofse Zahl der Urwaldgewächse, warnt den Neuling vor der Berührung der mit

starken Brennborsten versehnen Laportea, befreit ihn aus den Umschlingungen der langen, mit Widerhaken versehenen Rotangpeitschen, sammelt die beifsenden Ameisen ab, die unversehens den Urwaldwanderer überfallen, führt zu den Standplätzen gewisser Raritäten und holt als gewandter Kletterer die gewünschten Epiphyten oder Blüten und Früchte von den Bäumen herab, die man ohne solche Hülfe schwerlich erlangen könnte. So war er mir auf meinen Streifzügen immer ein erwünschter Genosse, auf dessen Begleitung ich nur dann verzichtete, wenn ich sie nicht ohne Aufenthalt und Zeitverlust haben konnte.

Gewöhnlich war auf meinen Morgenspaziergängen schon nach zwei Stunden mein Rucksack mit Schätzen überfüllt, so dafs ich um 8 Uhr zum Frühstück nach Hause zurückkehren konnte. Die übrige Zeit des Tages, so lange es hell war, hatte ich dann mit der Verarbeitung des Gesammelten im Laboratorium vollauf zu thun. Seltener, wenn ich weitere Ausflüge vorhatte, nahm ich mir etwas zum Frühstück mit in den Wald und kehrte erst gegen 10 Uhr oder gar erst zum Mittag nach Hause zurück. Die Mittagsmahlzeit um 1 Uhr und das Abendessen um 8 Uhr wurde von Mario aus den Konservenvorräten und von dem im Dorf gekauften Gemüse für mich in befriedigender Weise hergerichtet. Bisweilen wufste er durch ein frisch gekauftes Huhn oder durch Fische das Menu abwechslungsvoller zu gestalten. Früchte zum Nachtisch waren immer in guter Qualität vorhanden. Bei Sonnenuntergang und in der Abenddämmerung vor der letzten Mahlzeit machte ich gerne mit dem Maler einen Spaziergang durch Park und Garten. Er hatte mit seinen Künstleraugen überall Aussichtspunkte und stimmungsvolle Bilder entdeckt, die mich immer auf's neue den grofsartigen Reiz tropischer Naturschönheit empfinden liefsen.

Es mag den Leser gewundert haben, dafs ich bei der Schilderung des Urwaldes des Tierlebens kaum gedacht habe. In Wirklichkeit ist aber der Urwald am Gedé auffällig arm an gröfseren Tieren. Tiger giebt es nicht mehr, ebensowenig Rhinocerosse, von deren ehemaliger Anwesenheit manche geographische Benennungen Kunde geben. Die Lebensäufserungen eines Panthers, den man kurz vor meiner Ankunft in Tjibodas im Walde gesehen haben wollte, dürften ihre Lebhaftigkeit wohl zum gröfsten Teil der Furchtsamkeit der Malaien verdanken. Die Tiere gehen erfahrungsgemäfs dem Menschen scheu aus dem Wege. Unangenehm bemerkbar machen sich in den Kulturen des Berggartens bisweilen die

Wildschweine. Die einzigen gröfseren Tiere, welche man hier oben häufiger zu Gesicht bekommt, sind die Affen einer grofsen grauen Art, welche die Zoologen als Cercopithecus cynomolgus bezeichnen. Sie klettern in den höchsten Baumkronen umher, fliehen aber auch gern die Nähe des Menschen. An einem Morgen, als ich zufällig allein ohne Sapihins Begleitung war, hörte ich im Walde in meiner Nähe ein Geräusch, als ob jemand niese, so natürlich, dafs ich es mir nicht versagen konnte, mit einem fröhlichen „Prosit“ zu antworten. Da gab es mit einem Mal in der Baumkrone über mir einen Mordsspektakel. Ein trockener Zweig kam herabgesaust und unter kläglichem Angstgeschrei flüchtete ein grofser Affe vor mir von Baum zu Baum. Der Versuch, ihn durch freundliches Zureden zu beruhigen, mifslang vollständig. Er turnte eilfertig davon, und ich konnte in der Ferne noch lange seine Schreckenslaute hören. Bisweilen sahen und hörten wir von dem Unterkunftshause aus die Affen in den Wipfeln der nächsten Urwaldbäume. In der Abenddämmerung sahen wir manchmal einzelne Kalongs, fliegende Hunde, in schwerem Fluge in grofser Höhe über den Garten hinziehen. Auch Eichhörnchen machten sich bisweilen bemerkbar. Auch an Vögeln hat der Urwald am Gedé keinen grofsen Reichtum aufzuweisen, selbst am frühen Morgen, wo in unsern einheimischen Wäldern die kleinen Sänger von nah und fern ihr Lied erschallen lassen, hört man kaum mehr, als ab und an das Girren der wilden Tauben, höchstens zwitschern vereinzelte, kleinere Vögel verloren hoch oben in den Zweigen. Fast scheint es, als ob für die Entfaltung einer Fauna von gröfseren Tieren die übergrofse Üppigkeit der Vegetation hier keinen Raum läfst. An Leben und Bewegung und an Stimmen aus der Tierwelt fehlt es aber dennoch nirgends. Man bekommt recht häufig Schmetterlinge zu sehen. Fliegen und Stechmücken durchschwirren die Luft und können dem Wanderer zu Zeiten recht lästig werden; überall wimmelt es von Ameisen in verschiedener Gestalt und Gröfse, und am Nachmittag erhebt sich das schrille Gezirp der grofsen Grillen. Von dem Reichtum an Insekten kann man sich dort oben leicht eine Vorstellung verschaffen, wenn man am Abend die brennende Lampe auf die Veranda hinausstellt. Sofort kommen hunderte von kleinen Fliegern und umtanzen die Flamme oder ruhen auf der hellen Tischfläche und an den Wänden aus. Wenn gerade ein Termitenschwarm in der Nähe seinen Flugtag hat, so kann man es erleben, dafs der Tisch unter der Lampe buchstäblich zollhoch mit Tieren bedeckt wird. Einmal sah ich,

wie bei hellem Tage unmittelbar vor dem Fenster des von mir bewohnten Zimmers ein Termitenschwarm aus dem Boden hervorschwärmte. Alsbald versammelten sich vor dem Flugloch des unterirdischen Baues Männer, Frauen und Kinder aus dem Arbeiterdörfchen, fingen die Tiere und sammelten die Leiber, nachdem sie die sehr hinfälligen, langen Flügel abgenommen hatten, in Kesseln und Töpfen. Selbst ein Dorfhund war mitgekommen und schnappte eifrig nach den Insekten, welche den Menschen entwischt waren. Auf meine Frage erfuhr ich, dafs diese Tiere in verschiedener Zubereitungsweise einen Leckerbissen für den Gaumen der Malaien liefern.

Schlangen und andere Kriechtiere, vor denen man sich in Acht zu nehmen hätte, sind mir in Tjibodas weder innerhalb noch aufserhalb des Urwaldes begegnet. Erwähnenswert scheint mir dagegen noch das Vorkommen der Patjets, einer Art Blutegel, welche auf die wunderbarste Weise durch die Kleidung hindurch an den menschlichen Körper zu gelangen weifs und sich dort unbemerkt und deswegen auch ungestört vollsaugt. Nachdem das prall gefüllte Tier abgefallen ist, beginnt die kleine Wunde zu jucken und blutet noch einige Zeit lang fort. Gefährlich ist diese Blutentziehung wohl nicht, besonders wenn die Zahl der Patjets, die man auf einer Tour aufliest, so gering ist, wie im Urwalde von Tjibodas. Da ich feste Stiefel und Ledergamaschen trug, so bin ich die meisten Tage überhaupt ganz ohne Patjet davongekommen. Ich entsinne mich anderer Urwaldtouren am Vulkan Salak und in sumatranischen Urwäldern, nach denen ich beim Bade die Patjets dutzendweise von meinem Körper ablesen konnte.

Unter den gröfseren Ausflügen, welche ich von Tjibodas aus unternahm, gehört eine Besteigung des Vulkanes zu meinen angenehmsten Reiseerinnerungen. Es hatte sich nämlich der deutsche Generalkonsul von Syburg zur Teilnahme an dieser Tour bei uns in Tjibodas angemeldet. Am Freitag, den 20. Oktober, erwarteten wir unsern Besuch. Ich hatte zu seiner Abholung von dem Bahnhof Tjiandjur einen Wagen bestellt, der gegen Mittag in Tjipannas eintreffen mufste. Dort erwartete ich selbst den Herrn von Syburg, der denn auch zur rechten Zeit eintraf. Sapihin, der mit mir von Tjibodas herabgekommen war, übernahm mit einigen Kulis die Besorgung des Reisegepäcks, während wir beiden Europäer uns ohne Aufenthalt auf die gesattelt bereitstehenden Pferde schwangen und zum Berggarten emporritten. Wir trafen am Nachmittag gegen

2 Uhr oben ein. An dem Unterkunftshause war die Flagge gehifst. Herr Fleischer hatte den Speisesaal mit Farn- und Palmwedeln künstlerisch ausgeschmückt und hiefs den Gast vor dem Hause Willkommen. Dann ging's zu Tisch, wofür Mario diesmal aufsergewöhnliche Vorbereitungen getroffen hatte.

Am Samstag früh um 7 Uhr traten wir unsere Bergtour an. Es schlofs sich uns dabei noch ein europäischer Vergnügungsreisender an, so dafs wir mit den Herrn von Syburg und Fleischer zu viert die Expedition unternahmen.

Der Bergstock, an dem in 1400 Meter Höhe der Berggarten von Tjibodas liegt, hat zwei Gipfel, den Gedé, 2962 Meter hoch und den Pangerango, 3022 Meter hoch. Zwischen beiden liegt bei 2400 Meter Meereshöhe ein Sattel, welcher Kandang badak, Rhinozeros-Stall, heifst. Dort war für uns an den Tagen vorher eine Unterkunftshütte errichtet worden, in der wir übernachten konnten. Unser Gepäck, Schlafdecken, Getränk, Efswaren und das nötige Efsgeschirr wurde von einer Trägerkarawane an Bambusstangen bergauf getragen. In unserer Begleitung waren aufserdem Mario und Sapihin.

Der Weg ist, obwohl er ohne Unterbrechung im Walde bergauf führt, nicht ohne Abwechselungen. Einen Ausblick in die Landschaft, über die Schluchten und Höhenrücken geniefst man allerdings nur selten. Aber die wechselnde Terraingestaltung läfst auch im Walde selbst nicht den Eindruck der Einförmigkeit aufkommen. Dafs im Regenwalde das rieselnde Wasser nicht fehlt ist wohl selbstverständlich. Hunderte von kleinen Rinnsalen winden sich durch das Pflanzengewirre hindurch zu Thal, um sich weiter unten zu stattlichen Waldbächen zu vereinigen, welche in den Schluchten abwärts rauschen, oft in Schnellen und Kaskaden über Felsbänken und Gebirgsstufen zerstäubend. An einigen Stellen waren riesenhafte Urwaldbäume über unsern Weg gefallen. Die vorausziehenden Kulis hatten die Hindernisse mit dem Waldmesser so gut als möglich beseitigt, oder doch wenigstens in dem Astgewirre eine Bresche gemacht, so dafs man unter der gewaltigen Holzmasse des gestürzten Stammes hindurchschlüpfen konnte. In gröfserer Höhe, etwa bei 2000 Meter, kamen wir an eine Quelle, die unmittelbar an dem Wege aus dem Felsgestein hervorsprudelt und den Weg kreuzend abwärts rinnt. Das Wasser dieser Quelle ist so warm, dafs man kaum die Hand hinein halten kann. In der kühleren Bergluft ist die Umgebung der warmen Quelle immer in dichten Nebel

gehüllt, und der Weg über den Quellbach erinnert an ein wohlgeheiztes Badezimmer. Von Stein zu Stein schreitend gelangten wir über den warmen Bach und allmählich auf guten Wegen höher hinauf. Wir hatten noch einmal ein Bachbett zu passieren und dann auf Serpentinenweg eine Felsstufe zu überwinden. Nach etwa $3^1/_2$stündigem Marsche erreichten wir unsere Schutzhütte auf Kandang badak.

Unsere Hütte bestand aus einem Gerüst von Baumstämmen, welche in der Nähe im Walde gefällt worden waren. Dach und Wände waren aus Atap gemacht, demselben Material aus Palmenlaub, mit dem die Eingebornen ihre Häuser decken. In dem geräumigen Innern war in der Mitte ein Tisch und an den beiden Seiten desselben je eine breite Pritsche aus dem gleichen Baumaterial hergestellt. Die Pritschen dienten bei Tage als Sitzgelegenheit und für die Nacht als Lagerstätte für je zwei Personen. An Wohnlichkeit gewann das einfache Bauwerk sehr, als unsere Schlafdecken auf den Pritschen ausgebreitet waren und als Mario an einer Stange hoch über dem Tisch alle unsere Efs- und Trinkwaren, Flaschen, Konservendosen, Würste, Brot, Kakespackete, Theedosen, Zigarrenkisten im bunten Durcheinander aufgehängt hatte.

Die Kulis fachten vor der Hütte ein Feuer an und nach kurzer Zeit brodelte das aus einer nahen Quelle stammende Wasser lustig in den beiden Kesseln, welche an Stäben über der Feuerstätte hingen. Nun wurde der Tisch gedeckt, die Konserven gewärmt, Flaschen geöffnet und bald safsen wir fröhlich beim Mahle, das unter den besondern Umständen auch besonders gut mundete.



Die Schutzhütte auf Kandang badak, 2400 Meter ü. M.

Da es noch früh am Tage und die Wetteraussicht nicht gerade schlecht war, so beschlossen wir, nach dem Essen, etwa um 2 Uhr, noch zum Gipfel des Gedé aufzubrechen, der von dem Sattel aus in einer Stunde zu erreichen ist. Wir stiegen also wohlgemut weiter bergan.

Der Urwald nimmt in dieser Höhe einen wesentlich andern Charakter an. Die Zahl der Arten der Waldbäume nimmt bedeutend ab. Die riesigen Bäume, welche weit über das Laubdach der übrigen Urwaldpflanzen hinausragen, fehlen hier ganz. Die Bäume sind niedriger, ziemlich gleicher Gröfse, die Stämme oft schon dicht über dem Boden gegabelt oder von unten an in mehreren Hauptästen aufstrebend. Es ist wohl hauptsächlich eine Wirkung der niedrigeren Temperatur und des Windes, welche diese Änderung in dem Charakter des Waldes bedingt. Ein Mangel an Feuchtigkeit ist sicherlich nicht die Ursache. Die täglichen Regengüsse sind, wie wir später noch erfahren sollten, gerade hier oben von besonderer Heftigkeit und Ausdauer, und auch an durchaus sonnigen Tagen sieht man nicht selten den Gipfel des Gedé und Pangerango in dichten Nebel gehüllt. Während durch den Wind die Üppigkeit des Baumwuchses oder doch wenigstens die Mächtigkeit der Entwicklung des einzelnen Baumindividuums zurückgehalten wird, entwickelt sich die der Windwirkung im Schutz des dichten Waldbestandes entrückte Moosflora zu ganz besonderer Üppigkeit. Alle die dichtstehenden Stämme mit ihren Gabelästen und aufsteigenden Seitenzweigen sind mit einem dichten Moospelz umkleidet, aus dem die einzeln stehenden Wedel der zarten Hautfarne ihre hellgrünen Laubflächen hervorstrecken. Auf den Ästen, welche sich höher oben zur Baumkrone ausbreiten, liegen der ganzen Länge nach dicke, zu beiden Seiten weit überstehende Polster, aus denen derbere Farne mit lang herabhängenden, einfachen oder gefiederten Wedeln, Vittarien oder Grammitisarten ihren Bedarf an Wasser und Nährstoffen beziehen. Am Waldboden liegt ein von Moosfilz überzogenes Gewirr von Stämmen, Ästen und Zweigen, welche altersmorsch das Gewicht der von Feuchtigkeit strotzenden Moosmasse nicht mehr aufrecht zu tragen vermochten. Bei der Massenhaftigkeit tritt die Mannigfaltigkeit des Mooswuchses an solchen Urwaldstellen scheinbar zurück. Es sind nur verhältnismäfsig wenige Moosarten, welche in so dicken Polstern zu wachsen vermögen oder mit den polsterwüchsigen Formen durch besondere Baueinrichtungen konkurrieren können. Wirklich augenfällig treten neben den dicken Mooswülsten und Belägen der Stämme und der Äste nur die schleier-

förmig herabhängenden Formen, meistens Meteoriumarten hervor, welche in ihrer Entwicklung ja von den die Oberseite der Äste bevorzugenden Polstern nicht beeinträchtigt werden. Obwohl die Bildung des Unterholzes hier oben sehr stark zurücktritt, nimmt doch der Wald infolge des dichten Standes der von unten an verzweigten Bäume mehr den Charakter eines Buschwaldes an. Für uns war ein gangbarer Fufssteig in dem Dickicht vorhanden, welcher ohne übermäfsig starke Steigung aufwärts führte. Wir traten schliefslich aus dem Buschwalde heraus auf eine Lichtung und sahen nunmehr den Kraterkegel, der den Berggipfel bildet, unmittelbar vor uns. Indem wir über einen mit Strauchwerk bestandenen Abhang ein Stück weit hinab kletterten, kamen wir auf eine öde Geröllhalde aus Asche und vulkanischen Brocken gebildet, zwischen denen nur noch ganz vereinzelte Pflanzen ein kümmerliches Dasein fristen. Der Kontrast zwischen dem Urwalddickicht, aus dem wir kamen, und dem Schuttfelde ist ein geradzu gewaltsamer und macht einen sehr eigenartigen Eindruck wie die Scenerie in Dantes Hölle; alles ist tot und öde. Über Steinblöcke und Aschenfelder stiegen wir an dem Kegel empor bis zum Rande des Kraters, über dem eine weifse Wolke aufwirbelte. Wir hatten übrigens vorhin im Walde schon bisweilen die Nähe des Kraters riechen können, wenn der Luftzug die Wolken und den schwefligen Gestank nach unserer Seite herüber wehte. Oben am Kraterrande gewannen wir einen freien Einblick in den weiten, trichterförmigen Schlund, in dessen Tiefe an mehreren Stellen mit ohrenbetäubendem Zischen und Brodeln die weifsen Dämpfe ohne Unterlafs aus dem Boden hervorquollen. Der Krater, dem wir uns von Nordwesten her genähert hatten, ist nach Südosten hin von einer steilen, halbkreisförmigen Bergwand umgeben, von welcher das Zischen und Brausen der ausströmenden Gase verstärkt zurückgeworfen wird.

Der Ausblick, den wir von unserm hohen Standpunkt aus auf die Umgebung genossen, war durch die Ungunst des Wetters beeinträchtigt. Wir sahen wohl zeitweilig den Gipfel des Pangerango vor uns aus dem Walde aufragen; nach Norden zu hatten wir auch vorübergehend einen Blick auf die waldigen Rücken und Schluchten bis hinab zu der grünschimmernden Thalebene. Aber bald zog eine Nebelwand über den hohen Kraterrand im Süden heran und umhüllte uns mit ihrem undurchsichtigen Schleier. Wir mufsten fürchten, dafs sich bald Regen einstellen würde, und so trennten wir uns denn früher, als uns erwünscht war, von dem grofsartigen Naturschauspiel.



Am Krater des Vulkans Gedé.

Noch bevor wir den Wald wieder erreichten, fielen die ersten Tropfen. Da ich, alter Gewohnheit treu, den Wettermantel im Rucksack bei mir führte, so konnte ich mich gegen die drohende Nässe schützen. Zum Glück blieb der Regen vorerst gelinde, so dafs auch die übrigen Teilnehmer an der Tour im Schutz der Waldbäume noch ziemlich trocken die Hütte am Kandang Badak erreichten. Während wir aber bei Einbruch der Dunkelheit am Mahl safsen, brach ein heftiges Gewitter los und der Regen klatschte in Strömen auf unser Dach. Unsere Malaien hatten sich unmittelbar neben dem Eingang der Hütte ein Schutzdach improvisiert, unter dem sie an dem mit reichlich aufgestapeltem Holz unterhaltenen Feuer rauchend und Sirihkauend zusammenhockten. Wir waren im Innern des Hauses ganz wohl aufgehoben und liefsen uns durch den Wetterumschlag die Laune nicht verderben. Ein warmer Grog, den Mario nach unsern Angaben braute, half uns die kühlere Bergluft ertragen und erhöhte die Behaglichkeit in unserer, von einer flackernden Kerze beleuchteten Hütte. So verbrachten wir den langen Abend ganz angenehm in angeregter Unterhaltung, für die uns unter anderm im Anschlufs an das

Naturschauspiel, das wir gesehen, die Geheimnisse des vulkanischen Bodens, die Feuerberge und die Erdbeben genügenden Stoff boten.

Es giebt kein zweites Land der Erde, auf dem die Vulkane in gleicher Zahl auf einem gleich geringen Raum neben einanderständen wie in Java. Der sanft abgedachte Kegel mit der Rauchwolke am Gipfel ist geradezu der typische Hintergrund für eine javanische Landschaft. Neben den noch wirkenden Vulkanen ist eine grofse Anzahl von solchen vorhanden, die ihre Wirksamkeit seit langer Zeit gänzlich eingestellt haben. Warme Quellen, Fumarolen und Solfataren sind über das ganze Land verbreitet. Dafs es auf einem so durch und durch vulkanischen Boden an Erdbewegungen nicht fehlt, ist wohl zu erwarten, und oft genug ist auch die Kunde von schrecklichen Erdbeben, welche ganze Gegenden von Grund aus umgestalteten und Hunderten, ja Tausenden von Menschen das Leben kosteten, von Java nach Europa gedrungen. Zum Glück sind aber solche grofse Erdrevolutionen sehr selten. Schwache Erdstöfse dagegen wird wohl jeder, der sich auch nur wenige Monate auf der Insel niederliefs, verspürt haben. Ich habe zweimal die Erscheinung wahrgenommen, mehrere andere Erdstöfse, die während meiner Anwesenheit auf Java von den Tageszeitungen registriert wurden, habe ich gar nicht bemerkt. Der erste Erdstofs, den ich wirklich als solchen verspürte, ereignete sich, während ich noch in Tjibodas weilte. Ich wurde in der Nacht durch etwas Ungewohntes geweckt und glaubte zu fühlen, dafs mein Bett am Fufsende ein wenig emporgehoben werde. Alles ging aber so schnell vorüber, dafs ich bald wieder einschlief und am Morgen kaum wagte, den Hausgenossen von meiner nächtlichen Wahrnehmung zu sprechen, bis schliefslich von anderer Seite und auch durch die Zeitungen meine Beobachtung bestätigt wurde. Die zweite Erdbewegung, von der ich mitsprechen kann, war etwas kräftiger. Sie fand in der Nacht vom 14. zum 15. Januar 1900 statt. Ich war am Tage zuvor von meinen Reisen in Sumatra nach Batavia zurückgekehrt und weilte als Gast im Hause des Generalkonsuls von Syburg. Wir hatten am Abend ein Konzert in der Militärsocietät Concordia gehört und hatten uns noch zu Hause einige Zeit unterhalten, so dafs es ziemlich spät wurde, bis wir uns trennten, um schlafen zu gehen. Nachdem ich die vorhergehenden Nächte in der engen, heifsen Kabine eines holländischen Küstendampfers zugebracht hatte, verfiel ich in dem geräumigen Gastbett in dem hohen, luftigen Zimmer bald in tiefen Schlaf. Aber

nach kurzer Weile wurde ich aufgeweckt durch ein Klirren und Klappen. Ich glaubte nicht anders, als dafs sich ein Wind erhoben habe, der Thür und Fenster, welche offen geblieben waren, in Bewegung setzte. Dafs ich bei dem Gang durchs Zimmer etwas taumelte, schob ich auf meine Schlaftrunkenheit. Ich schlofs also Thür und Fenster und fand bald wieder meine Ruhe. Der Hausherr, welcher nach seiner Gewohnheit noch vor dem Einschlafen gelesen hatte, konnte das Schwanken des Bodens, das Knistern der Wände und das Klappen der Thüren wachen Geistes beobachten. Er hatte es aber auch nicht für nötig befunden, irgend welche besondere Mafsregeln für die persönliche Sicherheit zu ergreifen. Man gewöhnt sich eben auch an solche Dinge. An andern Orten war diese Erschütterung, wie der Telegraph noch am gleichen Tage berichtete, allerdings etwas kräftiger gespürt worden. In Sukabumi, zwölf Meilen von Batavia entfernt, waren in der Apotheke Gläser und Geräte von den Regalen herabgeworfen worden, im Hotel war ein Kleiderschrank umgestürzt, mehrere von Europäern bewohnte Steingebäude hatten Risse bekommen, und an der Bahnstrecke nach Buitenzorg war eines der kleinen, unbewohnten Stationsgebäude zum Teil eingestürzt. Verluste an Menschenleben waren nicht zu beklagen. Für mich persönlich hatte dieses Erdbeben noch eine unerwartete Nachwirkung, für die allerdings weniger die Unstätigkeit des javanischen Bodens als vielmehr die Fama verantwortlich zu machen ist, von der Blumauer in seiner Äneïs singt: „Die Wahrheit und die Lüge frifst sie auf mit gleichen Freuden, und was sie wieder ausspeit, ist ein Frikassee von beiden.“ Eine vielgelesene, grofse Münchener Tageszeitung brachte am 18. Januar im Morgenblatt an erster Stelle durch den Druck hervorgehoben die folgende Telegrammnachricht:

Erdbeben.

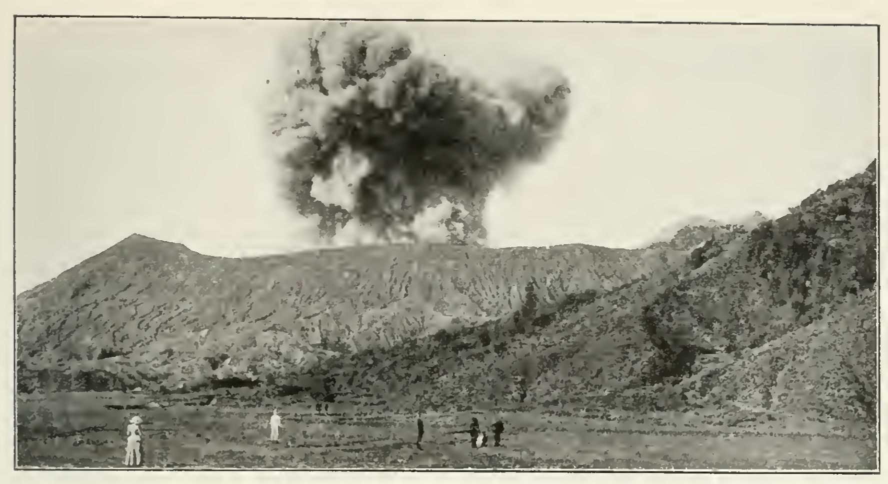
W. Amsterdam, 17. Januar (Privattelegr.). Auf Sumatra und Java fand ein fürchterliches Erdbeben statt. In den Vasallenstaat Tjiandjur auf Java wurden 14 Ortschaften zerstört; 1500 Menschen sind ums Leben gekommen.

Man kann es wohl nicht gerade als eine unnötige Belästigung der vielgeplagten Journalisten bezeichnen, wenn meine Frau, nachdem sie das gelesen hatte, an die Redaktion der grofsen Münchener Tageszeitung brieflich die Anfrage richtete, woher diese Nachricht stammte; und es ist auch wohl anzunehmen, dafs die Redaktion

bereits am nächsten Tage aus dem Verhalten der übrigen Depeschenbureaus der Welt gegen die Alarmnachricht eine Berichtigung ihrer ersten Mitteilung hätte bringen können. Diese Berichtigung blieb aber aus, und der Brief blieb ohne Antwort. So erfuhr ich denn am Freitag, den 19. Januar, als ich nichtsahnend in Buitenzorg meinen Arbeiten nachging, durch ein Telegramm, dafs man Daheim um mich in grofser Sorge sei. Die Depesche war in Marburg vormittags 9 Uhr aufgegeben worden und hatte bis nach Buitenzorg kaum drei Stunden gebraucht. Die Zeitdifferenz der Uhren in Mitteleuropa und auf Java beträgt aber etwa 6½ Stunden, das Telegramm war also nach javanischer Zeit erst Abends nach 6 Uhr in meinen Händen. Da das Telegraphenbureau in Buitenzorg und Batavia abends von 6 Uhr an geschlossen ist, so mufste ich die Beantwortung bis zum nächsten Tag verschieben, und Frau Sorge gewann Zeit, meinen Lieben daheim die schwärzesten Bilder vorzumalen. Noch bevor ich überhaupt das sehr kostspielige telegraphische Lebenszeichen von mir nach Europa senden konnte, war bereits telegraphisch beim deutschen Generalkonsulat angefragt worden, ob ich noch lebe. So war durch die Vermittelung des Münchener Blattes aus dem harmlosen Erdbeben am Gedé daheim in Europa ein durchaus nicht harmloses Herzbeben geworden, das noch lange nachzitterte, auch als die Gewifsheit von meiner Errettung aus der vermeintlichen Gefahr durch mein Telegramm gegeben war.

Ich möchte an diesen Exkurs über die Vulkane und Erdbeben und ihre Wirkung nah und fern eine kurze Notiz über einen der schönsten Vulkane im Osten der Insel anschliefsen. In der Litteratur fand ich nämlich den gemeinten Vulkan Bromo gelegentlich zu den erloschenen Vulkanen gezählt. Diese Angabe ist falsch; ich kann es mir nicht versagen, diesen Irrtum durch die Wiedergabe einer wohlgelungenen Momentaufnahme zu berichtigen, die ich der Güte des Herrn Molijn, Besitzers des Höhensanatoriums von Tosari in Ostjava, verdanke.

Ich kehre zu dem Faden meines Berichtes über unsere Expedition auf dem Vulkan Gedé zurück. Der Regen, der uns am Abend in unsere Hütte am Kandang Badak gebannt hatte, hielt auch während der Nacht an, und auch der neue Morgen erfüllte unsere Wetterhoffnungen nicht. Es regnete unaufhörlich in Strömen und Wind und Wolken liefsen uns keine Aussicht auf Besserung. So beschlossen wir denn, von dem Besuch des zweiten Gipfels abzustehen und uns so gut als möglich im Laufe des Nachmittags nach Tjibodas zurück durchzuschlagen.



Der Krater des Vulkans Bromo in Ostjava.

Den Vormittag benutzten wir, um in der Nähe der Hütte und ein Stück weit aufwärts zu botanisieren und uns den Wald im Regen anzusehen. Alles ist hier den immensen Regenmengen angepasst. Die Moospolster saugen sich voll wie ein Schwamm, auch die in langen, grünen Schleiern von den Ästen herabhängenden Moose ziehen Wasser in Menge ein und lassen den Überschufs an den unteren Spitzen in schnellen Tropfen herabfallen. Einzeln wachsende, grofsblättrige Moose bilden mit ihren Blättern flache Schüsseln, in denen auch nach dem Aufhören des Regens ein Wassertropfen stehen bleibt, der infolge der Reflektion des Blattgrüns, grüngolden glänzt. Die baumbewohnenden Farne breiten ihren Wurzelfilz im feuchten Moospolster aus und beziehen von dorther ihren Anteil an dem nassen Segen. Die zierlichen Hautfarne halten mit ihren feingeschlitzten Blättern das Wasser fest und sammeln so einen Vorrat ein, mit dem sie während trockener Tagesstunden haushalten können, bis Thau oder Regen neuen Vorrat bringen. Andere Farne, die vom Moosfilz her mit ihren Wurzeln jederzeit genügende Feuchtigkeit aufnehmen können, und denen die dauernde Benetzung der Blattflächen Nachteil bringen würde, besitzen besondere Abtropfvorrichtungen an ihren lang herabhängenden Wedeln, die bei dem leisesten Luftzug in Bewegung geraten und die Tropfenlast abschütteln. Alles trieft und rinnt und rieselt, das ist das Bild des tropischen Regenwaldes in seinem normalen Zustande.

Als wir kurz vor Mittag in unsere Hütte zurückgekehrt waren, begann der Regen nachzulassen. Wir hatten also für den Rückzug

die besten Aussichten. Wir begannen unverweilt zum Aufbruch zu rüsten und gleich nach dem Mahl, schon bald nach 12 Uhr, rückten wir ab zu Thal. Je tiefer wir kamen, desto geringer wurde der Regen, und während der letzten Hälfte des Weges lachte schon wieder blauer Himmel durch die hohen Baumkronen. So brachte uns der Abstieg noch hohen Genufs. Vor allen Dingen gab es noch sehr viel für mich zu sammeln, da ich, um mein Gepäck nicht unnötig früh zu beschweren, beim Aufstieg nur Weniges mitgenommen hatte. So fand ich jetzt, indem ich mich in den verschiedenen Höhenlagen unter den Pflanzenschätzen näher umsah, überall wiederum Neues und Interessantes und hatte bald alle Behälter, welche zur Aufnahme des Gesammelten bestimmt waren, ganz gefüllt, so dafs ich noch einen der Tragkörbe unserer Träger mit zu Hülfe nehmen mufste. Wir hatten auch noch Gelegenheit, dem Generalkonsul einige Urwaldbewohner zu zeigen. Einige grofse, graue Affen, welche unten am Wege gesessen hatten, waren, durch die Vorhut unserer kleinen Karawane aufgescheucht, in die nächsten Baumkronen hinaufgeflüchtet, wo sie bei unserm Erscheinen noch lustig umherturnten. Auch einige Eichhörnchen sahen wir; wilde Tauben liefsen sich in der Ferne hören, und einige kleinere Vögel zwitscherten und sangen in den Ästen. Noch bevor das allabendliche Grillenkonzert im Walde seinen Anfang nahm, waren wir wieder in unserm Unterkunftshause in Tjibodas angelangt. Nachdem die Träger abgelohnt und die eingeheimsten Pflanzenschätze vorläufig in Sicherheit gebracht waren, verlebten wir mit unserm Besuch noch einen angenehmen Abend in den behaglichen Räumen.

Am Montag Vormittag begleitete ich den Generalkonsul zu Pferd nach Tjipannas hinab und kehrte dann noch für einige Tage in den Berggarten zurück. Die wenigen Wochen, welche ich dort oben verleben konnte, sind mir in der angenehmsten Erinnerung. Das herrliche Klima, die behagliche Lebensführung angesichts einer grofsartigen Natur und vor allen Dingen, die unerschöpfliche Fülle dessen, was ich in den Tropen suchte, Gelegenheit zum Forschen und Untersuchen machten mir den Aufenhalt in Tjibodas so lieb, dafs ich beim Scheiden ein Gefühl der Wehmut nicht unterdrücken konnte.

Mit Hochachtung und Dankbarkeit werde ich stets des Mannes gedenken, der dieses Paradies für die Botaniker aller Welt zugänglich gemacht und auch mir den Aufenthalt dort oben ermöglicht hat, — des Professors Dr. M. Treub in Buitenzorg.



Vornehmer Javane aus Djokjakarta.

NACH MIDDENJAVA IN DIE VORSTENLANDE.

Meine Reise nach den Vorstenlanden von Middenjava fällt in eine viel spätere Zeit, als der Aufenthalt in Tjibodas; sie wurde erst unternommen, als ich bereits glücklich von meinen Kreuz- und Querzügen auf Sumatra zurückgekehrt war. Ich glaube aber doch die Schilderung dessen, was ich dabei erlebt und gesehen, schon an dieser Stelle einfügen zu sollen, weil es sich unmittelbar ergänzend an dasjenige anschliefst, was ich bisher über die Insel Java, über ihre Bewohner und ihre Vegetation berichtet habe. Bei der Reise nach Middenjava lag es mir einmal daran, die Kulturen des Zuckerrohrs und des Indigos, die auf Java eine grofse Bedeutung besitzen, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Zugleich wollte ich die Gelegenheit benutzen, einigen mir als sehr sehenswert bezeichneten, uralten Tempelruinen, die für das Alter der Kultur auf Java Zeugnis ablegen, einen Besuch abzustatten.

Ich benutzte für die Reise an Ort und Stelle wiederum die Bahnlinie, welche die ganze Insel der Länge nach durchzieht. In dem geräumigen Salonwagen, der mir als einzigem Passagier der ersten Klasse während der ganzen Reise zur Verfügung stand, war die lange Fahrt trotz der Hitze des Reisetages ganz erträglich. Ich richtete mich, so gut es die Umstände erlaubten, behaglich ein. Einer der vier Lehnsessel, die der Wagen enthielt, wurde heruntergeklappt, so erschien an seiner Stelle ein gepolstertes Ruhebett. Am Fenster gegenüber befestigte ich vor dem Lehnsitz den Wandtisch, um mein Tagebuch nebst Feder und Tintenfafs darauf unterzubringen. Der übrige Raum, aus dem ich die überflüssigen Stühle zur Seite stellte, reichte aus, um ein wenig auf und ab gehen

zu können; und wenn ich Lust hatte, konnte ich mich auch auf die ringsum abgeschlossene Plattform des Wagens hinaussetzen. So reiste ich wenigstens ebenso bequem als bei uns in einem D-Zuge und konnte die bunten Bilder der Tropenlandschaft wie in einem Wandelpanorama an mir vorüberziehen lassen.

Da das Schreiben während des Fahrens wegen der Erschütterung des Wagens nicht gut ausführbar war, so benutzte ich jedesmal den kurzen Aufenthalt auf den Stationen, um Notizen über die Besonderheiten der soeben durchfahrenen Strecke in mein Tagebuch einzutragen. Indem ich diese kurzen Aufzeichnungen über die unmittelbaren Reiseeindrücke durchsehe, gewinnen die herrlichen Bilder in meiner Erinnerung neues Leben, und ich kann es mir nicht versagen, wenigstens einige dieser Tagebuchnotizen mit erklärenden Zusätzen hier einzufügen.

Der Schnellzug verläfst Buitenzorg in der Frühe bald nach 7 Uhr. Zunächst hatte ich bis Tjiandjur dieselbe Strecke zu passieren, die ich bei der Fahrt nach Tjibodas, wie im vorigen Kapitel bereits geschildert worden ist, schon einmal durchfahren hatte. Über Tjiandjur hinaus behält die Gegend zuerst denselben Charakter bei. Die Thalebenen sind von Reisfeldern eingenommen, in denen Frauen im braunen Sarong, mit roten Jacken und weifsen Kopftüchern bei der Ernte sind oder halbnackte Männer die Feldbestellung vornehmen. Über ihnen erheben sich Kuppen und Hügel, die zum Teil mit Wald bestanden sind. In den Schluchten strecken sich die zierlichen Wedelkronen der Baumfarne und breitblättrige Scitamineen aus dem Gewirre der von Gleichenien überwucherten niederen Sträucher, Kräuter und Gräser empor. Bambusen und andere grofse Grasstauden bilden schöne Gruppen an den Ufern der Flüsse und Bäche, über die der Zug auf festen Eisenbrücken dahindonnert. Die Ränder des Schienenweges werden hier und da von Lantanahecken begleitet, über denen sich gelegentlich Bixa, Hibiscus tiliaceus und andere niedere Baumformen erheben. Am Grabenrain wachsen blaublütige Verbenaceen und Melastoma mit roten Blumen neben zierlichen Farnwedeln. Recht zahlreich sind in der stark bevölkerten Gegend die Dörfer der Eingebornen, deren Obstwälder wie Inseln zwischen den Reisfeldern liegen. Kokospalmen, Mangabäume, Brotfruchtbäume, Bananen, Melonenbäume und Wollbäume (Eriodendron anfractuosum) im bunten Wechsel umstehen die mit Atap gedeckten, niederen Hütten. An den Rändern der Besitzungen bilden wohl Ananaspflanzen eine lebendige Hecke. Auch Felder

mit Tapiokka- und anderen Gemüsepflanzen sind hier und da zwischen den Obstbäumen eingeschaltet. An der Station Tjipatat sah ich eine Reihe grofser Gummibäume, die an den umfangreichen Stämmen deutliche Zapfnarben trugen, ein Zeichen, dafs die Bäume hier zur Kautschukgewinnung ausgenutzt werden. Die Lokomotive eines dort haltenden Arbeitszuges stammte, wie eine Aufschrift ergab, aus einer Chemnitzer Maschinenfabrik, auf einer eisernen Schaufel, die für die Benutzung der Bahnarbeiter bereit stand, fand ich den Stempel einer Gufsstahlfabrik in Remscheid. Es machte mir Freude, zu sehen, dafs hier in der Ferne die heimische Industrie erfolgreich mit denen anderer Länder konkurriert. Die Bahnlinie übersteigt zwischen Tjiandjur und Bandung eine Pafshöhe zwischen dem Bukit Susuru und dem Bukit Missigit und steigt dann in das Thal von Bandung hinab, welches ca. 700 Meter über dem Meer gelegen ist. Nach Norden zu erhebt sich über den weiten Thalkessel eine Bergwand, aus der eine Reihe von Vulkankegeln aufsteigt, unter denen sich der Tankuban Prahu, welcher eine Höhe von 2000 Metern erreicht, durch seine eigenartige Form auszeichnet, die einem umgestürzten Kahne verglichen wird. Auch im Süden und Osten streben hohe Kegel in den blauen Himmel empor, alle vulkanischen Ursprungs, manche durch eine Rauchwolke am Gipfel als thätige Vulkane gekennzeichnet. Bei der Station Tjimahi erregte ein grofses Gebäude in europäischem Stil meine Aufmerksamkeit. Es ist ein grofses Militärhospital für klimakranke Soldaten der holländischen Kolonialarmee.

In Bandung, welches der Zug gegen $^1/_2$1 Uhr erreichte, wurde mir ein vorausbestelltes Mittagmahl im Zuge serviert. Ein Malaie begleitete mich bis zur nächsten Station, um mich bei Tisch zu bedienen und um das Geschirr und Besteck nach Bandung zurückzubringen. Ich konnte dann, behaglich auf dem gepolsterten Ruhebett ausgestreckt, bei der Zigarre Siesta halten, während der Zug unaufhaltsam weiter brauste über Brücken und Viadukte, durch Thaleinschnitte und an wilden Schluchten vorüber. Man sieht, das Reisen in den Tropen ist auf solchen Strecken durchaus nicht unbequemer, als wenn man von Norddeutschland aus ins bayerische Gebirge oder umgekehrt vom Süden zur Nord- oder Ostseeküste fährt. Ja, man kann im Zweifel sein, wo sich der gröfsere Komfort findet. Ich konnte, als ich ein Jahr später mit dem Schnellzuge von München nach Norden fuhr und mittags Würzburg passierte, für mich und die Meinigen nichts Besseres zu essen bekommen, als

einige in der Hast am Büffet des Bahnhofs erstandene kalte Koteletts nebst trockenen Brötchen. Die Erinnerung an mein opulentes Mahl im Zuge auf der Fahrt nach Middenjava kam mir damals recht lebhaft ins Gedächtnis zurück.

Nachdem die Bahn die Ebene von Bandung durch eine Thalenge verlassen hat, gelangt man in die fruchtbare Ebene von Tasikmalaja, welche von manchen als die schönste Strecke der ganzen Preangerbahn bezeichnet wird. Sie wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch einen Ausbruch des Vulkanes Galunggung verwüstet, welcher im Westen des Thales sich erhebt. Die ganze Ebene bildet ein einziges grofses Reisfeld, das sich mir gerade im schönsten Schmuck des frischen Grüns präsentierte. Nur ganz vereinzelt sah ich in der Nähe der Bahnlinie abgeerntete Stoppelfelder, auf denen eine Schafherde weidete. Weiter im Osten wurde die Landschaft wilder. Die Bahn verfolgt direkt in östlicher Richtung das Thal des Flusses Tjitandui, welches sich zeitweilig schluchtartig verengert und herrliche Landschaftsbilder mit üppigster Vegetation bietet. Bei der Station Langgen wendet der Flufs sich nach Süden, direkt dem Meere zu. Auch die Bahnlinie ändert hier die Richtung, indem sie südwestlich in eine früher für unpassierbar gehaltene Morastlandschaft einbiegt, die zum grofsen Teil mit undurchdringlichem Urwalde bedeckt ist. Der Wald ist hier stellenweise besonders reich an Kletterpalmen, den Rotangs, deren tauartige Stämme das spanische Rohr des Handels bilden. Die grofsen Fiederblätter dieser Palmen laufen in eine lange, peitschenschnurförmige Spitze aus, welche mit harten Widerhaken besetzt ist. Mit Hilfe dieser Geisseln hängen sich die Blätter zwischen dem Geäst der benachbarten Bäume fest und verankern so den schlanken Stamm, der sein eigenes Gewicht nicht aufrecht zu tragen vermag. Von den Blattruten gehalten, klimmt der Sprofsgipfel immer höher hinauf, bis er über den höchsten Baumkronen seine Blätter im Lichte entfalten und Blüten und Früchte hervorbringen kann. Wo aber im Urwald diese Kletterpalmen in gröfserer Zahl auftreten, da ist dem Menschen der Durchweg gründlich versperrt. Tagelange Arbeit mit dem Golok ist nötig, um auch nur eine kleine Strecke Weges zurücklegen zu können. Streckenweise herrschte in dem Walddickicht Bambusgebüsch vor. Auch Teakholzbäume sah ich an mehreren Stellen. Sie sind an ihren grofsen Blättern leicht von anderen Urwaldbäumen zu unterscheiden. Eine Mussaenda verriet sich hin und wieder durch die porzellanweifsen Kelchblätter,

welche in ihren Blütenständen die Rolle eines Schauapparates zur Anlockung von Insekten übernehmen. An freieren Stellen war der sumpfige Boden mit übermannshohen Stauden eines Sumpffarns, Acrostichum aureum bedeckt. In Gräben wuchs Pistia stratiotes, eine Schwimmpflanze mit hellgrünen Blattrosetten. Mehr konnte ich über die Zusammensetzung der Vegetation dieses interessanten, aber sehr ungesunden Gebietes in der schnellen Fahrt und in der Dunkelheit des hereinbrechenden Abends nicht erkennen.

Es war fast völlig finster, als der Zug nach nahezu zwölfstündiger Fahrt in den Bahnhof von Maos einlief. Da die Eisenbahnzüge auf Java nur am Tage fahren, so müssen natürlich an der Nachtstation der durchgehenden Schnellzüge stattliche Hotels für die Reisenden unterhalten werden. Das Gouvernementshotel in Maos, dessen hell erleuchtete Gesellschaftsräume ich beim Heraustreten aus dem Bahnhofsgebäude unmittelbar vor mir sah, hat aufser den Wohnräumen des europäischen Inhabers, dem Speisesaal und den Gesellschaftszimmern 29 Schlafzimmer und ist also, da es im Pavillonsystem erbaut ist, ein ziemlich ausgedehntes Gebäude, in dem der Wirtschaftsbetrieb ähnlich wie in allen anderen javanischen Hotels unterhalten wird. Zunächst war ich in dem grofsen Hause der einzige Tagesgast, es wurde aber in einer halben Stunde der Schnellzug aus Surabaya erwartet, der noch weitere Gäste bringen konnte. Ich richtete mich zunächst in dem mir zugewiesenen Zimmer ein, nahm bei Lampenschein das gewohnte Bad und kehrte dann auf die grofse Veranda des Vorderhauses zurück, um mich bis zum Beginn der Mahlzeit in eine dort liegende, javanische Zeitung zu vertiefen. Inzwischen waren in der That mit dem Schnellzug von Osten her einige weitere Passagiere eingetroffen, die nach und nach ebenfalls auf der Veranda erschienen. Einer unter ihnen kam geradeswegs auf mich los, streckte mir die Rechte hin und sagte: „Ich habe das Vergnügen, Herrn Dr. Giesenhagen aus München zu begrüfsen.“ Es war ein amerikanischer Fachgenosse, Herr David G. Fairchild aus Washington, der meinen Namen in dem Fremdenbuch des Hotels entdeckt hatte. Ich kannte seinen Namen ebenso wie er den meinen aus der Litteratur. Da wir mancherlei gemeinsame, wissenschaftliche Interessen hatten, so waren wir bald im eifrigsten Gespräch, das mir den langen Abend angenehm verkürzte. Vor dem Abschiede verabredeten wir noch, dafs wir uns in Batavia wiedertreffen und auf dem gleichen Schiff die Reise nach Singapore antreten wollten, und am nächsten Morgen in

der Frühe fuhren wir wieder nach entgegengesetzten Richtungen davon.

Es war noch Dämmerung, als der Zug aus der Bahnhofshalle von Maos herausfuhr. Allmählich wurde es heller, und nach einer halben Stunde Fahrt blitzte vor uns im Osten der erste Sonnenstrahl auf und übergoſs die schöne Gegend mit rosigem Licht. Eine echt javanische Landschaft. Dörfer mit Kokospalmen wie Inseln in dem grünen Meer der wogenden Reisfelder, in der Ferne eine Bergkette und hoch herausragend ein Vulkan mit einer leichten Wolke am Gipfel.

Der Boden ist hier überall in hoher Kultur. Groſse, weite Ebenen sind ganz mit Reisfeldern bedeckt, soweit das Auge reicht. Dazwischen liegen Dörfer mit zierlichen Stacketenzäunen um den sauber gehaltenen, mit Obstbäumen bepflanzten Hof. Die First der Walmdächer ist hier etwas höher hinauf gebaut, die oberen Dachflächen sind steiler als im Preanger, sonst bleibt die Hausform im groſsen ganzen dieselbe. Weiterhin sah ich groſse Zuckerfabriken mit hohen Kaminen, Zuckerrohrfelder und Indigopflanzungen in groſser Ausdehnung. Auch Djattiwälder waren von der Bahn aus sichtbar, staatliche Forstbetriebe, in denen der Djattibaum, Tectona grandis, der das für den Schiffsbau wertvolle Teakholz liefert, im Groſsen angebaut wird. In der Nähe eines Dorfes war ein kleiner Pfeffergarten angelegt. Dann folgen wieder Gemüsefelder der Eingebornen und grüne Reisebenen mit Dorfinseln.

Noch am Vormittage traf ich auf dem groſsen Bahnhofe von Djokjakarta, dem vorläufigen Ziel meines Ausfluges, ein. Djokjakarta ist die Haupt- und Residenzstadt des gleichnamigen Vasallenstaates. In einem eigenen, von einer hohen Mauer umgebenen Stadtteil, dem Kraton, residiert der Sultan von Djokja mit seinem Hofstaat und allem Zubehör, im ganzen etwa 15 000 Eingebornen. Dieser Fürst ist nur noch nominell ein Beherrscher des Landes. Er bezieht von den Holländern ein hohes Jahresgehalt und hat dafür, dem Zwange weichend, alle Regentenrechte, selbst die Rechtspflege und die Polizeigewalt, an die Holländer abgetreten. Die wirkliche Regierungsgewalt wird von dem holländischen Residenten ausgeübt, der jederzeit seinen Wünschen durch die starke Garnison Nachdruck verleihen kann, welche in dem inmitten der Stadt gelegenen Fort Vredenburg untergebracht ist. Die Stadt Djokjakarta macht mit ihren breiten Straſsen, welche zum Teil mit Alleen bepflanzt sind, einen schönen Eindruck. Als besondere Sehenswürdig-



Javanen aus dem Vorstenlande beim Kartenspiel.

keit wird das sogenannte Waterkasteel bezeichnet, das ist die ausgedehnte Ruine eines ehemaligen Sultanspalastes. Grofse Portale aus reich mit Arabesken verzierten Hausteinen, halbverfallene Prunkgemächer, von Pflanzen überwucherte Wachhäuschen zwischen den mit allerlei Nutzpflanzen angebauten Flächen ehemaliger Ziergärten, halbverwachsene Fischweiher und Kanäle, finstere Gänge, halb eingestürzte hohe Mauern, über deren Kronen sich die Wipfel der Kokospalmen emporstrecken, selbst ein baufälliger Turm, aus dessen Mauerwerk überall frisches Grün sich hervordrängt, — eine fremdartige Romantik, welche an die Pracht einer längstvergangenen Epoche in der Geschichte dieses einst unabhängigen Reiches erinnert.

Die eingebornen Bewohner von Djokjakarta gehören wie ihre Fürsten dem javanischen Zweig der malaiischen Rasse an. Sie sind im ganzen zierlicher gebaut als die Sundanesen Westjavas. Ihre Gesichtszüge sind feiner und oft geradezu von edlem Schnitt, da die lange, feine Nase am Sattel nicht so weit eingedrückt ist, als das Stumpfnäschen der Küstenmalaien. Die Tracht besteht der Hauptsache nach aus einem Sarong, der lang auf die nackten Füfse herabfallend getragen wird. Im Gürtel, der über den Hüften den Sarong zusammenhält, steckt rückwärts der Kris, das javanische Kurzschwert. Der Oberkörper wird von einer Ärmeljacke bedeckt, welche hinten kaum bis zum Kreuz hinabreicht, vorne aber in zwei spitze Zipfel ausgeht, die fast bis zum Knie herabhängen. Das Kopftuch wird so gebunden, dafs die Stirn in ihrer Mitte hochhinauf frei bleibt. Aufser den Javanern beherbergt die Stadt auch einige

Chinesen, welche als Kaufleute hierhergekommen sind, und zahlreiche Europäer. Es giebt mehrere Hotels, in denen man in der in Holländisch-Indien gewohnten Weise gut aufgehoben ist; ich hatte für die Zeit meines dortigen Aufenthaltes das Hotel Mataram als Standquartier gewählt.

Auf den Ausflügen, welche ich von Djokjakarta aus unternahm, hatte ich reichlich Gelegenheit, nach meinen Wünschen Zuckerrohr- und Indigofelder im Plantagenbetriebe zu sehen. Das Zuckerrohr ist eine riesige Grasart, welche in der äufseren Beschaffenheit des bis zu fünf und mehr Centimeter dicken Halmes an die Bambushalme erinnert. Aber das Innere der Zwischenglieder ist nicht hohl wie bei diesen, sondern mit einem saftigen, zuckerreichen Mark gefüllt. Aufserdem bleibt der Halm des Zuckerrohrs, abweichend von dem des Bambus, bis zur Blütezeit unverzweigt. Die langen, breit bandartigen Blätter bilden am oberen Ende des Halmes einen Schopf, der an die Krone einer Yucca oder Dracaena erinnert, wie wir sie in unsern Gärten oder Zimmern als Zierpflanzen pflegen.

Man zieht das Zuckerrohr aus Stecklingen, indem man die mit Seitenknospen versehenen Sprofsspitzen der vorhergehenden Ernte in Furchen des sorgfältig vorbereiteten und gedüngten Bodens auslegt. Die hervorwachsenden Sprosse stehen, den Furchen folgend, in langen, schnurgeraden Reihen, zwischen je zwei Reihen ist ein breiter Zwischenraum gelassen, auf dem die Feldarbeiter in das Feld hineingehen können, um das Unkraut auszurotten, um den Boden gegen die heranwachsenden Halme aufzuhäufen und um die von unten her welk und trocken werdenden, älteren Blätter von den Halmen zu entfernen. Die Halme des Zuckerrohrs werden weit über mannshoch, bevor sich an dem Gipfel die grofse pyramidenförmige Blütenrispe entwickelt. In den Plantagen wartet man diesen Zeitpunkt aber nicht ab, da bei dem Wachstum des Blütenstandes viel von dem als Reservenahrung im Saft aufgespeicherten Zucker verbraucht werden würde. Sobald die Blätter des Halmes bis auf den obersten Schopf welk geworden sind, wird die Ernte vorgenommen. Die Halme werden nahe über dem Boden abgehauen, von den noch anhängenden Blättern befreit und entgipfelt und nun in Bündeln zur Fabrik geschafft, wo durch Auspressen und Eindicken des Saftes der Zucker gewonnen wird. Aus den im Boden liegenden Wurzelstöcken schlägt das Feld nach der Ernte von selber wieder aus und liefert nach entsprechender Zeit eine neue Ernte. Nach mehreren Ernten aber macht sich eine Abnahme

der Triebkraft und des Zuckergehaltes bemerkbar. Man legt dann das Feld brach und bestellt es aufs neue. In neuerer Zeit ist den Zuckerrohrpflanzern durch den Zuckerrübenbau in Europa eine drohende Konkurrenz erwachsen, welche zu einer Verbesserung des früher sehr einfachen Pflanzungs- und Fabrikbetriebes geführt hat. Statt der früheren Zuckermühlen, bei deren Betrieb ein Teil des Zuckergehaltes der Ernte verloren ging, findet man jetzt überall grofse Fabriken mit den modernsten maschinellen Einrichtungen. Auch die Arbeit auf dem Felde ist jetzt nicht mehr nur auf der rohen Empirie, sondern auf wissenschaftlicher Grundlage basiert. Besonders hat man sich angelegen sein lassen, Rohrvarietäten zu züchten, welche einen möglichst hohen Zuckergehalt besitzen, wobei wiederum die Thätigkeit der Botaniker von s'lands plantentuin in Buitenzorg unter Treubs Leitung den Pflanzern hervorragende Dienste geleistet hat. Das Rohr, welches die Stecklinge liefert, wird vielfach nicht mehr auf der eigenen Plantage gewonnen, sondern auf besondern „Bibit"feldern in anderen Gegenden angebaut. Ich sah solche Bibitfelder, die besonders geschätzte Stecklinge liefern, im Preanger am Vulkan Salak. Durch rationellen Betrieb der Pflanzung und der Fabrikation haben die javanischen Zuckerpflanzer es erreicht, dafs sie trotz der europäischen Konkurrenz nunmehr mit Gewinn arbeiten können, wenn auch ihre Jahreseinkünfte wohl nicht mehr die fabelhafte Höhe aufweisen, die sie früher in manchen guten Jahren besafsen.

Auch den Indigopflanzern auf Java und in den übrigen tropischen Produktionsländern ist in Europa eine mehr und mehr drückende Konkurrenz erwachsen in der Fabrikation künstlichen Indigos, dessen Darstellung auf chemischem Wege von dem Geheimrat Baeyer, Professor der Chemie an der Universität München, gefunden wurde. Immerhin aber mufs wohl auch jetzt noch der Anbau der Indigopflanze einen lohnenden Ertrag bringen. Ich sah ausgedehnte Felder zu dieser Kultur verwendet. Die Indigopflanze ist ein zu den Leguminosen gehöriger, reichverzweigter Halbstrauch, der über 1 Meter hoch wird und dicht mit zart gefiederten Blättern besetzt ist. Seine blafsrötlichen Schmetterlingsblüten stehen in den Blattwinkeln. In der Plantage wird die Indigopflanze auf dem sorgfältig bestellten Felde aus Samen gezogen. Um den Kampf gegen das Unkraut zu erleichtern, werden die Samen in Reihen gedrillt und flach mit Erde bedeckt. Nachdem die Keimpflänzchen erschienen sind, mufs mehrmals das Feld sorgfältig gegätet werden, bis die heran-

wachsenden Pflanzen den Boden beschatten und dadurch das Unkraut unterdrücken. Unmittelbar vor dem Beginn der Blütezeit ist der Farbstoffgehalt der Pflanzen am gröfsten. Bevor noch die ersten Blütenknospen sich öffnen, wird deshalb das Feld mit Sensen oder mit Mähmaschinen geschnitten. Die Pflanzen werden zu Bündeln vereinigt in die Fabrik gebracht. Dort wird durch einen halbtägigen Gärprozefs im Wasser der Farbstoff aus den Pflanzen ausgelaugt. Dieser Farbstoff ist zunächst nicht blau, sondern gelb mit einem rötlichen Ton. Erst in Berührung mit der Luft nimmt er die schön blaue, dauerhafte Farbe an, die den Indigo für die Färbetechnik so wertvoll macht. Durch Rühren und Schlagen wird dieser Farbenumschlag in dem aus dem Gärbottig abfliefsenden Wasser hervorgebracht, wobei zugleich die Farbstoffkügelchen sich zu Flocken vereinigen und am Boden des Gefäfses absetzen. Der Niederschlag wird dann noch gekocht, geprefst, in Würfel zerschnitten, getrocknet und zum Versandt gepackt. Die Stoppeln auf dem Felde schlagen wieder aus und liefern im gleichen Jahr noch eine oder zwei weitere Ernten. Wenn endlich der Ertrag nachläfst, wird das Feld vorübergehend mit andern Kulturgewächsen angebaut.

Wenn ein Zuckerrohrfeld, von ferne gesehen, eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Getreidefelde, am ersten mit einem Maisfelde aufweist, so kann man das Indigofeld etwa mit einem Wicken- oder Linsenfeld vergleichen, das dunkle Grün der fein zerteilten Blattflächen erweckt bei beiden einen ähnlichen Eindruck. Wir werden aber in Europa kaum ein Wickenfeld antreffen, dafs eine ähnliche Ausdehnung besitzt, wie die Indigofelder in Middenjava, welche sich ebenso wie die Zuckerrohrfelder weit über die Ebene ausbreiten. Zwischen ihnen erheben sich durch gutgehaltene Wege mit den Landstrafsen verbunden die umfangreichen Faktoreien und die Wohnungen der Pflanzer, ferner die Dörfer der eingebornen Arbeiter, meist von Reisfeldern umgeben. An den Hauptstrafsen, die das Land nach allen Richtungen durchschneiden, liegen gröfsere Dorfschaften mit ihren Obst- und Gemüsegärten, mit regem Leben und Treiben auf den Strafsen und dem Marktplatz, auf dem das Volk die einheimischen Produkte verkauft und den Erlös für ausländische Waren an den fremden Kaufmann abgiebt. Auf den Landwegen verkehren neben den Ochsenkarren der Eingebornen elegante Wagen der Europäer oder vornehmen Javanen. Telephon und Telegraphendrähte verbinden Stadt und Land, und zur Erreichung der von der Hauptbahnlinie entfernteren Orte des Landes dienen breite Chausseen

und eine Dampftrambahn, welche von Djokjakarta aus nach Nord und Süd den Verkehr vermittelt. So giebt das ganze Gebiet den Eindruck einer aus ursprünglicher Wildnis neuaufblühenden modernen Kultur. Und doch ist die Kultur des Landes uralt, ihre Spur reicht zurück bis in jene Zeiten, in denen unser deutsches Vaterland zum grofsen Teil noch in heidnischer Barbarei befangen war.

Zwar hat kein Geschichtsschreiber uns Aufzeichnungen hinterlassen über die Geschehnisse im Lande zu jener Zeit, aber mächtige Tempel, deren Erbauung nach übereinstimmender Schätzung der Gelehrten in das achte Jahrhundert nach Beginn unserer Zeitrechnung fällt, sind in Ruinen erhalten geblieben und geben nicht nur von der Macht und dem Reichtum, sondern auch von der Gesittung und dem Kunstverständnis Zeugnis, das zu jener entlegenen Zeit bei den Bewohnern von Middenjava zu finden war. Ein altes hindostanisches Reich, von dem man kaum mehr kennt als den Namen Mataram, hat in diesen grofsartigen Tempelruinen seine Spuren hinterlassen.

Ich verwendete einige Tage darauf, um die berühmtesten und schönsten unter diesen Tempelruinen kennen zu lernen. Der gröfste, noch verhältnismäfsig gut erhaltene Tempel des alten Buddhistenreiches führt den Namen Borobudur und liegt etwa vier deutsche Meilen nordwestlich von Djokjakarta an dem rechten Ufer des Flüfschens Progo. Um den Tempel zu besuchen, kann man streckenweise die Dampftrambahn benutzen, welche von Djokjakarta aus nach der Stadt Magelang führt. Ich fuhr am Vormittag von Djokjakarta ab und erreichte ein viertel vor zwölf Uhr die Trambahnstation Muntilan, von der aus ich mit einem Wagen die Fahrt fortzusetzen hatte. Ein Eingeborner erbot sich gegen eine kleine Belohnung, mir einen Wagen von dem Pferdehalter im Ort nach dem Bahnhof zu senden. Die Sprache der Eingebornen ist hier wohl überall die javanische; ich konnte sie nicht verstehen, kam aber mit meinem Malaiisch auch hier ganz gut durch, da immer einzelne Leute, besonders diejenigen, welche mit den Fremden zu thun haben, die malaiische Sprache verstehen.

Das Einspannen vor dem zweirädrigen Sado ging ziemlich schnell von statten. Um 12 Uhr safs ich schon im Wagen, und um $\frac{1}{4}$1 Uhr war ich schon wieder heraus, das heifst unfreiwillig. Auf der Landstrafse, gerade im schnellsten Fahren, stürzte nämlich das eine der beiden Pferde, und zwar gerade dasjenige, welches die Deichsel trug. Bei einem zweirädrigen Karren hat das natürlich

zur Folge, dafs das Hinterende nach oben fliegt, und man mufs nolens volens mitfliegen, zumal, wenn man auf ein solches Ereignis nicht im geringsten gefafst ist. Ich kam unbeschädigt davon und konnte das Pferd am Zügel halten bis auch der Kutscher sich unter dem Sonnenverdeck des Wägelchens herausgerappelt hatte. Wir machten die Stränge los, schoben den Wagen zurück, so dafs das Tier aufstehen konnte. Dann wurde wieder eingespannt, und die Reise nahm nunmehr ohne weitern Unfall ihren Fortgang. Nach einstündiger Fahrt langte ich am Fufs des Hügels an, dessen Gipfel mit dem Riesenbau des Buddhatempels Borobudur gekrönt ist.

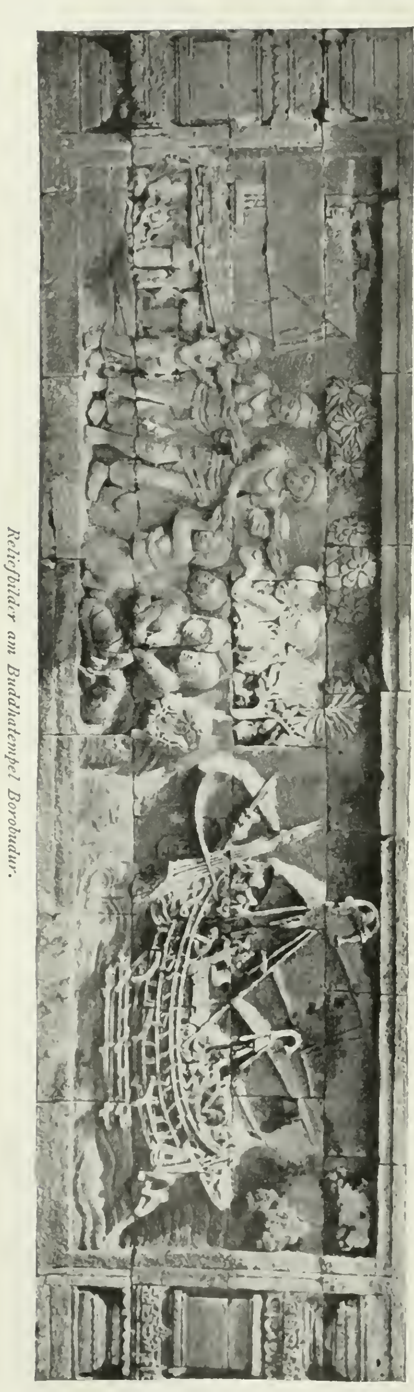
Es ist schwer, den Eindruck wiederzugeben, den das gigantische Bauwerk auf den Beschauer macht. Wenn die Sonne im Mittag steht, wenn Licht und Schatten gleichmäfsig über den Terrassen und Galerien verteilt sind, so erscheint das Ganze von weitem wie eine flache, ungegliederte Kuppel, die oben in der Mitte durch einen massiven glockenförmigen Aufsatz gekrönt ist. Wenn aber die Sonne tiefer sinkt, so heben sich die hellbeleuchteten Vorsprünge und Verzierungen von den im tiefen Schatten liegenden Winkeln und Nischen ab und lassen die Gliederung des Ganzen auch in der Gesamtwirkung hervortreten. Die eigenartige Schönheit des Bauwerkes aber kommt auch dann erst voll zur Geltung, wenn man sich demselben so weit nähert, dafs die Details der Bauausführung erkennbar werden; und je mehr man sich der Beobachtung der Einzelheiten widmet, je länger man in den Gängen und Galerien umherwandert, desto mehr wächst das Staunen über die Kunst des Meisters, der den Plan des Bauwerkes erdacht und bis ins Einzelne durchgeführt hat. Wenn die Kunstgeschichte lehrt, dafs die Kunst aller Völker und Zeiten von der Gesamtwirkung ihren Ausgang genommen und zum Detail fortgeschritten ist, so mag es immerhin auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, dafs dieses Bauwerk, dessen Einzelheiten so hohe Blüte der bildenden Kunst verraten, in seinem die Gesamtwirkung bedingenden Grundplan so massig und für unseren Geschmack plump erscheint. Es ist aber wohl nicht schwer, diese Eigenart zu erklären, wenn man bedenkt, dafs der Boden Javas zu allen Zeiten und in früheren Epochen vielleicht noch mehr als heute eine unsichere Grundlage für Hochbauten gebildet hat. Ein Bauwerk, das bestimmt war, Jahrhunderte zu überdauern konnte dort nicht zierlich gegliedert sein. Wuchtig und massig ahmt es in seiner Anlage den Bau der vulkanischen Bergpyramiden nach. Aufserdem mag auch wohl das vom Erbauer an-

BOROBUDUR.



gestrebte Ebenmafs des Gesamtbildes dadurch beeinträchtigt sein, dafs der ursprüngliche Fufs des Gebäudes nicht mehr frei liegt, sondern durch eine nachträgliche Verschüttung verdeckt ist.

Den Unterbau des Tempels, so wie er sich jetzt präsentiert, bildet eine quadratische Terrasse, deren ca. 150 Meter lange Seiten zwei Mal rechteckig nach aufsen vorspringen. Auf dieser 36eckigen Grundfläche baut sich mit gleichem Grundrifs der Tempel nach Art einer Stufenpyramide auf. Steigen wir über eine der vier Treppen, die je in der Mitte der Quadratseiten in der Tempelmauer hinaufführen, auf die erste etwa drei Meter über der Terrasse liegende Stufe empor, so befinden wir uns auf einer zwei Meter breiten, rings umlaufenden Galerie, die nach aufsen von einer $1\frac{1}{2}$ Meter hohen Aufsenmauer umgeben ist. Von dieser Galerie führen die vier Treppen in gleicher Weise zu einer zweiten ähnlichen u. s. w. zu der dritten und vierten Galerie, die je um drei Meter über der vorhergehenden liegen. Von der vierten Galerie gelangt man über die Treppen zu der oberen Fläche des Tempelbaues. Ihre Aufsenmauer umschliefst drei sich je um $1\frac{1}{2}$ Meter überhöhende Terrassen. Auf der äufseren derselben stehen auf einem kreisrunden Unterbau 32 durchbrochene $1\frac{1}{2}$ Meter hohe Kuppeln, welche je ein Buddhabild einschliefsen und mit einem Obelisk gekrönt sind. Die zweite Terrasse trägt 24 und die oberste 16 gleiche Kuppeln, die aber nur noch zum geringsten Teil in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten sind. Der durchbrochene Bau vermochte nicht in gleicher Weise wie das massive Mauerwerk den Erschütterungen und den Angriffen vandalischer Zerstörer standzuhalten. Die Mitte der obersten Terrasse nimmt endlich ein acht Meter hoher massiver Kuppelbau ein, der wohl ehemals auch nach oben hin mit einem Obelisken abschlofs. Das ist in grofsen Zügen der Grundplan des Bauwerkes. Das Baumaterial ist ein grauer Trachyt, der in gut behauenen Blöcken ohne Bindemittel zu den Mauern zusammengefügt ist. Die Sockel und die Krönungen aller Mauern weisen reichen architektonischen Schmuck auf, alle ebenen Flächen sowohl an der inneren wie an der äufseren Seite der Galerien sind mit sorgfältig gearbeiteten Reliefs bedeckt. An der Aufsenmauer des Tempels über der Grundterrasse finden sich zwei Reliefdarstellungen in mehr als halber Lebensgröfse: ein Mann in sitzender Stellung an einem Räucheraltar oder einer Blumenvase und ein von zwei Dienerinnen begleiteter aufrechter Mann. Zwischen die beiden immer wiederkehrenden Bilder ist eine stehende Frauenfigur ein-



Reliefbilder am Buddhatempel Borobudur.

geschaltet. Die einzelnen von den Figuren eingenommenen Mauerfelder sind durch säulenartige Vorsprünge getrennt. Über dem schweren Gesims, welches diese Bildwerke nach oben begrenzt, stehen in regelmäſsigen Zwischenräumen kleine Tempelchen in reicher Gliederung, welche eine tiefe Nische mit einem Buddhabild einschlieſsen, und damit abwechselnd altarförmige Steinblöcke, welche mit einer glockenförmigen, oben einen Obelisk tragenden Kuppel gekrönt sind.

Interessanter als diese, mehr nur architektonisch wirksamen Auſsenverzierungen der Tempelmauern, sind die Reliefbilder, welche die Mauerflächen der Galerien ohne Unterbrechung bekleiden. Im Ganzen waren früher mehr als 2000 solcher Bildwerke vorhanden, die in halberhabener Arbeit aus dem Stein herausgemeiſselt sind. Eine gröſsere Anzahl von ihnen ist stark beschädigt oder gänzlich vernichtet. Andere sind noch in allen Teilen deutlich erkennbar und einer Deutung ihrer Darstellung zugänglich. Man hat festgestellt, daſs eine ganze Serie dieser Bilder sich auf den Lebensgang Buddhas von der Empfängnis bis zu seinem Ende bezieht; bei den meisten Bildern ist aber eine genauere Deutung nicht mehr möglich, sie sollen höchstwahrscheinlich Buddhaverehrungen darstellen. Auf einigen Bildern sind Darstellungen der Hindugottheiten Brama, Wishnu erkennbar, die bei

den Buddhisten des nördlichen Indien als Buddha-Vorläufer verehrt wurden. Man hat aus dem Vorkommen dieser Hindugottheiten an dem Tempel und aus verschiedenen andern Anzeichen wohl mit Recht den Schlufs gezogen, dafs die Ausbreitung des Buddhismus nach Java von dem nördlichen Indien ausgegangen ist.

Die Einzelheiten der Darstellung der Reliefs geben manche Aufschlüsse über die Sitten und Lebensgewohnheiten der Tempelerbauer und lassen uns ebenso gut, wie etwa die Tempelbilder und Wandgemälde im alten Ägypten, einen Blick thun auf den Kulturzustand des Landes in jener Zeit. So zeigt z. B. die nebenstehende Wiedergabe eines der Reliefbilder ein Schiff mit vollen Segeln, welches durch ähnliche Ausleger seetüchtig gemacht ist, wie sie heute noch an den Einbäumen im Hafen von Colombo in Gebrauch sind. Auch ein Haus ist dargestellt, das wie heute noch in malaiischen Ländern auf Pfählen erbaut ist und dessen Satteldach am Giebelende oben weit vorspringt. Auch über die Kleidung und Bewaffnung, über Haartracht und Schmuck lassen sich Andeutungen finden.

Nachdem ich stundenlang in den Gängen und auf den Terrassen herum gewandert war, mufste ich zu dem Schlufs kommen, dafs diese Sehenswürdigkeit zu denjenigen gehört, mit denen man bei einem einmaligen, kurzen Besuch überhaupt nicht fertig wird. Wie viele kultur- und kunstgeschichtliche Fragen harren hier noch der Lösung.

Bevor ich mich zur Rückkehr wendete, bestieg ich die grofse Mittelkuppel, welche das ganze Bauwerk krönt, um von diesem Standpunkt aus, welcher 40 Meter hoch über der Kuppe des Hügels sich erhebt, die Aussicht auf das herrliche Landschaftsbild zu geniefsen. Man sieht über die meist in Trümmern liegenden Kuppelbauten der Tempelterrassen hinweg weit in die schöne, fruchtbare Ebene hinaus, die sich mit ihren spiegelnden Reisfeldern, mit den Palmwäldern und Bambushainen, welche die Dorfschaften umgeben, im Westen bis an den Fufs des schroffen Menorehgebirges erstreckt. Im Osten steigen gewaltige Vulkankegel auf, unter ihnen im Vordergrunde der Merapi mit der Rauchwolke am Gipfel.

Von besonderer Schönheit soll der Ausblick von den Ruinen bei Sonnenaufgang sein. Mir blieb für diesen Genufs nicht die Zeit. Nach kurzer Rast in dem Unterkunftshause, welches mit der Wohnung des von dem Gouvernement bestellten Tempelaufsehers verbunden ist, kehrte ich mit meinem Wagen nach Muntilan und von dort mit der Dampftrambahn nach Djokjakarta zurück.

Ein zweiter Ausflug, den ich von Djokjakarta aus unternahm,



Blick vom Tempel Borobudur auf die Thalebene und das Menorehgebirge.

galt den Tempelruinen von Prambanan. Der Ort Prambanan liegt etwa $2^1/_2$ Meilen von Djokjakarta entfernt nach Osten zu an der Hauptbahnstrecke. Ich fuhr mit dem Frühzug bald nach Sonnenaufgang aus Djokjakarta und traf bald nach 7 Uhr auf der kleinen Station Prambanan ein. Dort boten sich mir am Bahnhof verschiedene Leute als Führer an; ich nahm gegen verabredeten Lohn einen 12jährigen Jungen mit, der mich zu den etwa $^1/_4$ Stunde Wegs entfernten Tempelresten führen sollte. Wir mufsten auf unserm Weg durch den Ort wandern, der nur von Eingebornen bewohnt ist. Ich machte, trotz des Protestes meines kleinen Führers, der meine auf Malaiisch angegebene Absicht nicht verstand, einen Umweg über den Wochenmarkt, um zu sehen, was die sirihkauenden Marktweiber in ihren Körben feilboten. Es war aber nicht viel besonderes dabei: allerlei Gemüse, Reis, Kokosnüsse, Arekanüsse, Tabak, Maiskolben roh und frisch an Ort und Stelle über offenem Feuer geröstet, Zucker, also nur allerlei Artikel für den Tagesbedarf des javanischen Haushaltes. An eine Unterhaltung mit den Marktleuten, die nicht Malaiisch verstanden, war leider nicht zu denken. Auch mein kleiner Führer verstand nur wenige Brocken; wir konnten uns aber wenigstens über Weg und Richtung verständigen.



DIE DREI WESTLICHEN HAUPTTEMPEL VON BRAMBANAN. IN DER MITTE DER SIWAHTEMPEL.



Die Ruinen von Prambanan sind die Überreste einer grofsen Anzahl von Tempeln, welche durch ihre regelmäfsige Anordnung und durch einen einheitlichen Unterbau zu einem gemeinsamen Ganzen vereinigt werden. Die ganze Tempelgruppe war ursprünglich von drei Mauern umgeben, von denen aber fast nur noch die Fundamente übriggeblieben sind. Zwischen der zweiten und dritten Mauer finden sich Überreste von 157 kleinen Tempelchen, welche in drei einander umschliefsenden Quadraten angeordnet waren. Inmitten dieser Anlage, von der innersten der Mauern umschlossen, befindet sich eine quadratische Terrasse, welche die acht Haupttempel der ganzen Gruppe trägt. Von diesen acht Tempeln liegen drei in einer Reihe längs der westlichen Seite der Terrasse, drei andere gegenüber an der Ostseite, die beiden letzten Tempel sind auf der Nord- und Südseite des Unterbaues zwischen den beiden Reihen der andern eingeschoben. Die acht Haupttempel sind in ihrem Bau ähnlich, aber von verschiedener Gröfse. Auf einer quadratischen Grundfläche, die bei den gröfseren Tempeln der westlichen Reihe an jeder Seite einmal rechteckig nach aufsen vorspringt, erhebt sich der pyramidenförmige Bau, dessen Terrassen mit Mauern wie mit einer Brustwehr umgeben sind. Eine breite Treppe, welche von Terrasse zu Terrasse führt, leitet oben in das Innengemach des Tempels hinein, in dem ein Götterbild aufgestellt war. Die Treppen sind alle so angelegt, dafs sie in der Mitte derjenigen Tempelseite, welche nach dem Mittelpunkt der ganzen Anlage gekehrt ist, aufsteigen. Die Tempel der westlichen Reihe haben die Treppe und den Eingang also an ihrer Ostseite und umgekehrt. Bei dem gröfsten Tempel, dem mittleren der westlichen Reihe, sind aufser der Haupttreppe an der Ostseite auch an den übrigen drei Seiten noch Treppen vorhanden, welche in kleine Seitengemächer des Tempelbaues hinaufführen. Die architektonischen Verzierungen, Sockel, Kehlleisten und Gesimse an Mauerfufs und -krone sind hier fast noch reicher und mannigfaltiger, als bei dem Tempel von Borobudur. Auch die Gesamtform der einzelnen Tempel, welche im Verhältnis zu ihrer Grundfläche höher emporsteigen als der riesige Buddhatempel, macht einen gefälligeren Eindruck. Da die regelmäfsige Gruppierung der verschieden grofsen Bauwerke die Gliederung des einzelnen Gebäudes ersetzt, so ist der Eindruck, den die Tempelgruppe von Prambanan als Ganzes auf den Beschauer macht, nicht blofs wie der von Borobudur massig und absonderlich, sondern wirklich schön auch trotz der Spuren

des Verfalles, die überall bemerkbar sind. Bei näherer Betrachtung gewinnen die Skulpturen, welche die Tempelwände schmücken, vor der Gesamtform das Interesse des Beschauers. Der Baustein ist eine jungvulkanische Andesitlava von angenehmem, grauem Farbenton. Die Steinmetzarbeiten sind mit aufserordentlicher Sorgfalt gemacht und von hoher Kraft und Schönheit. Die Figuren sind nicht flach erhaben, wie bei Borobudur, sondern zum Teil fast ganz frei aus dem Stein herausgearbeitet. Von ganz besonderer Schönheit sind die Überreste einer Reihe von Bildwerken, welche die Brustwehr der ersten Galerie an den drei Tempeln der westlichen Reihe aufsen schmückte. Am besten ist diese Bilderreihe noch an dem mittleren Tempel der westlichen Reihe erhalten. Sie wird von vorspringenden Nischen gebildet, welche seitlich von schön geformten Pilastern begrenzt und durch arabeskenartig verzierte Kranzbögen mit allerlei Tiergestalten gedeckt sind. In diesen Nischen sind drei stehende oder tanzende Frauen in wechselnden Stellungen dargestellt. Die Gesichtszüge dieser Frauengestalten, das Ebenmafs der Körper und die Gruppierung sind von edler Schönheit, und die Sorgfalt in der Ausführung zeugt von hoher Entwickelung der Technik.



Gruppe tanzender Frauen von der Mauerverzierung der westlichen Tempel zu Prambanan.

Die Felder zwischen den vorspringenden Nischen sind ebenfalls mit Bildwerken geschmückt; soweit noch erkennbar, stellen dieselben tanzende Figuren mit Musikinstrumenten dar, welche von einer einfacheren Zierleiste umrahmt sind. Unter und über der eben geschilderten Bilderreihe sind bei dem mittleren Tempel der Westseite noch andere Bilderreihen erhalten geblieben. Den Fufs des ganzen Baues, unmittelbar über dem Sockel, schmückt eine Reihe von Nischen, in denen kleine Löwen mit

regelmäfsig gelockter Mähne liegen. Pfeiler und Krönung dieser Nischen sind wiederum mit schönen Arabesken verziert. Die Felder rechts und links neben jeder Nische zeigen in halb erhabener Arbeit einen stilisierten Baum, neben dem zu beiden Seiten mythische Tiergestalten, Vögel mit Menschenköpfen und ähnliches zu sehen sind. Durch zierlich bearbeitete Pilaster werden die Nischengruppen mit ihrer Umgebung abgeschlossen und gegen einander abgegrenzt.

Die dritte, oberste Bilderreihe dieses Tempels zeigt in halb erhabener Arbeit sitzende Hindugottheiten, neben denen rechts und links auf besondern Feldern Gruppen von zwei oder drei sitzenden Männern als Gottesverehrern dargestellt sind. Den kleineren Tempeln der östlichen Reihe fehlen die oberen Bilderreihen, nur die Löwennischen und die dazugehörigen mythischen Tiergestalten unter dem Baume schmücken auch bei ihnen den Sockel.

Zu den Bilderreihen, welche mit ihren in gleichen Abständen wiederkehrenden Darstellungen derselben Motive gewissermafsen nur einen äufseren architektonischen Schmuck der Bauwerke bilden, kommt nun bei den drei Haupttempeln noch eine Reihe von bildlichen Darstellungen auf der Innenwand der Brustwehr der Terrasse. Bei dem mittleren Tempel, wo diese Bilderreihe fast noch vollständig erhalten ist, erweist sich dieselbe als eine bildliche Darstellung eines Teiles der Râmalegende. Wahrscheinlich bildeten die entsprechenden Skulpturen an den beiden Nachbartempeln die Fortsetzung dieser Darstellung, es sind aber nur noch unbedeutende Reste übrig geblieben.

Von der Art der künstlerischen Auffassung, von der Lebendigkeit der Darstellung und der Schönheit der Ausführung mag das umstehende Bild eine Vorstellung geben, welches ein einziges der 24 mit Skulpturen bedeckten Mauerfelder wiedergiebt. Es enthält von links nach rechts drei aufeinander folgende Scenen des indischen Romans. Die erste Scene zeigt den Kampf der Zwillingsbrüder Sugriwa und Wali. Râma, der Held des Epos, welcher gekommen ist, um dem Sugriwa zu helfen, sitzt mit seinem Bruder und seinem Gefolge im Vordergrunde. Er kann aber nicht in den Kampf eingreifen, weil die Zwillingsbrüder einander so ähnlich sind, dafs er fürchten mufs, den Sugriwa statt des Wali zu töten. Sugriwa umgürtet deshalb seine Lenden zum Erkennungszeichen für Râma mit einer Blätterschürze. Die mittlere Partie der Skulptur zeigt nun, wie Râma, durch dieses Merkmal geleitet, den bösen



Skulptur von der Innenfläche der Aufsenmauer an dem gröfsten Tempel zu Prambanan.

Wali erschiefst. In dem dritten Teil des Bildes ist dann der von dem feindlichen Bruder befreite Sugriwa dargestellt. Neben ihm sitzt seine Gemahlin, die ihm von Wali geraubt worden war. Vor ihm erscheint sein Volk, das aus Affenmenschen besteht, um ihm als seinem rechtmäfsigen König zu huldigen. Man hat in dem von Sugriwa beherrschten Affenvolk, das Râma sich durch seine That zu Bundesgenossen gewann, die Vedda, die angeblichen Ureinwohner von Ceylon, sehen wollen, von denen die letzten Reste noch heute in den entlegenen Wäldern der Insel ein kaum menschenwürdiges Dasein fristen.

Die Innenräume der Tempel zu Prambanan, zu denen man über die Treppen gelangt, sind in neuerer Zeit vom Schutt der eingestürzten Oberbauten befreit und wieder zugänglich gemacht worden. Man fand unter dem Schutt die Trümmer von grofsen, aus Stein gehauenen Götterbildern. Einige derselben waren so gut erhalten, dafs die Bildsäulen wieder zusammengefügt und auf dem noch vorhandenen Sockel wieder aufgestellt werden konnten.

Aus der Deutung dieser Bildwerke ergiebt sich, dafs die drei Tempel der westlichen Reihe den drei Hauptgottheiten der

Hindureligion geweiht waren. Der gröfste Tempel, der die Mitte dieser Reihe einnimmt, birgt in seiner Hauptkammer ein Siwahbild, welches fast drei Meter hoch ist. Dasselbe ist jetzt, so gut es ging, aus den Bruchstücken wieder hergestellt. Die aufrechte Statue mit dem Lotoskissen, auf dem ihre Füfse ruhen, war aus einem einzigen Stein gehauen. Der dreiäugige Gott trägt eine Krone mit Totenkopf und Mondsichel. Die vier Arme, von denen jederseits der eine nach oben, der andere nach unten gebogen ist, tragen in der Hand verschiedene Abzeichen, die als Attribute dieses Hauptgottes auch auf dem indischen Festlande in allen Darstellungen wiederkehren. Eine gekrönte Brillenschlange ist über die Schulter und um den Oberkörper geschlungen. Die Wand der Tempelkammer ist mit stilisiertem Laubwerk und Lotosrosetten behauen.

Wie schon erwähnt, führen an dem Siwahtempel auch an den übrigen drei Seiten Treppen empor. Sie bringen uns in kleinere Seitenzellen hinauf, welche gleichfalls Götterbilder enthalten. Die Zelle an der Nordseite des Tempels schliefst ein Steinbild ein, welches eine Frau auf einem getöteten Stier stehend darstellt. Die Archäologen deuten diese Figur nach den Attributen als Durga, die Frau des Siwah, welche über den in Gestalt eines Stieres auftretenden bösen Geist Mahishasura triumphiert. Die Javanen sehen dagegen in dem Bild eine Darstellung der Loro Djonggrang, der Tochter eines sagenhaften, javanischen Fürsten, und ihr Mohamedanismus hindert sie nicht, diesem Götzenbild auch in der Gegenwart eine gewisse Verehrung zu zollen, vor ihm Gelübde abzulegen oder von ihm Hilfe in allerlei Not zu erbitten. Selbst die eingewanderten Chinesen sollen an die Wunderthätigkeit dieses Bildes glauben, ja es wird sogar erzählt, dafs gelegentlich junge Damen europäischer Abstammung aus Djokjakarta zu der Loro Djonggrang einen Bittgang unternehmen, um ihre Unterstützung in allerlei Herzensangelegenheiten zu erflehen.

In der Zelle an der Westseite des Tempels thront Genesja, der Sohn des Siwah, mit Elefantenhaupt, auf einem Lotoskissen, und in dem südlichen Innenraum endlich ist Siwah als Lehrer dargestellt.

Der Tempel, welcher nördlich neben dem Siwahtempel in der westlichen Reihe steht, enthält nur einen einzigen Innenraum, dessen Wandflächen keine Verzierungen aufweisen. Aus den Trümmern, welche die mit Schutt erfüllte Zelle barg, hat man ein mehr als



Wishnubild aus dem nördlichen Tempel der westlichen Reihe zu Prambanan.

zwei Meter hohes Standbild des Gottes Wishnu wieder zusammensetzen können, welches wie das Siwahbild aus einem Stein gehauen war. Auch dieser Gott ist vierarmig dargestellt. Die obere rechte Hand hält ein flammendes Rad, das Symbol der strahlenden Sonne. In der linken oberen Hand erkennt man die geflügelte Muschel, welche als Attribut des Gottes häufiger in den Darstellungen an Hindutempeln wiederkehrt. Die untere, rechte Hand, welche stark beschädigt ist, stützt sich auf den Schwertknauf, die linke hält einen dreieckigen Körper, dessen Deutung nicht ganz sicher ist. Vielleicht soll es eine Vase oder eine umgekehrte Pyramide, das Symbol des Wassers, sein.

Der Tempel, welcher nach Süden hin die westliche Reihe abschliefst, ist dem Brahma geweiht. Er gleicht in Gröfse und Bauausführung dem Wishnutempel, ist aber nicht mehr so gut erhalten als dieser. Das Brahmabild, welches in seiner Zelle stand, war, wie das Wishnubild, über zwei Meter hoch. Die in den Trümmern gefundenen Bruchstücke sind nicht wieder zusammengesetzt worden, sie liegen vom Schutt befreit und gesäubert am Boden der Tempelzelle. Man erkennt, dafs das Bild vier Gesichter hatte und ebenso wie die beiden andern Götterbilder vier Hände, welche die für diese Gottheit

charakteristischen Beigaben halten. Drei weitere, viel kleinere Brahmabilder, die in den Trümmern gefunden wurden, sind ebenfalls in dieser Tempelkammer untergebracht.

Von den drei östlichen Tempeln enthalten nur noch zwei die Überbleibsel des ehemaligen Inhaltes. Der nördliche Tempel umfafste ein kleineres Siwahbild, von dem nur noch Bruchstücke erhalten geblieben sind. In dem Mitteltempel nimmt eine lebensgrofse und formenschöne Darstellung des heiligen Höckerstieres des Siwah den Mittelraum der Zelle ein. Dahinter stehen zwei kleinere Bildwerke. Die eine der Figuren auf einem mit sieben Pferden bespannten Wagen ist nach der Deutung der Archäologen Suja, die Sonne, die andere, deren Wagen von einem Zehngespann gezogen wird, ist Tjanda, der Mond. Die übrigen drei Tempel der Hauptgruppe sind soweit zerstört, dafs von ihren Tempelkammern und deren Inhalt nichts mehr erkennbar geblieben ist.

Man schätzt das Alter der Tempelbauten von Prambanan auf etwa 1100 Jahre. Die Erbauung derselben wird also nicht viel später erfolgt sein, als diejenige des Riesentempels von Borobudur. Es hat nun den Altertumsforschern der Umstand Schwierigkeiten bereitet, dafs von den zwei Altertümern, welche aus der gleichen Zeit stammen und nur wenige Meilen von einander entfernt liegen, das eine zweifellos eine Kultstätte des Buddhismus darstellt, während das andere die Hindugottheiten Brahma, Wishnu und Siwah verherrlicht. Der um die Erforschung der javanischen Altertümer hochverdiente Dr. Gronemann zu Djokjakarta, aus dessen Schriften ich reiche Belehrung über die Tempelruinen geschöpft habe, ist der Ansicht, dafs auch die Tempelstadt von Prambanan ein buddhistisches Heiligtum war. Die ganze Anlage war nach der Meinung dieses Gelehrten eine Totenstadt, die einzelnen Tempelbauten sind die Grabstätten der Fürsten des buddhistischen Reiches und ihrer Grofsen. Die Darstellung der Hindugottheiten ist nichts Unerhörtes, wenn man bedenkt, dafs diese alten Götter bei den Buddhisten des nördlichen Indien, von denen Buddhas Lehre nach Java gebracht worden ist, als Vorläufer Buddhas göttliche Verehrung genossen. Auch unter den Skulpturen an dem Tempel von Borobudur sind einige Darstellungen von Hindugöttern zu finden. An den Grabmälern zu Prambanan würde also die Aufstellung der Götterbilder mutatis mutandis denselben Sinn haben, wie die Anbringung von Heiligenbildern in den Gruftkapellen moderner katholischer Friedhöfe, und das Fehlen von eigentlichen Buddhabildern

würde kaum auffällig erscheinen. Eine Stütze für seine Auffassung sieht der Dr. Gronemann darin, dafs an den Tempelwänden zu Prambanan überall gewisse Ornamente wiederkehren, deren Darstellungen mit dem Buddhakult in Zusammenhang stehen; vor allen Dingen weisen die stilisierten Bäume mit den mythischen Tiergestalten, den Vögeln mit Menschenköpfen, welche die Sockel aller Haupttempel in ununterbrochener Reihe schmücken, darauf hin, dafs die Tempelerbauer Buddhaverehrer waren.

Dafs es sich bei den Tempeln von Prambanan um Grabmäler handelt, ergiebt sich aus Funden, welche bei den Aufräumungsarbeiten im Innern einiger Tempel gemacht wurden. Unter den Fufsstücken der Götterbilder waren tiefe Grüfte vorhanden, welche bei der Eröffnung mit Steinstücken und allerlei Schutt bis oben hin angefüllt waren. Unter den Trümmern aber fand man in der Gruft des grofsen Siwahtempels einen vierkantigen, steinernen Behälter, welcher mit einer Steinplatte bedeckt war. Der Inhalt dieses Behälters bestand aus einem Gemenge von Erde und unvollkommen verbrannten Überresten eines menschlichen Körpers. Daneben fanden sich goldene, silberne und kupferne Zierraten, eine Anzahl Hindumünzen und einige Halbedelsteine. Auch einige Kupferbleche mit eingeritzten altjavanischen Schriftzeichen wurden mit ausgegraben; die Schrift war leider unlesbar geworden. Die Gruft des Brahmatempels enthielt unter anderm eine Urne und Zierraten, und in einem der kleineren Tempel war wiederum ein Gemenge von Erde und Leichenasche eingeschlossen. Bei den meisten Tempeln aber wird der Inhalt der Grüfte schon frühzeitig durch Schatzgräber geraubt oder zerstreut worden sein.

Man mufs dem archäologischen Verein von Djokjakarta, dessen Ehrenpräsident der Dr. Gronemann ist, Dank wissen dafür, dafs er die systematische Aufräumung und Freilegung der Tempel von Prambanan unternommen hat und die herrlichen Ruinen nach Kräften vor weiterem Verfall schützt. Der Verein hat einen javanischen Aufseher bei dem Tempelfelde angestellt, bei dessen Wohngebäude noch eine grofse Anzahl von Bildwerken aufgestellt worden ist, die unter den Trümmern und in der nächsten Umgebung der Ruinen gefunden wurden. An dem Hause ist aufserdem eine luftige Veranda angebaut, in der man sich von der nachdrücklichen Wirkung der javanischen Sonne erholen kann, welche alle Gänge und Terrassen durchglüht und durch den eingestürzten Oberbau selbst in die tiefsten Winkel der inneren Tempelkammern hineinleuchtet.

Meinem kleinen Führer mochte wohl die Zeit, die ich in dem umfangreichen Ruinenfelde zugebracht hatte, recht lang geworden sein. Er marschierte aber, nachdem wir am Hause des Aufsehers kurze Rast gemacht und uns durch einen Trunk erfrischt hatten, in Erwartung des verheifsenen Lohnes tapfer weiter mit, als ich ihm bedeutete, dafs ich auch noch die Ruinen von Tjandi Sewu besuchen wolle, welche ungefähr einen Kilometer weiter nördlich von Prambanan gelegen sind.

Tjandi Sewu ist die Bezeichnung einer Tempelstadt, die in ihrer ganzen Anlage einige Ähnlichkeit mit dem Tempelfeld von Prambanan aufweist. Die Mitte nimmt ein gröfserer Haupttempel ein, der leider durch einen Erdstofs im Jahre 1867 starke Zerstörungen erlitten hat. Der Oberbau stürzte zusammen und beschädigte im Falle auch einen Teil der reichen Verzierungen, welche die Aufsenwände des Bauwerkes schmückten. Immerhin giebt das, was übrig geblieben ist, noch eine Vorstellung von der künstlerischen Architektur und von den herrlichen Bildhauerarbeiten. Rings um den Haupttempel her waren 240 kleinere Tempel, die jetzt alle in Trümmern liegen, in vier einander umschliefsenden Quadraten angeordnet. In diesen kleineren Tempeln waren Buddhabilder aufgestellt, von denen noch mehr als zwanzig erhalten geblieben sind. Sie sind zum Teil von ihrem ursprünglichen Standplatz herabgestürzt, einige der fast lebensgrofsen Figuren liegen mit dem Gesicht im Grase, ein rechtes Bild der Verwüstung, das nicht sowohl von der Unsicherheit des vulkanischen Bodens, als von der fanatischen Zerstörungswut des später eingedrungenen Mohamedanismus zeugt, der mit dem Glauben an die Macht der alten Götter selbst die Scheu vor der Heiligkeit des Ortes, wo die Vorfahren ihre Toten begruben, aus den Herzen des Volkes verwischte. Gegen die Gewalten, welche damit entfesselt wurden, konnten die weit über lebensgrofsen, steinernen Wächter, die zu zweit an jedem der vier Zugänge zu der Tempelstadt knieen, das Heiligtum nicht beschützen. Nur sie allein haben die Jahrhunderte unversehrt überdauert. Die Steinkolosse trotzten der Wut der mohamedanischen Bilderstürmer, denen glücklicherweise Pulver und Dynamit noch nicht zur Verfügung standen.

In der weiteren Umgebung von Prambanan und auch sonst in Middenjava zerstreut sind noch eine grofse Zahl von buddhistischen Altertümern aufgefunden worden, so die Tjandi Lumbung, Tjandi Plaosan, Tjandi Kalongan und andere mehr. Meine hauptsächlich

anderen Zwecken gewidmete Zeit erlaubte mir nicht, ihnen allen einen auch nur kurzen Besuch abzustatten. Ich mufste mich damit begnügen, das gesehen zu haben, was man mir als das Grofsartigste und Schönste bezeichnet hatte. Mein Weg führte mich von diesem östlichsten Punkt, den ich auf meiner Tropenreise erreichte, nach Djokjakarta und bald auch von dort nach Westjava zurück.



Steinfigur eines Tempelwächters von Tjandi Sewu.



Der Musistrom bei Palembang.

QUER DURCH SUMATRA.

Wie mannigfaltig ist doch die Einwirkung des Windes auf die Oberfläche der Erde und auf alles Lebende, das auf ihr wohnt! Die Geologen sprechen von einer erodierenden Wirkung des Windes. Der Aufbau und die Abtragung der Sanddünen am Meer und in der Wüste sind sein Werk. Er thürmt die Meereswogen und treibt sie zur Erosionsarbeit an die umbrandete Küste. Er führt die regenspendenden Wolken vom Meer über die durstige Erde und schafft so den Quellen, den Bächen und Flüssen neue Nahrung, die fort und fort an dem Relief der festen Erdrinde modellieren. Und wie wir in der leblosen Natur überall der Wirkung des Windes begegnen, so stehen auch die Lebewesen, vor allen Dingen die Pflanzen, unter seiner machtvollen Herrschaft. Ein Sturm vermag auch in unseren Breiten ganze Waldbestände zu zerstören. Ein Palmenwald, über den ein Tornado hinweggegangen ist, sieht aus, als ob er vom Feuer versengt sei, wenn auch die schlanken, biegsamen Stämme dem gewaltigen Ansturm standgehalten haben; so berichtete der Professor Volkens, der während der Ausreise von Genua bis Batavia mein Reisegenosse war. Aber es sind nicht nur Bilder der Zerstörung, die uns die Wirkung des Windes auf das Pflanzenleben vor Augen führen, wenn schon diese sich am meisten der Beobachtung aufdrängen. Wie der Wind an Bergpässen und Gipfeln modellierend auf die Konturen des Urwaldes einwirkt, das habe ich bereits an anderer Stelle geschildert, und für viele Gewächse ist der Wind gar ein treuer und zuverlässiger

Arbeiter, der das Gedeihen fördert und für das Fortkommen sorgt. Der Wind trägt den Blütenstaub von Halm zu Halm, von Baum zu Baum; er trägt die geflügelten Früchte und Samen über das Land und schafft der Pflanzenart neue Standorte. Die Insel Krakatau an der Meeresstraſse zwischen Java und Sumatra, welche nach der gewaltigen, vulkanischen Umwälzung im Jahre 1883 als ein ödes und nacktes Felseneiland übrig blieb, trägt heute bis zum höchsten Gipfel hinauf ein grünes Pflanzenkleid. Die Samen und Sporen, aus denen es erwuchs, hat der Wind aus weiten Fernen herbeigetragen.

Wie es im Eichenwalde keine zwei Eichenblätter giebt, welche bei sorgfältigster Prüfung an Gröſse, Gestalt und Bau völlig gleich erscheinen, so giebt es auch nicht zwei Pflanzen derselben Art, welche bis in alle Einzelheiten mit einander übereinstimmen. In diesem oder jenem Punkte weichen selbst die Schwesterpflanzen, welche aus derselben Samenkapsel entstammen und neben einander erwachsen sind, von einander ab. Würden die Pflanzen gänzlich von einander getrennt, so könnten die kleinen Abweichungen in den Nachkommenreihen, durch Generationen summiert, zu einer weitgehenden Verschiedenheit in Bau und Bildung führen. Indem aber die Pflanzen derselben Art in ihrem natürlichen Verbreitungsgebiet immer wieder durcheinander gewürfelt werden, und indem sich so bei der geschlechtlichen Fortpflanzung die Eigenschaften der Individuen immer und immer wieder mischen, bleibt die Pflanzenart in ihrem Bestande erhalten. Wo der Wind die Verbreitung der Samen einer Pflanzenart übernimmt, dort tritt er also auch auf als ein Erhalter der Art; er führt die Individuen aus einem Teil des Verbreitungsgebietes zum andern und sorgt so für die zum Ausgleich nötige Vermischung. Und welches Verbreitungsagens könnte dafür geeigneter sein als gerade der Wind, der heute in dieser, morgen in jener Richtung weht und Kraft genug besitzt, um Millionen von Sporen, von Samen mit Federkrone oder Haarschopf oder von geflügelten Früchten gleichzeitig durcheinander zu wirbeln und über weite Strecken davonzuführen. Könnten wir diese Wirkung des Windes im Pflanzenleben ausschalten, indem wir ihn etwa immer in der gleichen Richtung blasen lieſsen, und hätten wir Jahrtausende Zeit, den Erfolg des Experimentes abzuwarten, so müſsten wir eine völlige Umwandlung der Pflanzendecke unserer Erde vor sich gehen sehen.

Das Experiment, zu dem menschliche Macht nicht ausreicht,

hat die Natur selbst an einigen Stellen unserer Erdoberfläche angestellt, die Passate und Monsune wehen seit Jahrtausenden in der gleichen Richtung. Sollte das auf die Ausgestaltung der Vegetation in ihrem Wirkungsgebiete ohne Einflufs geblieben sein? Und wenn nicht, welche Beziehungen lassen sich erkennen zwischen der Richtung der Monsune und den durch den Wind verbreiteten Pflanzen im Monsungebiet? Sind etwa aus der Arealbildung verwandter Formen Andeutungen zu gewinnen über die Wanderungswege und über die Entstehungsgeschichte der Arten?

Das alles waren Fragen, die mich beschäftigten, als mir die Reise ins Gebiet der ostindischen Monsune und Passate in Aussicht stand, und der Wunsch, zu der Lösung dieser Fragen beitragen zu können, war es, der mich veranlafste, von Java aus die beschwerlichen Kreuz- und Querzüge durch das grofse Eiland Sumatra zu unternehmen, in dessen nördlichem Teile Monsun und Passat um die Herrschaft streiten. Mir lag daran, das Verhalten einer kleinen Gruppe nahe verwandter Farne, die alle auf die Verbreitung durch den Wind angewiesen sind, an den verschiedensten Punkten des Monsungebietes aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Sollte das, was ich auf Singapore und in Johore gesehen, was ich in West- und Middenjava darüber an Beobachtungen gesammelt, sich zu einem einheitlichen Ganzen verbinden, so mufste ich auch an verschiedenen Punkten Sumatras die Frage genauer studieren. So war also für mich schon vor meiner Ausreise aus Europa ein Streifzug durch Sumatra beschlossene Sache, wennschon ich nicht wufste, wie eine solche Reise in die Wildnis sich im einzelnen gestalten würde.

Die langgestreckte Insel Sumatra ist ihrem Flächenraum nach wenig kleiner als das Deutsche Reich. Fast der ganzen Länge nach zieht sich der südwestlichen Küste genähert ein bergiges Rückgrat hin, das Barisangebirge, dessen Hochflächen mit einer Reihe gewaltiger Vulkankegel besetzt sind. Im Osten nimmt ein breiter Saum flachen Landes, gegen den Gebirgszug hin allmählich ansteigend, den Raum vom Fufs der Berge bis zu der Küste des Meeres ein. Nur im nördlichen, schmäleren Teil der Insel reicht das Gebirgssystem in den Atjeher Bergen und in dem Batakgebirge näher an die Ostküste heran, nur durch einen verhältnismäfsig schmalen Streifen eines flacheren Küstenlandes vom Meere getrennt. Der Verteilung von Gebirge und Flachland entspricht die Entwickelung der Ströme. Die westlichen Küsten und der

Nordosten haben wenig entwickelte Flufsläufe, die mit starkem Gefälle aus dem Gebirge in den schmalen Küstensaum hinabstürzen und nach kurzem Laufe das Meer erreichen. Im Osten der südlichen Hälfte der Insel gestattet dagegen das ausgedehnte Flachland eine mächtige Entwickelung des Unterlaufes der Ströme. Der mächtigste dieser Flüsse ist der Musi, welcher vom Barisangebirge in zahlreichen Quellflüssen sein Wasser empfängt und in breitem, vielgewundenem Bette das Vorland und die Ebene durchziehend, mit vielarmigem Delta in die Bangkastrafse einmündet. Dieser Strom hat von altersher in seinem Unterlauf eine Verkehrsstrafse der Bevölkerung gebildet und zur Entwickelung der Stromschiffahrt bei den Eingebornen die Veranlassung gegeben. Am Anfange des Deltas liegt die grofse Stadt Palembang als Handelsempore, welche den Verkehr des Binnenlandes mit der Schiffahrt des Meeres schon vor Jahrhunderten vermittelte, bevor noch die Europäer einen Teil des Handels an sich rissen. Durch das Stromgebiet zieht sich von Ost nach West mit vielen Krümmungen eine alte Handelsstrafse der Eingebornen hin, welche von Markt zu Markt bis an die östlichen Vorberge des Barisangebirges hinaufsteigt und zwischen dem Markt Kepahiang und dem Hafenplatz Benkulen an der Südwestküste der Insel selbst die Pafshöhe des Gebirges überwindet, so die östliche Küste an dem verkehrsreichen Inselmeer mit dem vom Indischen Ocean bespülten westlichen Küstensaum verbindend.

Auf das Vorhandensein dieses Verkehrsweges hatte ich meinen Plan zur Durchquerung der gewaltigen Insel aufgebaut. Von Palembang aus, zu dem durch die Mündungsarme des Flusses selbst noch gröfsere Seeschiffe gelangen können, wollte ich soweit als möglich stromauf fahren und dann, der Strafse folgend, bei Kepahiang das Gebirge überschreiten und nach Benkulen hinabsteigen. Die in den holländischen Kolonieen nötige Regierungserlaubnis zum Reisen auf Sumatra bekam ich mühelos durch die liebenswürdige Vermittelung von Professor Treub. Ihm verdanke ich auch eine wirksame Empfehlung an Herrn Monod de Froideville, den Residenten von Palembang, unter dessen Regierung das ganze Flachland von der Ostküste an bis zu dem Kamm des Gebirges im Südwesten steht. Die Unsicherheit darüber, wie sich die Reise über Land im einzelnen gestalten würde, liefs es mir wünschenswert erscheinen, dafs ich europäische Reisegesellschaft bekam, und es gelang mir auch, den Kunstmaler Fleischer, den ich in Tjibodas kennen gelernt

hatte, und einen jungen Belgier, Herrn Pynaert, welcher Studien über tropische Pflanzenkulturen machen wollte, zur Mitreise zu bewegen. Als Vierter schlofs sich uns derselbe europäische Vergnügungsreisende an, der schon bei der Besteigung des Gedé mit von der Partie gewesen war. Ich war wirklich froh darüber, dafs ich den Weg in das Ungewisse nicht allein anzutreten brauchte. Leider hatte ich nicht bedacht, dafs bei einer Reise, bei welcher die Hauptschwierigkeit in der Beschaffung der Reisegelegenheit und der Unterkunft besteht, ein einzelner Mann viel leichter voran kommt, als wenn deren viere zusammen reisen. Auch insofern kann die Reisegesellschaft für den Einzelnen ein Hemmnis werden, als ein Unfall, der den Einen trifft, alle Andern in Mitleidenschaft ziehen mufs. Da die drei Herren in der Annahme, dafs auch in Sumatra überall leicht eingeborne Arbeiter zu haben seien, keine besonderen Diener auf die Reise mitnahmen, so hatte zunächst mein treuer Mario die Arbeit für Alle zu übernehmen, was auf die Dauer, da die beabsichtigte Anwerbung von Dienern in Palembang nicht zustande kam, zu Unzuträglichkeiten und Reisehemmnissen führen mufste. Zum Glück war aber der Verband der Reisegenossen kein so fester, dafs wir uns nicht, sobald wir die Nachteile des gemeinsamen Reisens bemerkten und sobald unsere Interessen auseinandergingen, hätten in Frieden von einander trennen können, um die Reise in getrennten Gruppen oder einzeln fortzusetzen.

Zur Vervollständigung meiner Ausrüstung war ich die letzten Tage vor der Abreise nach Batavia übergesiedelt und wohnte wie immer bei meinem liebenswürdigen Gastfreund im deutschen Generalkonsulat. Meine Reiseausrüstung war soweit als thunlich in den aus Petroleumtins hergerichteten Blechkästen untergebracht, ein handlicher Blechkoffer enthielt meine Kleider, unter denen auch der schwarze Anzug für die Besuche bei den holländischen Beamten nicht fehlen durfte. Das Feldbett bildete ein besonderes Packet, ebenso die gemeinsame Medizinkiste, die von Herrn Fleischer mit allen möglichen Pillen und Mixturen angefüllt war und auf meinen Vorschlag auch ein wenig Verbandzeug enthielt, das zum Glück nicht zur Verwendung kam. Am 4. November war alles zur Abfahrt bereit, und Sonntag den 5. in der Morgenfrühe begleitete mich der Herr von Syburg nach Tandjong Priok, dem Hafen von Batavia, wo die „Van Diemen“, ein Dampfschiff der Koninglijke Paketvaart Maatschappij, zur Abfahrt nach Palembang bereit lag.

Auch die übrigen drei Herren waren zur Stelle, und Mario hatte den umfangreichen barang-barang (das Gepäck) für uns alle bereits an Bord gebracht.

Die Fahrt durch die Javasee nach Norden verlief ruhig und ohne Zwischenfall. Am Montag fuhren wir mit nordwestlichem Kurs in die Bankastrafse ein und schon gegen Mittag dieses Tages bog das Schiff gegen Südwesten hin in einen der breiten Arme der Flufsmündung des Musi ein. Fast wie ein Meeresarm dehnt sich die gelbe Wasserfläche zu beiden Seiten des ruhig dahingleitenden Schiffes. Auf der Oberfläche schwimmen hin und wieder allerlei Baumfrüchte, besonders häufig die kantigen Früchte der Nipapalme. Näher am Ufer sieht man zahlreiche, freudig-grüne, sammetartig schimmernde Blattrosetten von der Gröfse eines Kohlkopfes auf dem Wasser schaukeln (Pistia stratiotes). Auch Baumstämme, grofse Palm- und Pisangblätter führt der Strom mit ins Meer hinab. Die beiden Ufer sind mit dichter Strauchvegetation bedeckt. Es sind charakteristische Strandpflanzen, Mangroven, welche hier in dem Schlickboden die günstigsten Bedingungen für ihr Gedeihen finden. Sie stehen meist auf stelzenartig gespreizten Luftwurzeln im Schlamme. Bei dem niedern Wasserstande während der Ebbezeit liegen die Stelzwurzeln frei, zur Zeit der Flut sind sie vom Wasser bedeckt, so dafs die Stämme der tiefstehenden Sträucher und Bäume direkt aus dem Wasser aufragen. Hinter dem Ufergebüsch erheben sich Bäume von gröfserer Stammhöhe; ein eigentlicher Hochwald ist aber nicht vorhanden. Wenn das Meer zur Zeit der Flut das Wasser zurückstaut, so wird der Boden weit ins Land hinein überschwemmt. Hin und her tritt unter den Strandpflanzen auf gröfsere Strecken eine niedere Palme besonders hervor, eben die Nipapalme, deren Früchte so zahlreich durch das Wasser von Ufer zu Ufer geführt werden.

Von Bewohnern des Landes ist wenig zu sehen: gelegentlich unterbrechen ganz vereinzelte Boote und einige auf Pfählen am Strande erbaute, zwischen den Mangroven halbversteckte Ataphütten die Einförmigkeit des Buschwaldes, der die Ufer umsäumt. Am Nachmittag gegen 5 Uhr näherten wir uns der Einmündung eines kleinen Seitenflusses, des Peladju, und der an der Flufsmündung liegenden Ortschaft gleichen Namens. Dieser Ort hat in neuerer Zeit eine gröfsere Bedeutung gewonnen. Hier hat nämlich die Petroleum-Gesellschaft Muarah-Enim eine kleine Europäerstadt mit grofsen, luftigen Wohngebäuden und Büreaus entstehen

lassen, Petroleumtanks gebaut und Hafenanlagen gemacht. Die Seele des Unternehmens ist der holländische Ingenieur Ijzerman, der in Holländisch-Indien durch geniale Entwürfe sowohl, als durch energische Mitarbeit so vielfach beigetragen hat zur Erschliefsung der Schätze des Landes mit Hilfe der modernen Technik, und der auch in der holländischen Litteratur durch seine interessanten Reisebeschreibungen und Schilderungen einen wohlverdienten Ruf besitzt.

Ich hatte Herrn Ijzerman gelegentlich bei Professor Treub in Buitenzorg kennen gelernt und wufste, dafs er sich gegenwärtig in Peladju aufhielt und bereit sein würde, mir über die Gelegenheit zur Reise ins Binnenland seinen Rat zu geben. So war es mir ganz erwünscht, dafs die „Van Diemen“, welche allerlei Maschinenteile und Baumaterialien für die Petroleum-Gesellschaft geladen hatte, an dem Hafenbolwerk in Peladju anlegte. Herr Ijzerman, der die Ankunft des Schiffes am Ufer erwartet hatte, kam sogleich an Bord und teilte mir mit, dafs am Mittwoch ein kleiner malaiischer Flufsdampfer stromauf fahren werde, und dafs wir alle vier auf diesem Schiff die Reise machen könnten. Wir hatten also für Palembang, da die Abgangszeit des Flufsdampfers auf den Nachmittag 5 Uhr festgesetzt war, anderthalb Tage Zeit.

Zunächst aber waren wir ja noch in Peladju und nicht in Palembang, und die Übersiedelung dahin ging nicht ganz ohne Trubel ab. Wir wurden nämlich von der „Van Diemen“ aus in Peladju auf ein kleines Motorboot gebracht; unser Gepäck sollte in einer angehängten Praue mitbefördert werden. Da aufser uns noch andere Passagiere, besonders auch eingeborne Deck- und Zwischendeckreisende die Fahrt mitmachten, so waren Boot und Praue bald gefüllt, während noch die Hälfte unseres Gepäcks an Bord war. Ich konnte gerade noch im letzten Moment dem Mario zurufen, er solle an Bord bleiben und für das zurückgebliebene Gepäck sorgen, so ging auch schon die Fahrt los.

Da die Dunkelheit allmählich hereinbrach, so konnten wir nicht mehr viel von der Gegend erkennen. Etwa um 7 Uhr, also in völliger Dunkelheit, legte das kleine Boot an einer kurzen Landungsbrücke fest. Ich bat die drei Herren, welche mit mir reisten, an der Landungsstelle zurückzubleiben und das Ausladen unserer Gepäckstücke zu beaufsichtigen. Ich selber fuhr mit dem einzigen in der Nähe vorhandenen Sado nach dem Hotel Nieuwkerk, welches mir von Herrn Ijzerman empfohlen worden war, um Leute zu holen, die das Gepäck unter Dach und Fach brächten.

Zunächst wurde mir in dem Hotel, dem einzigen des Platzes, erklärt, dafs alle Zimmer vergeben seien, und dafs an eine Unterbringung von vier Herren gar nicht zu denken sei. Höchstens ein Zimmer mit einem Bett sei frei zu machen, da der Herr, welcher es bisher bewohnte, am Abend ausziehen wolle. Nachdem ich lange genug mit dem malaiischen Mandur resultatlos verhandelt hatte, suchte ich mir den Hotelbesitzer, Herrn Nieuwkerk auf, einen würdigen, alten Herrn mit schneeweifsem Haar, der schon ein Menschenalter hindurch in diesem ungesunden Lande den Unbilden des Klimas standhält. Ich sprach ihm von der Empfehlung des Herrn Ijzerman und setzte ihm auseinander, dafs wir nichts weiter gebrauchten, als einen gedeckten Raum, in dem wir unsere eigenen Feldbetten aufschlagen könnten. Das veränderte dann die Scene. Wir wurden in Gnaden angenommen. Nun aber hatte ich die gröfste Mühe, jemand zu bewegen, sich unseres Gepäcks anzunehmen. Endlich hatte ich einen Mann erwischt, der sich erbot, die Sachen mit einer Praue zu Wasser ans Hotel zu bringen. Ich setzte mich also wieder in den Wagen, um zu dem Landungsplatz zurückzufahren. Unterwegs kamen mir aber schon meine drei Reisegefährten mit einer Kulikarawane entgegen. Zum Glück hatten sich nach und nach einige Arbeiter an der Landungsstelle eingefunden, so dafs wir jetzt in kurzer Zeit alle Gepäckstücke, welche mitgekommen waren, unter Dach und Fach hatten.

Wir hatten zwei Räume in dem Hotel zur Verfügung, das eben leer gewordene Zimmer mit einem Bett und einen verandaartigen Vorraum, der durch Segeltuch an den Seiten und vorne dicht gemacht worden war. Herr Fleischer und ich nahmen von dem Zimmer Besitz, während die beiden andern Herren in dem luftigen Vorraum ihre Wohnung aufschlugen. In wenigen Minuten waren die nötigen drei Feldbetten aufgestellt, und wir konnten nun endlich in Ruhe zum Abendessen die letzten Plätze an der langen Hoteltafel einnehmen.

Die Tischgesellschaft war sehr bunt zusammengesetzt: Ingenieure und Bauaufsichtsbeamte der Petroleum-Gesellschaft, Kaufleute, Gold- und Petroleumsucher nahmen hier vorübergehend ein Absteigequartier. Mein Tischnachbar war ein deutscher Landsmann aus Baden, der ins Binnenland reisen wollte, um zu erforschen, ob dort Ländereien für Kautschukplantagen zu finden und zu erwerben seien. Er hatte sich schon länger mit den einschlägigen Fragen beschäftigt, und es war mir deshalb sehr



Eine Kanalstrafse in Palembang.

interessant, nach Tisch noch ein Stündchen mit ihm über Gewinnung und Handel von Kautschuk und Guttapercha zu plaudern. Inzwischen war Mario mit unserm übrigen Reisegepäck in das Hotel gekommen, nur mein Blechkoffer und eine Konservenkiste fehlten, sie hatten bei der zweiten, überstürzt eiligen Abfahrt des kleinen Motorbootes noch an Bord der „Van Diemen“ zurückbleiben müssen. Da ich Marios Umsicht vertraute, so beunruhigte mich das Fehlen der beiden Stücke nicht weiter, ich schlief die Nacht sehr ruhig und angenehm zum ersten Mal in meinem Feldbett.

Am Dienstag Morgen gings früh mit der Sonne heraus. Erst jetzt im Tageslicht konnte ich die verzwickte Bauart unseres Hotels verstehen. Das ganze Hotel besteht aus einzelnen Pavillons mit je vier bis sechs Zimmern. Alles steht auf hohen Pfählen. Die Verbindung ist durch Laufbrücken hergestellt. Zur Flutzeit steht der gröfsere Teil des Gebäudes direkt im Wasser, bei der Ebbe tritt das Wasser ganz zurück, so dafs selbst in dem Kanal oder

Flufsarm hinter dem Hotel nur eine schmale Wasserrinne in einem breiten Schlammbett übrig bleibt. Am Wasser rückwärts gegenüber dem Hotel stehen die Ataphäuser der Eingebornen, alle auf hohen Pfählen. Zu dem Wasser führen Treppen hinab, an denen die Kähne und Prauen anlegen und von denen aus die Familienmitglieder ihr Bad im Flufs nehmen, die Frauen Geschirr und Wäsche spülen. Diese Kanäle und Flufsarme ziehen sich zusammenhängend wie ein Strafsennetz durch die ganze grofse Stadt hin. Bei mittlerem und hohem Wasserstande entwickelt sich auf allen diesen unzähligen Wasserläufen ein reges Getriebe. Gemüse- und Fruchthändler und Kaufleute aller Art kommen mit ihren Prauen oder mit den gedeckten Kähnen an die Häuser und bieten ihre Waren an. Boote, welche Personen befördern, schiefsen her und hin. Man gewinnt den Eindruck, als ob nur das Wasser das Leben und den Verkehr der Stadtbewohner ermöglicht. Palembang ist das malaiische Venedig.

Wie in Venedig, so liegen auch in Palembang die öffentlichen Gebäude, die Post, die Festung, das Gesellschaftsgebäude der Societät, das Palais des Residenten mit den dazugehörigen Büreaus auf einer inselartigen Erhebung, deren Fläche über dem Hochwasserspiegel gelegen ist. Die eigentliche Stadt aber ist auf Pfählen im Sumpf erbaut. Die Häuser der Eingebornen kehren ihre Vorderseite dem Wasser zu, sie liegen dicht gedrängt zu beiden Seiten des breiten Musistromes und an den Kanälen und Flufsarmen, welche das niedere Sumpfland durchziehen. Zum Verkehr zur Zeit des niedern Wasserstandes dienen einzelne Strafsenzüge, welche die Kanäle auf Brücken überschreiten. Das Hotel liegt mit der Rückseite an einem Kanal, die Vorderseite ist dem Wiesenplan zugekehrt, an dessen anderer Seite das Fort liegt. Der feste Grund vor dem Hotel ist gartenartig angelegt. Blumenbeete giebts allerdings nicht, der Boden ist fast ganz kahl; das hochsteigende Wasser überschwemmt ihn dann und wann und verhindert die Entwickelung von Gras und Kraut; es ist also nur ein Baumgarten, der durch hölzerne Laufbrücken in einzelne Quadrate geteilt ist. An den Bäumen wachsen hier, wie auch sonst in der Stadt und ihrer Umgebung, reichlich epiphytische Farne, unter denen ich zu meiner Freude auch einige Niphobolusarten entdeckte, Vertreter derjenigen Gruppe, auf deren Verbreitung über die grofse Insel ich mein Augenmerk ganz besonders zu richten hatte.

Mario, der schon am frühen Morgen ausgezogen war, traf

noch am Vormittag mit den vermifsten Gepäckstücken ein. Mir blieb nun für diesen Tag noch die Aufgabe, die Reisegelegenheit für uns zu gewinnen, d. h. Plätze auf dem Flufsdampfer zu belegen und für die anschliefsende Überlandreise Wagen und Karren zu mieten. Der letztere Teil dieser Aufgabe war ohne grofse Mühe zu erledigen. Der Resident, Herr Monod de Froideville, mit dem ich bei meinem Besuche von dieser Angelegenheit sprach, übernahm es in liebenswürdigster Weise, selbst mit dem Annehmer zu verhandeln. Die Annehmer, deren es in jeder Residentschaft giebt, sind privilegierte Pferdehalter, etwa wie ehemals bei uns die Posthalter. Sie müssen die Reisegelegenheit für die Beamten des Gouvernements immer bereithalten und können auch Privatpersonen gegen Bezahlung befördern. Der Herr Resident verabredete also mit diesem malaiischen Posthalter, dafs er uns aus seinen Filialen im Binnenlande die nötige Anzahl von Wagen und Karren stellen sollte, die Reiseroute von Muara Enim bis Kepahiang, die Tagestouren wurden besprochen und der Preis festgesetzt. Ich hatte dann nur noch nach Landessitte die Hälfte des bedungenen Preises im Voraus zu bezahlen und konnte schon am Mittag den Reisegenossen die frohe Mitteilung machen, dafs dasjenige, wovon ich die gröfsten Schwierigkeiten erwartet hatte, dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Residenten glatt erledigt sei.

Weniger leicht gelang es mir, die Plätze für die Schiffsreise zu belegen. Ich versuchte, den Annehmer, der auch der Besitzer des Schiffes ist, in seinem Büreau zu treffen. Er war nicht anwesend, und um seiner habhaft zu werden, liefs ich meine Karte und Hoteladresse dort und begab mich zur Reistafel ins Hotel. Um 4 Uhr, nach dem Bade, machte ich mich wieder auf den Weg, um den Annehmer zu treffen. Er war wieder nicht zu Hause, und als ich ins Hotel zurückkehrte, hörte ich, dafs er inzwischen dagewesen sei. Meine Reisegefährten hatten aber die Wichtigkeit und Bedeutung dieses Mannes, der Dampfschiffe besitzt und in jeder gröfseren Stadt des Bezirks seine Agenten und seine Pferde hat, nicht erkannt. Sie hatten ihn wie einen gewöhnlichen Kuli behandelt und ihm gesagt, er solle in einer halben Stunde wiederkommen. Wenn ich auch wohl nicht erwarten durfte, dafs der Mann daraufhin noch einmal kommen werde, so mufste ich nun doch im Hotel bleiben, und weitere Unternehmungen bis zum nächsten Morgen verschieben.

Am Mittwoch früh versuchte ich noch zweimal den Hadji An-

nehmer zu treffen, aber ohne Erfolg. Kurz entschlossen setzte ich mich deshalb 1/29 Uhr in das kleine Motorboot, welches regelmäfsige Fahrten zwischen Palembang und Peladju macht, und fuhr zu dem Herrn Ijzerman. Zu meinem Glück war gerade der chinesische Geschäftsführer des Annehmer in Peladju anwesend, mit dem sogleich an Ort und Stelle alles abgemacht werden konnte. Ich hatte dann vor der Rückfahrt nach Palembang noch Gelegenheit, mich in der neuentstandenen Stadt der Petroleum-Matschappij umzusehen. Die Wohnungen der Europäer liegen alle in Gärten an einer breiten Strafse, der Ijzermanstrafse, welche am Abend elektrisch erleuchtet ist. Alle Häuser sind in dem gleichen Villenstil auf Pfählen erbaut, geräumig und sauber und im Innern mit allem Komfort ausgestattet. Ein Arzt wohnt ständig im Ort, ein Krankenhaus war im Bau begriffen. Vor dem Ort liegen die grofsen Petroleumtanks, welche aus Eisenblech hergestellt sind und etwa das Aussehen haben, wie die Gasometer einer europäischen Gasanstalt. Das Petroleum wird von dem Fundort Muara Enim aus, welcher etwa 180 Kilometer weiter landeinwärts liegt, in Eisenröhren nach Peladju geleitet, von wo es aus den Tanks direkt auf die Seeschiffe verladen werden kann.

Als ich nach Palembang zurückgekehrt war, besuchte ich zunächst die „Al Norie“, das Dampfboot, welches uns stromauf bringen sollte, begrüfste den Kapitän oder richtiger Obermaschinisten, der nach gesetzlichen Bestimmungen immer ein Europäer sein mufs, und sah mir die Fahrgelegenheit etwas näher an. Aufser uns vieren waren noch zwei weitere Passagiere der ersten Klasse angemeldet. Da aber das Schiff sechs Kabinen besafs, so konnten wir trotzdem alle ganz gut unterkommen. Der Kapitän sagte, dafs er uns spätestens um 1/25 Uhr an Bord erwarte. So hatte ich noch Zeit genug, die Gefährten zu benachrichten und zu packen. Das Gepäck wurde dann wieder der Obhut des Mario anvertraut, der es mittelst einer Praue vom Hotel weg zum Schiff brachte. Wir übrigen machten uns mit Sados auf den Weg zur Al Norie, die uns für die nächsten drei Tage eine ganz komfortabale Unterkunft gewährte.

Das Schiff ist ein Raddampfer, die kleine Maschine wurde mit Knüppelholz geheizt, von dem ein ganzer Vorrat auf dem Verdeck und neben dem Heizraum mittschiffs aufgestapelt war. Aufser dem eigentlichen Verdeck ist ein Oberdeck vorhanden, welches durch ein Dach aus Palmenblättern gegen Sonne und Regen geschützt ist und auch seitlich durch Vorhänge von Segeltuch abgeschlossen werden kann.



„Al Norie."

Der von der Maschine aus nach rückwärts gelegene Teil des Schiffes ist für die eingebornen Passagiere bestimmt. Dort herrschte ein buntes Gedränge von Männern, Frauen und Kindern. Auch einige Soldaten waren darunter. Der vordere Teil des Schiffes war fast ganz für uns Passagiere der ersten Klasse reserviert. Vier Kabinen sind auf dem Hauptdeck vorhanden, zwei weitere, nebst der für den europäischen Kapitän bestimmten, auf dem oberen Deck. Daneben bleibt oben noch ein freier Raum, das sogenannte Promenadendeck; derselbe wird von dem in der Mitte stehenden Tisch und den herumstehenden Sitzgelegenheiten so ziemlich ausgefüllt. Sehr angenehm empfanden wir es, dafs in der Schiffsmitte neben der Maschine eine kleine Badekammer vorhanden war. Die Kommandobrücke mit dem Steuerruder befindet sich ganz vorne im Schiff auf dem Oberdeck. Damit der Steuermann sehen kann, wohin das Schiff geht, ist oben am Dach eine Stange in der Verlängerung der Längsachse des Schiffes ausgesteckt, von deren Spitze ein Knüppel herabhängt.

Zur festgesetzten Zeit, um 5 Uhr, setzte sich das Schiff stromauf in Bewegung. Die Führung des Schiffes liegt ganz in den Händen zweier malaiischer Manduren, die sich von Wache zu Wache

ablösen. Ein malaiischer Matrose steht am Ruder. Der Mandur steht ernst und vornehm daneben und giebt durch ein kurzes Kommandowort oder durch eine kaum merkliche Handbewegung die Anweisung für die auszuführende Bewegung. Das Steuern des kleinen Fahrzeugs erfordert deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil sich in dem Flufsbett häufig Sandbänke bilden, die umgangen werden müssen, und weil man dem schweren Treibholz ausweichen mufs.

Wir fuhren langsam den breiten Strom hinauf. Zu beiden Seiten der weiten Wasserfläche liegen die schmucken Häuser der Malaien und Chinesen. Toko (chinesisches Kaufhaus) reiht sich an Toko, Einbäume und gedeckte Boote, die malaiischen Gondeln, vermitteln den Verkehr. Hochbeladene Prauen und Fischerboote gleiten langsam vorüber. In der Nähe der Ufer baden Kinder und Erwachsene. Von Zeit zu Zeit kommen wir an den Einmündungen von Flufsarmen und Seitenkanälen vorbei, man sieht dann weit ins Land hinein dieselbe Scenerie. Alle Häuser öffnen sich nach der Wasserseite hin. Die braunen und gelben Bewohner stehen vor den Häusern oder in ihren Booten und sehen unser Schiff vorüberfahren. Allmählich bricht die Dämmerung herein, nach einstündiger Fahrt sehen wir die letzten einzelnen Häuser der grofsen Stadt, im Abenddunkel blitzen die Lichter aus den Wohnungen herüber. Dann folgt auf beiden Ufern dunkler Buschwald.

Auf unserm Schiffe brannten längst die Lichter, als ich mich endlich von dem schönen Bilde losrifs, welches zeitweilig durch die vor uns untergehende Sonne mit besonderem Glanze verschönt war und welches neuen Reiz gewann, als die Schatten der Dämmerung sich über die Ufer herabsenkten und als die letzten Lichtreflexe auf den kurzen Wellen des gewaltigen Stromes zitterten. Über dem Tisch auf unserm Oberdeck war eine Hängelampe angezündet worden. Nach vorne hin wurde der Raum durch eine Segelleinwand gegen den Luftzug abgesperrt, so konnten wir uns behaglich um das Licht versammeln. Die beiden Europäer, welche aufser meinen Reisegenossen mit mir als Passagiere der ersten Klasse die Stromfahrt mitmachten, waren zwei holländische Offiziere, die sich als sehr angenehme Gesellschafter erwiesen. Der eine derselben, Oberst Christan, der Höchstkommandierende der Residentschaft, befand sich auf einer Inspektionsreise, um die einzelnen kleinen, über das weite Land zerstreuten Militärlager der

Kolonialarmee zu revidieren. Der zweite, Kapitän Nolthenius, ging im Auftrage des Bureaus für die Landesvermessung zu Batavia hinaus, um die Lage eines neu angelegten Fixpunktes auf einem Gipfel des Gumehgebirges geometrisch zu bestimmen. Ich verdanke den Herren, welche das Land, das ich durchziehen wollte, zum Teil aus langjähriger Erfahrung kannten, manche wertvolle Aufklärung und manchen guten Rat. Sehr wichtig war es mir, von ihnen zu hören, dafs ich viel leichter den Urwald erreichen könne und viel interessanteres Terrain durchreisen werde, wenn ich, statt der Marktstrafse über Tebing Tinggi zu folgen, von Lahat aus in südlicher Richtung an dem Lematangflusse stromaufwärts gehe bis Bandar und von dort in nordwestlicher Richtung an dem Fufs des gewaltigen Vulkans Dempo vorüber an den Musi zurückkehre, um das in seinem Oberlauf gelegene Kepahiang zu erreichen. Da die Herren mir versprachen, bei dem Agenten des Annehmers diese Änderung der Reiseroute trotz des abgeschlossenen Vertrages durchzusetzen, so war ich schnell entschlossen, dem Rate der Kundigen zu folgen. Wir mufsten auf dem neuen Wege an dem Gumehgebirge vorbeikommen, auf dessen höchstem Gipfel, dem Bukit besar, der Kapitän Nolthenius einige Tage lang mit Vermessungsarbeiten zu thun hatte, und der Kapitän lud uns schon jetzt ein, ihn dort oben zu besuchen. Die Aussicht, diesen vom Fufs bis zum Gipfel mit Urwald bedeckten Berg auf den für den Kapitän und für den Transport seines Universalinstrumentes hergerichteten Pfaden ohne grofse Mühe besteigen zu können, war für mich besonders verlockend und ein Hauptgrund zur Änderung der ursprünglichen Reiseroute.

Um 8 Uhr wurde auf unserm Schiff zu Abend gespeist. Frisches Fleisch und Getränk auf Eis war zur Genüge vorhanden. Es ist lächerlich, wie bequem das Reisen selbst hier in dieser kulturfernen Gegend gemacht wird. Nach Tisch wurde die übliche Cigarre geraucht und in der Abendkühle behaglich geplaudert. Gegen 11 Uhr zog ich mich zu angenehmer Ruhe in meine Kabine zurück, die etwa die Gröfse der Kabinen in einem Eisenbahnschlafwagen hatte.

Die Landschaft, welche die Morgensonne des nächsten Tages um uns beleuchtete, war wenig verändert. Die Flufsufer schienen etwas näher an einander gerückt als am Tage vorher. Sie waren stellenweise mit einem schmalen Saum von Röhricht bestanden, dahinter stieg das Land einige Meter hoch über dem Wasserspiegel empor, so dafs hier der Boden dem Einflufs der Gezeiten des Meeres

entzogen ist. Die Vegetation des Uferrandes wird von Waldbäumen gebildet oder von Bambusgebüschen. Auch Palmenhaine und Kapokpflanzungen werden sichtbar, zwischen denen vereinzelte Häuser der Eingebornen liegen. Seltener sind Pisanganpflanzungen zu sehen und Reisfelder. Die letzteren sind nicht Sawahfelder, die unter Wasser gesetzt werden können, sondern Ladangs, d. h. trockene Felder, auf denen eine besondere Reisvarietät angebaut wird, welche mit geringerer Feuchtigkeit sich begnügt. Einen eigenartigen Stempel drücken die Kapokwäldchen der Landschaft auf. Die Kapok- oder Wollbäume (Eriodendron) haben einen geraden Stamm, aus dem in gleichmäfsigen Abständen drei oder vier Quirle von langen, genau wagerechten Ästen entspringen. Alle Bäume haben annähernd gleiche Höhe. Da diese Bäume damals fast kahl oder doch nur spärlich belaubt waren, so sahen die Anpflanzungen einem Walde von Schiffsmasten ähnlich. Die wolligen, seidigglänzenden Samenhaare aus den Früchten dieses seltsamen Baumes werden von den Eingebornen als Polstermaterial verwendet.

Noch vor 7 Uhr am Morgen fuhr unser Schiff aus dem Hauptstrom des Musi in einen rechtseitigen Nebenflufs, den Lematang, ein. Das Landschaftsbild blieb im allgemeinen unverändert. Von Zeit zu Zeit trafen wir an den Ufern zwischen Bananen, Kapok und Kokospalmen kleine Dussuns (Dörfer der Eingebornen), deren Einwohner neugierig ans Ufer kamen, um uns zu sehen. In der Nähe der Dörfer belebten meist kleine Kähne und Boote und badende Männer, Frauen und Kinder das Wasser. An einigen Dussuns hielten wir an, um Holz einzunehmen. Die Eingebornen erwarteten am Ufer stehend das Schiff. Sobald es festgemacht war, ergriff jeder von ihnen zehn Stück der aufgeschichteten Holzknüppel, um sie an Bord zu bringen. Ein Mandur zählte laut im singenden Ton die beladen am Bord kommenden Holzträger, die, wenn sie ihre Last abgelegt hatten, zurückkehrten, um eine neue zu holen. Ich kletterte jedesmal, wenn das Schiff um Holz einzunehmen anhielt, sofort ans Land, um zu botanisieren, und kam mit Moosen, Farnen und blühenden Pflanzen beladen wieder an Bord zurück, sobald die Dampfpfeife des Schiffleins das Zeichen gab, dafs die nötige Anzahl von Holzknüppeln eingeladen sei.

Zwischen den Dorfschaften am Ufer war die Scenerie häufig ganz urwaldartig. Rotangs wanden sich am Ufer empor durch das Dickicht, andere Lianen hingen wie grüne Vorhänge von den hohen Bäumen herab, zwischen denen sich hier und da ein Waldbaum



Holzträger, welche die „Al Norie“ mit neuem Brennmaterial versorgen.

ganz mit violetten Blüthen überdeckt auffällig von dem tiefen Grün abhob. Affen huschten in gröfseren Scharen durch die Bambusgebüsche oder schauten neugierig von den hohen Ästen auf uns herab. Am späten Abend gegen 11 Uhr hatten wir noch ein kleines Schiffsunglück; wir safsen plötzlich auf einer Sandbank mitten im Strome fest. Die Maschine ging mit aller Kraft rückwärts. Einige Kulis sprangen über Bord in das flache Wasser, um das Schiff rückwärts zu schieben, von oben aus schoben andere mit langen Bambusstangen. Aber alles war umsonst, wir safsen gründlich fest. Schliefslich wurden die Anker nach rückwärts ausgebracht und mit der Ankerwinde das Schiff nach rückwärts gezogen. Das mufs dann wohl schliefslich geholfen haben: ich habe den Erfolg nicht abgewartet, sondern bin ruhig zu Bett gegangen. Als ich aber am Freitag Morgen aufwachte, war bereits alles wieder in schönster Ordnung und das Schiff schon meilenweit über die Unfallsstätte hinaus.

Der Freitag brachte wenig Abwechselung. Die Landschaft behielt denselben Charakter wie am Tage vorher. In der Frühe passierten wir das grofse Dorf Dangku. Am Ufer standen zahlreiche Eingeborne. Der Zugang zum Flufs war mit Guirlanden und Flaggen geschmückt. Man erwartete den Residenten, der seinen



Dorf der Eingebornen mit Missigit (Moschee) am Unterlauf des Lematang.

Besuch in Muara Enim für diesen oder den folgenden Tag angekündigt hatte. Weiterhin folgten ähnliche geschmückte Dörfer zum Teil von stattlicher Gröfse. Die Häuser stehen ausnahmslos auf Pfählen hoch über dem Boden, selbst die Missigit, das mohamedanische Gotteshaus, mit seinem in Absätzen unterbrochenen Dach ist auf Pfählen erbaut und nur durch eine leiterartige Stiege zugänglich. Obst- und Reiskultur, Fischfang, Schiffahrt und Handel bilden offenbar die Erwerbsquellen der Bewohner. Auch Urwaldpartieen mit Lianen und Epiphyten fehlten an diesem Tage nicht. Wir sahen einmal eine ganze Herde schwarzer Affen von der Gröfse eines Schäferhundes im Bambusgebüsch des Ufers und einige Nashornvögel, die schwerfällig über den Baumkronen dahinzogen.

Mit Samstag, den 11. November, war der letzte Tag unserer Schiffsreise angebrochen. Schon bei Sonnenaufgang sah ich den Strom vor uns von Booten belebt. Wir näherten uns der Einmündung des Zuflusses Enim in den Lematang. Die Einfahrt in diesen Seitenflufs, welche nur bei hohem Wasserstande möglich ist, ging glatt von statten, und gegen $^1/_2$7 Uhr legten wir an der Landungsbrücke von Muara Enim fest.

In Muara Enim befindet sich ein Passangrahan d. i. ein dem Gouvernement gehöriges Unterkunftshaus, welches von einem malaiischen Aufseher verwaltet wird. Solche Passangrahans hat die holländische Kolonialregierung in Sumatra überall dort eingerichtet, wo gelegentlich die Beamten der Regierung auf ihren

Reisen einer Unterkunft bedürfen. Sie sind meist immer eine Tagereise weit von einander entfernt über das ganze Land zerstreut. Gewöhnlich enthält das geräumige, vorne mit einer gedeckten Veranda versehene Haus zwei oder drei Zimmer mit Bettstellen; die dazu gehörigen Matratzen, Betttücher und Moskitennetze bewahrt der Aufseher gegen Beschädigung. In einem als Speisezimmer zu benutzenden Vorraum sind aufser den nötigen Tischen und Stühlen in einem Schrank Teller, Tassen, Gläser, Schüsseln, Kannen und Efsbestecke zur Verfügung der Einkehrenden. Eine Badekammer und Raum für Pferde sind gewöhnlich in einem Nebengebäude untergebracht. Ich hatte mir vor der Abreise aus Palembang von dem Herrn Monod de Froideville die Erlaubnis erwirkt, in den Passengrahans in seiner Residentschaft mit meinen Begleitern gegen die übliche Bezahlung an die Aufseher Wohnung nehmen zu dürfen. Selbstverständlich hielt ich es für meine Pflicht, auch den an Ort und Stelle residierenden Beamten, Herrn Kontroleur Veenstra von meiner Absicht, im Passangrahan einzukehren, in Kenntnis zu setzen. Ich begab mich deshalb von Bord der „Al Norie“ direkt zur Wohnung des Herrn Kontroleurs und wurde sehr freundlich empfangen und zum Frühstück eingeladen. Während der Mahlzeit, zu der auch der Kapitän Nolthenius gebeten worden war, wurde dem Herrn Veenstra ein mit der „Al Norie“ eingetroffener Brief des Herrn Monod de Froideville überbracht, worin der Herr Resident mich und meine Reisegefährten dem Wohlwollen der Regierungsbeamten in seiner Residentschaft empfahl. Die Empfehlung, welche Professor Treub mir von Buitenzorg so freundlich mitgegeben hatte, wirkte also weiter und ebnete mir, wohin ich kam, die Wege.

Als ich von dem Besuch bei dem Herrn Veenstra zum Schiff zurückkehrte, waren die drei Herrn schon in den nahebei gelegenen Passangrahan übergesiedelt, und Mario war beschäftigt, mit Hülfe einiger Kulis das Gepäck ebenfalls dahin zu schaffen. Eine Schwierigkeit ergab sich bei der Verabredung unserer Weiterreise mit dem Agenten des Annehmers. Da für den erwarteten Besuch des Residenten Pferde reserviert werden mufsten, da ferner für den Oberst Christan und für den Kapitän Nolthenius Wagen und Pferde bereit gestellt werden sollten, so hatte der Mann nicht genug Pferde und Wagen, um auch für uns die ausbedungene Fahrgelegenheit zu schaffen. Wir mufsten entweder warten oder uns mit Ochsenkarren begnügen.

Wir kamen endlich dahin überein, dafs der Annehmer uns am

Sonntagmorgen früh zwei gewöhnliche Ochsenkarren (Grobak) für unser Gepäck und zwei bessere Karren (Pir) zur Personenbeförderung stellen sollte. Wir wollten dann früh zu Fuſs ausrücken und die Karren nebenher fahren lassen, um sie benutzen zu können, wenn wir ermüdet seien. Herrn Fleischer, der sich nicht ganz wohl fühlte, wollte der Herr Nolthenius, der ebenfalls am Sonntag früh nach der gleichen Richtung aufbrach, in seinem Wagen bis zu unserer nächsten Station, dem Dorf Merapi, mitnehmen. Eine zweite Tagereise hatten wir noch in derselben Weise bis nach Lahat zurückzulegen, wo uns dann der Agent des Annehmers Pferde und Wagen bereit stellen sollte. Die Änderung der in Palembang verabredeten Reiseroute von Lahat ab machte keine Schwierigkeiten weiter, als daſs wir die Mehrkosten der um einige Tagereisen weiteren Strecke nachzuzahlen hatten.

Am Samstag Nachmittag machte ich von dem Passangrahan aus einen Spaziergang in die Umgebung des Ortes. Im Dorfe selbst herrschte reges Leben und Treiben, besonders an der Landungsstelle des Schiffes und vor dem Hause des Annehmers, was wohl mit der Ankunft der „Al Norie“ und mit dem erwarteten Eintreffen des Residenten zusammenhängen mochte. Die Dorfbewohner sind zum Teil handeltreibende Chinesen. Die Malaien treiben Ackerbau. Vor dem Orte sah ich viele trockene Reisfelder (Ladangs), die zur Zeit in Stoppeln standen. Auf den Feldern vergnügten sich Kinder und Erwachsene damit, Papierdrachen steigen zu lassen, eine Spielerei, die ich früher schon in Java kennen gelernt hatte und die in den malaiischen Ländern weit verbreitet zu sein scheint. Das Sirihkauen scheint in dieser Gegend nur von den verheirateten Frauen geübt zu werden, während die Männer ihre Palmblattcigaretten rauchen. Selbstverständlich benutzte ich den Spaziergang, um mich über das Vorkommen epiphytischer Farne zu orientieren, und hatte auch die Genugthuung, eine Art von Niphobolus aufzufinden, welche auf Java das Flachland oder richtiger die Nähe der Küste meidet. Ich durfte also hoffen, daſs mir hier in der Ebene in den nächsten Tagen auch andere seltenere Binnenlandformen begegnen würden. Der Platz für unser Nachtquartier war in dem Passangrahan zu Muara Enim nur knapp bemessen. Der Oberst Christan war am gleichen Tage weiter gereist, aber für den Kapitän Nolthenius muſste eines der drei Zimmer reserviert bleiben. So waren für uns Vier nur zwei Zimmer übrig. Das eine derselben nahm Herr Fleischer, der wie erwähnt, nicht ganz wohl war, ich überlieſs das Doppelbett

des zweiten Zimmers gerne den beiden jüngeren Herrn zur gemeinsamen Benutzung und stellte mir mein Feldbett auf.

Am Sonntagmorgen früh wurde eifrig gepackt, von 6 Uhr an standen schon unsere Ochsenkarren bereit. Herr Fleischer, der sich nach einer ziemlich guten Nachtruhe etwas wohler fühlte, fuhr gegen $^1/_2$7 Uhr mit dem Kapitän Nolthenius davon. Eine halbe Stunde später war endlich unser Gepäck verladen, und wir traten unsere Reise an. Der Weg war gut gehalten, und es war ein Vergnügen in dem schönen Morgen zu marschieren. Ich war so frisch und fröhlich in meinem Gemüt, dafs ich sehr zur Verwunderung der braunen Begleiter ein fröhliches Marschlied anstimmte. Hier und da gab es am Wege etwas Interessantes zu sehen, auch einige Niphobolus und andere interessante Farne traf ich an, die Mario als geschickter Kletterer von den Baumästen herabholte. Die Ochsenkarren fuhren langsam voran oder hinten nach. Die beiden jüngeren Gefährten, welche unterwegs weniger zu sehen fanden, gingen ohne Aufenthalt schnell voran, so dafs ich meistens mit meinem alten Mario allein war. Es war entzückend, so im frischen Morgen durch die sonnig schöne Welt zu ziehen mit keiner andern Aufgabe, als nur an allem Schönen und Interessanten sich zu freuen, das sich dem offenen Auge und Ohr von selber darbietet. Waldige Partieen wechselten mit offenen Feldern und Dörfern im Palmenhain, an den Bachläufen, die den Weg kreuzten, waren Bambusgebüsche und Urwalddickicht. Allerlei Vögel, darunter auch Waldtauben und grüne Papageien, belebten die Zweige oder wiegten sich im Sonnenschein. Kurz und gut, es war ein herrlicher Spaziergang.

Auf halbem Wege nach einigen Wegstunden war Halteplatz für die Ochsen der Gepäckkarren. Ich kaufte in einem Malaienhaus am Wege einige Bananen, gab Mario die Hälfte, liefs ihn zum Ausruhen und zur Aufsicht bei den Gepäckkarren zurück und wanderte allein fröhlich weiter. Da die Personenkarren vorauf waren, so glaubte ich, die beiden voraus geeilten Herren würden, sobald es ihnen zum Gehen zu warm würde, die Wagen erwarten und halten lassen, bis ich auch herankam. Es kam aber anders. Die beiden Herren hatten nicht gewartet, sondern waren bis nach Merapi zum Passangrahan voraus gegangen; die Karrenführer waren irgendwo seitwärts vom Wege im Schatten sitzen geblieben, so dafs ich vorbei zog, ohne sie zu bemerken. So blieb mir denn nichts anders übrig, als auch den ganzen Weg zu Fufs zurückzu-

legen. Der Weg von Muara Enim nach Merapi ist nicht sehr weit, es handelt sich im ganzen nur um etwa drei deutsche Meilen, die man, wenn man nicht durch Sammeln und Beobachten aufgehalten wird, bequem in vier Stunden zurücklegen kann. Aber da ich unterwegs fleifsig botanisiert hatte und also nur langsam voran gekommen war, so hatte ich die letzte Wegstrecke bei senkrechtstehender Sonne zu marschieren, was manchen Schweifstropfen kostete.

Erst um 1 Uhr traf ich im Passangrahan zu Marapi ein. Da die Gepäckkarren noch weit zurück waren, so hatte ich nichts zu essen als einige Kakes und Bananen, und als Getränk Thee, den mir der Aufseher des Passangrahans bereitete. Das war für meinen Appetit nur eine schwache Vertröstung. Ich ruhte nun eine Stunde aus und erfrischte mich dann durch ein Bad, wodurch die kaum beschwichtigte Efslust wieder lebhaft angeregt wurde. Von unsern Gepäckkarren war aber immer noch nichts zu sehen. So ging ich denn barfufs, nur mit Hemd und Hose bekleidet, — den Ersatz für die vom Schweifs durchnäfste Oberkleidung mufste gleichfalls erst der Gepäckkarren bringen — zu dem malaiischen Aufseher auf die Veranda seines Hauses, um mich mit ihm ein wenig zu unterhalten und zu sehen, ob ich nicht doch etwas zu essen haben könnte. Durch mein Erzählen über Woher und Wohin hatte ich bald die Scheu der braunen Leute vor der andern Rasse überwunden. Als ich mich gar nach dem Alter und den Tugenden ihrer Kinder erkundigte und auch sonst Interesse für ihre Lebensverhältnisse zeigte, als ich von Zweck und Ziel meiner Reise sprach und von der fernen Heimat, in der ich mein Weib und Kind fast dreiviertel Jahr lang allein zurückgelassen hatte, da hatte ich leicht ihre Herzen gewonnen. Ein brauner Frauenarm erschien hinter dem Vorhang, der den Eingang des Hauses verdeckt, und reichte für den Fremdling eine Schüssel heraus voll brauner Duriansuppe, in der einige Termiten schwammen. Ein Teller mit Reis folgte auf demselben Wege, auch zwei hartgesottene Eier, einige Bananen und eine Tasse Thee wurden mir gebracht. Ich habe alles redlich und mit Appetit verspeist, auch die Duriansuppe, welche nichts mehr von dem unangenehmen Geruch der Fruchtschale an sich hatte und etwa wie eine norddeutsche Apfelsuppe schmeckte. Nur die dicken Leiber der Termiten, welche dem malaiischen Gaumen ein besonderer Leckerbissen sind, habe ich sorgfältig vermieden, ohne sie auch nur probiert zu haben. Von einer Bezahlung der genossenen

Mahlzeit wollte der braune Gastfreund nichts wissen, ich konnte mich aber bei meinem Weggange dadurch erkenntlich zeigen, dafs ich dem Liebling des Vaters, einem halbwüchsigen braunen Bürschchen, ein Geschenk in die Hand drückte.

Am späten Nachmittag kamen unsere Karren, und wir hatten zum Abend vollauf zu essen. Meine drei Reisegefährten beschlossen nun, gleich am Abend noch mit den Ochsenkarren nach dem etwa drei Meilen entfernten Lahat weiterzufahren. Da es mir widerstrebte, mich im Trauerschritt bei Nachtzeit durch das schöne Land schleppen zu lassen, und da ich ja auch meine Aufgabe, die Vegetation zu studieren, nur bei Tageslicht erfüllen konnte, so verzichtete ich gern auf die liebliche Fahrgelegenheit und liefs die Drei mitsamt dem Gepäck in dunkler Nacht allein von dannen ziehen.

Als ich mich am Montag früh $^1/_2 5$ Uhr aus dem bequemen Bett des Passangrahans erhob, war es draufsen noch stockfinster. Einige Reste vom Abendessen, gebratenes Huhn und Brot, bildeten mein Frühstück. Dann schob ich einige Bananen in meinen Rucksack, und Punkt 5 Uhr war ich zum Aufbruch bereit. Ich bezahlte mein Nachtquartier nach der Taxe, tauschte mit dem malaiischen Hausvater unter herzlichem Händedruck die freundschaftlichsten Wünsche aus und machte mich auf den Weg nach Lahat.

Im Osten begann es zu dämmern, das Dorf lag noch still und stumm, aber draufsen vor dem Orte sang und zwitscherte es schon in den Büschen am Wege. Ich war in meinem Herzen recht fröhlich und wohlgemut; all die schönen alten Wanderlieder fielen mir ein: Wer recht mit Freuden wandern will, der geh' der Sonn' entgegen; Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.

Allmählich wurde es heller und heller, und als ich eine Stunde lang gewandert war, da ging die goldene Sonne am Firmamente auf und alles blitzte und funkelte in neuem Glanze. Die Gegend war zuerst ziemlich einförmig. Zwischen Busch und Baum lief die Strafse dahin ohne merkliche Steigung und Senkung, so dafs eben von der Landschaft nicht viel mehr zu sehen war, als was direkt am Wege lag. Bald nach Sonnenaufgang fand ich mitten auf der Strafse einen grofsen schwarzen Skorpion. Da ich meine schwer benagelten Bergschuhe trug, so brauchte ich mich vor ihm nicht zu fürchten. Ich kitzelte ihn ein wenig mit dem Golok, wodurch er veranlafst wurde, seine Verteidigungsbewegungen zu machen.



Landschaft zwischen Merapi und Lahat mit dem Bukit Serilo.

Er griff mit seinen Scheeren über sich, um das Eisen zu halten, und hackte dann wütend mit dem nach oben gekrümmten Schwanzstachel darauf herum. Für einen barfüfsigen Eingebornen mufs ein solcher Bursche wohl gefährlich sein. Als die Sonne allmählich höher stieg, wurde auch die Gegend wechselvoller und schöner. In der Ferne tauchte über den Bäumen am Wegrande ein eigentümlich geformter Berg auf, der Bukit Serilo, der mit seiner steil aufragenden Spitze einer Pickelhaube gleicht und, nach allen Seiten weithin sichtbar, geradezu eine Landmarke für diesen Teil von Sumatra bildet.

Der Weg, welcher bisher ziemlich geradeaus durch die Ebene gelaufen war, neigte sich abwärts und machte Biegungen, um die Steigung zu verringern. Ich kam an einer Bananenpflanzung vorbei hinab in das seichte Thal des Lematangflusses, der hier etwa noch die Breite der Lahn bei Marburg hat. Eine ziemlich neue Holzbrücke führt den Weg ans andere Ufer. Jenseits lag im Kokoswalde ein grofses Dorf, dessen Bewohner von ihren Häusern aus mir neugierig nachschauten. Hinter dem Dorfe stieg die Strafse wieder ein wenig und führte mich so aus dem Flufsthal wieder auf die Ebene. Zeitweilig hatte ich nach links einen freien Blick auf den Flufs und den allmählich hinter mir zurückbleibenden Serilo. Weiterhin nahm die Gegend wieder den vorigen Charakter an, der

Weg war von Busch und Baum gesäumt, welche die Aussicht in die Ferne verdeckten.

Da auch die Vegetation hier nicht sehr abwechselungsreich war, so war es mir ganz angenehm, dafs ich ab und an indische Reisegesellschaft fand. Die braunen Leute, welche mir entgegenkamen, fragten allemal, woher und wohin, worauf ich immer gerne Antwort erteilte, um dann die gleiche Frage zu stellen. Oft wurde ich auch nach dem Zweck meiner Reise gefragt, ich pflegte dann zu antworten: Ich bin ein Doktor daun dan binatang, ein Pflanzen- und Tierdoktor; oder ich untersuche die Pflanzen, ob ein Obat, ein Heilmittel darin ist. Da das Obat im Leben des Malaien eine grofse Rolle spielt, so war diese Erklärung der Auffassung der Leute besonders zugänglich und man gab sich meist damit zufrieden. Die bei jeder Begegnung wiederkehrende Frage piggi mana tuan = wo gehst Du hin, Herr? ist, wie man mir sagte, ein Überbleibsel aus früherer Zeit, wo die Eingebornen durch das Gesetz für Gut und Leben jedes Europäers, dem sie begegneten, verantwortlich gemacht waren. Stiefs dem Europäer ein Unfall zu, wurde er beraubt oder bestohlen oder verschwand er gar gänzlich, so war allemal derjenige Eingeborne haftbar, der ihm zuletzt begegnet war. Es hatte also für jeden Eingebornen grofse Wichtigkeit, zu wissen, wohin der Europäer sich begab, den er unterwegs antraf. Jetzt reist der Europäer dort ebenso sicher, als in den civilisierten Ländern, so dafs man auf ein derartiges Gesetz verzichten konnte. Das piggi mana ist aber geblieben und hat fast die Bedeutung eines Grufses gewonnen.

Zeitweilig hatte ich auf der Tour am Montag die Gesellschaft eines Karrenführers, der irgend wohin zu Markt fuhr und mir über die Landessitten und Lebensgewohnheiten mancherlei Aufschlüsse gab. Auch ein wandernder Kuli, ein reisender Handwerksbursche ins Indische übersetzt, zog eine Strecke weit mit mir desselben Weges; er bat mich, nachdem wir mit einander bekannt geworden waren, ganz nach europäischem Muster um ein paar abgelegter Hosen, die er in meinem Rucksack vermutete. Ich mufste ihn leider abschlägig bescheiden, da ich nur das Allernötigste bei mir trug. Ich hatte noch einmal ein gröfseres Dorf im Palmenwalde zu passieren und traf schon gegen 10 Uhr in Lahat ein. Ein Chinese, den ich am Eingang des Ortes traf, führte mich liebenswürdig zum Passangrahan, wo ich meine Reisegefährten und aufserdem auch den Oberst Christan und den Kapitän Nolthenius wieder antraf.



Der Benteng in Lahat.

Lahat ist der Sitz eines Assistent-Residenten und hat eine kleine Garnison, die in einem besonderen Gebäudekomplex, dem Benteng, untergebracht ist. Die luftigen und sehr zweckmäfsig angelegten Häuser dieses Militärlagers sind von einem hohen Drahtgitter umgeben und aufsen noch durch Drahtverhaue gesichert, so dafs das Ganze ein Befestigungswerk bildet, welches wohl gegen die nicht mit weittragenden Schufswaffen versehenen Eingebornen ausreichend stark ist.

Meine Reisegenossen waren, von der nächtlichen Fahrt in den federlosen Karren tüchtig durchgeschüttelt — eine Stunde nach Mitternacht in Lahat eingetroffen und hatten dort den Passangrahan von den beiden Offizieren bewohnt gefunden. Bis sie dann in das von innen verschlossene Haus gelangt waren und sich mit ihren Feldbetten notdürftig eingerichtet hatten, waren weitere Stunden vergangen, so dafs sie von der Nachtruhe nicht viel gehabt hatten. Es war kein Wunder, dafs Herr Fleischer sich wieder schlechter befand, als am Tage vorher. Durch die Vermittelung der Herren Christan und Nolthenius bekamen wir von dem Herrn Assistent-Residenten einen Empfehlungsbrief für den Kontroleur in Bandar. Auch bei der Verabredung mit dem Agenten des Annehmers bezüglich der Fortsetzung unserer Reise mit Pferdewagen waren die Herren uns in liebenswürdiger Weise behilflich. Wir beschlossen noch am gleichen Tage, die Reise bis zum nächsten Passangrahan fortzusetzen. Ausschlaggebend war dabei der Umstand, dafs Herr Fleischer so bald als möglich gebirgiges Terrain erreichen wollte, weil er von dem kühleren Klima die Besserung seiner Gesundheit erwartete. Unser Gepäck mufste allerdings bis auf einzelne Stücke, die wir mit in den Wagen nehmen konnten, hinter uns zurück-

bleiben, da die Ochsenkarren, die wir zu seiner Beförderung benutzen mufsten, viel langsamer voran kamen als die Pferdewagen. Mario blieb bei dem Gepäck zurück, und wir beschlossen, in dem hochgelegenen Bandar, das wir in zwei Tagen erreichen konnten, so lange zu verweilen, bis auch Mario mit dem Ochsenkarren dort eingetroffen sein würde.

Um 2 Uhr am Nachmittag ging die Reise weiter. Wir hatten zwei zweiräderige Wagen mit je drei Pferden breit bespannt, in denen wir je zu zweien ganz bequem Platz fanden. Die Landstrafse, welche sich von Lahat ab in ihrer Hauptrichtung nach Süden wendet, läuft oberhalb des Lematangflusses durch waldiges Terrain, meist durch Bambusgebüsch. Bisweilen hatten wir nach der Flufsseite hin freien Ausblick. Unten blinkte die breite Wasserfläche durch das Ufergebüsch, dahinter dehnten sich weite Grasflächen bis an die Hügel im Hintergrunde. Auch sie tragen nur stellenweise Wald und erinnern durch die mit Gras bewachsenen grünen Hänge und Kuppen an die Allgäuer Berge. Unsere Pferde trabten munter durch den lichten Uferwald, von Zeit zu Zeit überholten wir Ochsenkarren, welche aus dem eingeleisigen Fahrwege ausbogen und zur Seite hielten, sobald sie den Peitschenknall unserer Kutscher hörten. So kamen wir schnell vorwärts und allmählich immer mehr bergab an das Ufer eines Seitenflusses, den wir in einer Furt zu überschreiten hatten. Die Fähreinrichtung an dieser Furt ist äufserst primitiv. Das Flufsbett ist sehr steinig. An einer Stelle, welche von gröfseren Steinen frei ist, hat man die Trajektfähre angelegt. Ein Bambusflofs liegt an einem quer über den Flufs gespannten Seile fest. Auf dieses Flofs wurden nun zuerst drei von unsern Pferden gebracht. Ein brauner Mann, der auf dem Flofs hockte, zog dasselbe an dem Seil hinüber ans andere Ufer, ein zweiter Mann, der bis zu den Hüften im Wasser stand, schob nach und verhinderte, dafs das Flofs durch die Strömung seitwärts gedrängt wurde. Als das Flofs am andern Ufer festlag, wurden die Pferde ans Land geführt und durften dort frei im Grase herumlaufen, bis auch die übrigen Pferde und die Wagen samt den Personen in gleicher Weise herübergeführt waren. Dann wurde wieder eingespannt, und die Fahrt ging weiter, immer direkt nach Süden am linken Ufer des nach Norden strömenden Lematang hin. Die runden Bergkuppen der Uferlandschaft erheben sich ziemlich hoch über den Flufs. Zum Teil sind sie hier mit Bäumen bewachsen, so dafs unsere Fahrt meistens durch waldige Gegend



Fähre über den Zuflufs des Lematang.

führte. Zwischendrin lag malerisch am Berghange ein Dorf, von einem Walde stattlicher Kokospalmen überragt.

Weiter südwärts macht der Lematang eine Biegung. Der ziemlich geradeaus laufende Weg ist hier über das Flufsbett ans andere Ufer geführt. Das Übersetzen an die andere Seite des Flusses war uns hier etwas bequemer gemacht. Eine wohlerhaltene Brücke mit ziemlich grofser Spannweite führt über das Wasser hinweg. Dieselbe ist fast ganz aus Eisen erbaut. Auf festen Fundamenten sind an den Ufern und im Wasser vier Brückenjoche aufgestellt, über welche starke Drahtseile gespannt sind, die an hängenden Seilen die eigentliche Fahrbahn der Brücke tragen. Die letztere ist aus Holzbalken hergestellt und mit halbierten Bambusknüppeln belegt. Wir waren von den Wagen gestiegen, um die Brücke zu Fufs zu überschreiten und uns an dem malerischen Anblick der Flufslandschaft zu erfreuen. Das breite, rauschende Wasser ist auf beiden Seiten von schön bewaldeten, ziemlich steil ansteigenden Ufern eingefafst. Unten am Wasser wachsen Bambusgebüsche mit ihren zierlich gefiederten, überhängenden Halmen, dazwischen grofsblättrige Sträucher, deren Blätter in der Jugend rot gefärbt sind und dadurch, wie die Herbstfärbung im europäischen Laubwalde, das Vegetationsbild wechselvoller machen. Weiter oben an den Hängen hinauf stehen gröfsere



Eine Brücke über den Lematang.

Bäume, zwischen ihnen sind auch vereinzelte Palmen oder Pandanusschöpfe zu sehen. Auch die Fiederblattzipfel der Kletterpalmen zeigen sich hier und da über dem Laubdache, unter dem sich zahlreiche epiphytische Orchideen, Farne und Moose auf den Ästen zusammendrängen, in dem Vögel und Affen erwünschte Zuflucht finden.

Wir wurden in dem Genufs des schönen Landschaftsbildes leider durch einen Gewitterregen gestört, der uns zwang, eiligst wieder das schützende Dach unserer am andern Ufer wartenden Wagen aufzusuchen. Nun ging es aus der Flufsraweine heraus steil bergan. Die kleinen Pferde hatten in dem strömenden Regen, der den Weg schlüpfrig machte, harte Arbeit, und es dauerte nicht lange, so versagten sie gänzlich den Dienst. Wäre es trockenes Wetter gewesen, so hätten wir aussteigen können, um ihnen die Last zu erleichtern; so aber blieb uns nichts übrig, als ruhig zu warten, bis die Pferde wieder frischen Mut fassen würden. Zum Glück kamen bald Leute aus einem benachbarten Dorfe herbei, welche uns gegen ein in Aussicht gestelltes Trinkgeld aus unserer Lage befreiten, indem sie kräftig in die Radspeichen griffen und den Pferden die Arbeit erleichterten. So kamen wir mit ihrer Hilfe trotz des Unwetters den steilen Serpentinenweg hinan bis auf die Weghöhe.

Sobald die Pferde wieder allein vorwärts konnten, zogen die Leute mit dem wohlverdienten Lohn im strömenden Regen davon. Nachdem der Weg eine kurze Strecke weit über eine Hochfläche hingeführt hatte, ging es wieder bergab in ein weites Thal hinein. Merkwürdigerweise war es dort ganz trocken, der Gewitterregen war auf das Flufsthal des Lematang beschränkt geblieben. Wir kamen auf dem gleichmäfsig sich senkenden Wege schnell vorwärts und lenkten noch vor Sonnenuntergang in die Bambusumzäunung des Passangrahans von Taba sebintur ein.

Der Passangrahan hatte zwei Betten. Das eine derselben mufste für den Herrn Fleischer reserviert bleiben, bei dem allmählich eine ernstliche Erkrankung zum vollen Ausbruch kam. Das zweite Bett bekamen die beiden andern Herren. Da unsere Feldbetten als gröfsere Gepäckstücke nicht mitgenommen werden konnten, so mufste ich mich nach einer andern Schlafgelegenheit umsehen. Zum Glück hatte der Aufseher des Passangrahans noch eine alte Matratze. Zwei zusammengeschobene Tische mufsten die Bettstelle bilden, über der an quer über das Zimmer gespannten Rotangschnüren ein Moskitennetz befestigt wurde. Zur Decke nahm ich meinen Wettermantel, der Rucksack war das Kopfkissen. Am Abend wurden auf Geheifs des Aufsehers vor und hinter dem Hause Wächter postiert, die für unsere persönliche Sicherheit sorgen sollten. Ich würde auch ohne diese Schildwachen ruhig geschlafen haben, wenn nur nicht die Erkrankung des Reisegefährten mir Sorge bereitet hätte.

Am nächsten Morgen in der Frühe liefs ich den einen von unsern Wagen mit Bambusstäben auslegen; darüber wurden alle Kissen und Decken, welche wir zur Verfügung hatten, ausgebreitet zum weichen Lager für den Kranken. Wir andern hockten zu dritt auf den der Polster beraubten Holzbänken des zweiten Wagens, und so ging es wieder fort über Berg und Thal. Wir kamen heute meistens durch offenes Land. Über weite Strecken dehnt sich dort eine eigentümliche Grasflur, welche von einem über mannshohen, harten Grase (Imperatoria imperatrix) gebildet wird. Das ist der Alang-Alang der Malaien, ein Feind des Waldes und der Kulturgärten. Das hohe Gras breitet sich überall, wo durch Feuer oder durch vorübergehende Kultur Waldblöfsen entstanden sind, überraschend schnell aus und verhindert jede andere Vegetation. Über Thal und Höhen zieht sich die gleichmäfsige grüne Decke hin. Die Eingebornen brennen von Zeit zu Zeit gröfsere Strecken der

Alang-Alang-Felder ab; dann schiefst schon nach wenigen Tagen das frische Grün hervor. Die jungen, zarten Blätter werden von dem Vieh, den karrenziehenden Sappi und Kerbauen, gefressen. Wenn das Gras älter wird, sind seine Blätter dagegen für die Tiere zu hart und ungeniefsbar. Hin und wieder ragen aus dem weiten Graslande einzelne Baumgruppen, Kokospalmen und Bambusgebüsche auf. Sie markieren die Dörfer der Eingebornen, welche untereinander und mit der Landstrafse nur durch schmale, durch den steten Verkehr offen gehaltene Fufspfade im Alangfelde verbunden sind. In der Ferne hinter der Graslandschaft bauen sich die blauen Berge auf, denen wir entgegenstrebten, der hochaufragende Vulkankegel des Dempo, das waldreiche Gumehgebirge im Westen, und hinter uns sahen wir über dem waldigen Bergrücken, den wir gestern passiert hatten, die eigentümliche Spitze des Bukit Serilo in den blauen Himmel emporragen.

Die kleinen Bäche, welche von dem fernen Gebirge her durch das Grasland der Hochebene dem Lematang zueilen, sind alle tief eingeschnitten, wir hatten mehrmals solche Flufsraweinen zu überqueren. Der Weg führt dann an der einen Thalböschung in Serpentinen steil abwärts, unten ist eine Brücke über den Bach gelegt, meist eine hölzerne Brücke, welche durch ein Dach gegen die schädliche Einwirkung von Sonne und Regen beschützt wird, und jenseits führt der Weg wieder in Windungen ziemlich steil nach oben. An manchen Stellen hat man in früherer Zeit versucht, den Weg auf Drahtseilbrücken durch die Raweinen zu führen. Es scheint aber, als ob diese modernen Bauwerke die alten gedeckten Holzbrücken nicht zu ersetzen vermögen. Ich habe in dieser Gegend und später eine ganze Anzahl von Brückenruinen getroffen. Ein hoher Aufbau mit Wellblechdach trägt an beiden Ufern die kräftigen Drahtkabel, welche in schönen Bogen über dem Wasser schweben. Von den Kabeln hängen die Tragstangen von Eisen herab mit Schrauben und Bolzen, welche bestimmt waren, das Holzwerk der Brücke zu tragen. Von dem letzteren fehlt aber oft jede Spur oder es sind nur morsche Reste vorhanden. Die Zugänge der Brücke sind mit Bambusstäben versperrt und eine Verordnung in malaiischer Schrift verbietet die Benutzung. Neben den traurigen Resten des stolzen Baues ist dann meist eine Bambusbrücke improvisiert oder ein Bambusflofs mufs Rofs und Wagen ans andere Ufer befördern.

Auch wenn keine derartige Komplikationen vorliegen, bilden

die Raweinen ein arges Reisehemmnis, indem sie die Pferde ermüden und dadurch zu unerwartetem Aufenthalt führen. Andererseits aber bieten sie dadurch, dafs ihre Steilufer mit Urwaldvegetation bedeckt sind, in der Grasflur eine angenehme Abwechselung. Gewöhnlich gab es dort allerlei Interessantes für mich zu sammeln. Teils aus diesem Grunde, aber auch um die Pferde bei der starken Steigung des Weges zu entlasten, pflegte ich die Raweinen zu Fufs zu durchschreiten.

In der ersten gröfseren Raweine, die wir nach Taba Sebintur passierten, waren beide Ufer urwaldartig bewachsen. Wir trafen dort Herden von Siamangs, grofsen schwarzen Affen, deren Geschrei uns von nun an Tag für Tag begleitete. Der Lärm, den diese Tiere bei sonnigem Wetter unausgesetzt vollführen, ist für die Art sehr charakteristisch, aber nicht eben leicht zu beschreiben. Es ist eine Art Wechselgesang, an dem sich die ganze Herde beteiligt. Man hört zuerst einen grunzenden Bafston, auf den unmittelbar ein Diskantschrei folgt, und so geht es dann weiter, immer Bafs und Diskant im regelmäfsigen Wechsel. Allmählich wird aber das Tempo, in dem die Töne auf einander folgen, immer schneller, und der Diskant geht so schliefslich in ein gellendes Gelächter über, welches, von mehreren Stimmen vollführt, weit durch den Wald schallt und den Bafston ganz verschwinden läfst. Während das Gelächter so recht im Gange ist, hört man plötzlich, offenbar aus jugendlichen Kehlen, einen hellen Juchzer, der in höchster Tonlage alles übertönt und so fidel klingt, so übermütig lustig, dafs ich oft genug hell mitlachen mufste, wenn ich ihn hörte. Damit schliefst dann der Wechselgesang, um nach kurzer Pause wieder mit dem Bafston zu beginnen.

Nach dem Passieren der Raweine, die unsern Pferden viele Mühe machte, kamen wir wieder auf das Alangfeld der Hochfläche und gelangten nach einiger Zeit an ein Bambuswäldchen, bei dem wir unserer Pferde wegen kurze Rast machten. Der Bambushain liegt etwa auf halbem Wege zwischen Taba Sebintur und Bandar und wird deshalb auch von den eingebornen Ochsenkärrnern als Rastplatz benutzt. Wir fanden dort eine ganze Kolonne von Karren vor. Die Zugtiere waren ausgespannt und grasten, wo sie etwas Geniefsbares fanden. Die Karrenführer aber safsen im Bambusschatten beim Reis oder rauchten ihre Palmblattcigaretten. Auch Fufswanderer waren dort eingekehrt, ein Maläie mit einer Anzahl junger Frauen, welche je ein ein- bis zweijähriges Kind trugen.

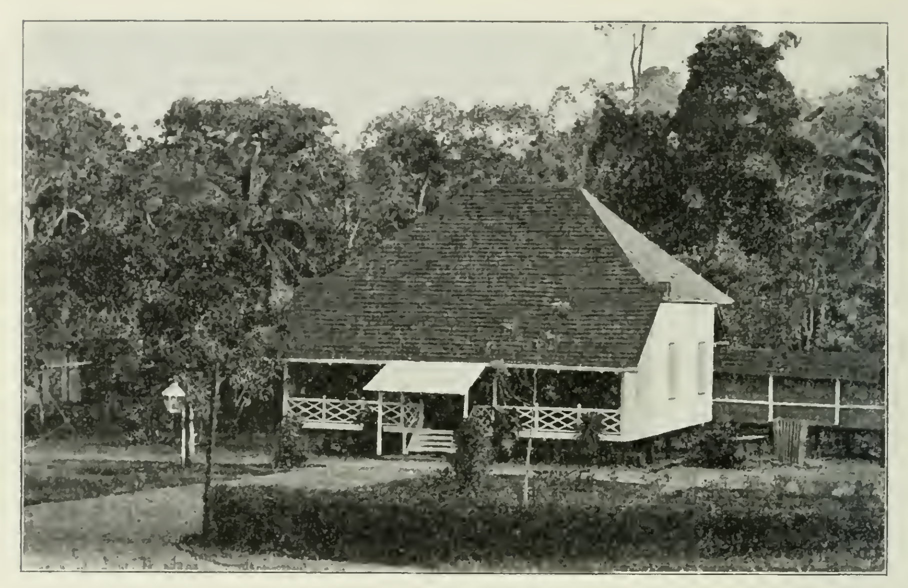


Rast im Bambushain zwischen Taba Sebintur und Bandar.

Ich unterhielt mich ein wenig mit den Männern, und da ich mich zu ihnen stellte, hatten sie schliefslich nichts dagegen, dafs Herr Pynaert eine Momentaufnahme von der Gesellschaft machte.

Herr Fleischer war an der Raststelle im Wagen geblieben; nach kurzem Aufenthalt stiegen auch wir übrigen drei wieder ein, um den Rest der Tagereise zu überwinden. In dem hügeligen Terrain der Graslandschaft wechselten oftmals Neigungen und Steigungen des Weges mit einander ab. Wenn auch hin und wieder die Pferde zu Beginn einer Wegsteigung einen unliebsamen Aufenthalt machten, so kamen wir doch im ganzen schnell genug vorwärts, und endlich fuhren die Wagen über die Hochfläche in eine breite Thalmulde hinab, in welcher unser heutiges Reiseziel Bandar gelegen war.

In Bandar wohnen mehrere Europäer. Der Kontroleur, der Arzt und die Offiziere der kleinen Garnison von 60 Mann, welche in einem sauberen Benteng untergebracht ist. Der Benteng liegt vor dem Ort auf einer Anhöhe. Aufserhalb der Umzäunung und des Drahtverhaues liegt vor dem Haupteingang ein einzelnes Gebäude, das als Kantine für die Soldaten benutzt wird, und daneben ist eine mit Atap gedeckte Kegelbahn erbaut. Diese Kegelbahn war das erste Anzeichen einer höheren Kultur, das wir bei der Abfahrt in die Thalmulde vor uns erblickten. Das edle Spiel findet selbst im innersten und weltfernsten Sumatra noch seine Verehrer.



Passangrahan in Bandar.

Wir fuhren dann weiter am Benteng vorüber in eine Dorfstraſse ein und machten inmitten des Ortes vor dem Passangrahan Halt. Dieser Passangrahan war der schönste, den ich auf meiner ganzen Reise getroffen habe. Er lag wie ein sauberes Landhaus in einem Garten, der von einer lebenden Hecke gegen die Landstraſse abgegrenzt, vor dem Hause groſse Rasenflächen mit einzelnen Gebüschgruppen umschloſs. Hinter dem Hause schlossen sich als wirksamer Hintergrund die Obstgärten des Aufsehers und einiger Nachbargrundstücke mit ihren hohen Baumkronen im vollen Blätterschmucke an. Eine überdachte Freitreppe führte zu der geräumigen, mit Tischen und bequemen Stühlen ausgestatteten Veranda des Hauses empor. Vom Mittelraum aus, das als Speisezimmer möbliert war, führten rechts und links die Thüren in die beiden Schlafkammern, die je ein Bett mit Moskitennetz enthielten. Seitlich rückwärts führte ein verdeckter Gang zum Pferdestall und zur Badekammer.

Während die beiden jüngeren Herrn dem Kranken halfen aus dem Wagen und ins Bett zu kommen, ging ich zu dem Kontroleur Herrn De Kat, um ihm den Empfehlungsbrief des Assistent-Residenten von Lahat zu übergeben, und um seine Einwilligung zum Absteigen im Passangrahan zu erbitten. Ich wurde sehr freundlich empfangen und meldete mich gerne bei dem liebenswürdigen Herrn nach

holländisch-indischer Sitte für den nächsten Tag zum offiziellen Vorabendbesuch an. Zu meinen Reisegenossen zurückgekehrt, sandte ich durch einen malaiischen Boten meine Visitenkarte an den Arzt im Benteng, den ich für den Kranken um ärztlichen Rat bitten wollte. Bevor die Antwort kam, bereiteten wir mit Hülfe des Aufsehers unser Konservenmahl und dann wanderte ich in den Benteng zur Wohnung des Herrn Dr. Scharenberg. Auch hier wurde ich aufs Freundlichste aufgenommen. Bald nachdem ich mein Anliegen mit dem Herrn Doktor besprochen und durch seine sachverständige Aufklärung über das voraussichtliche Schicksal meines erkrankten Gefährten einigermafsen beruhigt war, erschien auch die Frau Dr. Scharenberg, eine sehr liebenswürdige junge Dame, die mich samt meinen gesunden Reisekollegen zum Abendessen einlud. Mein Einwand, dafs wir, da unser Gepäck noch nicht eingetroffen sei, nicht die erforderliche Toilette zur Verfügung hätten, um mit dem der Achtung vor so liebenswürdigen Wirten entsprechenden äufsern Glanz auftreten zu können, wurde als nichtig zurückgewiesen, so gab ich denn mit Freuden meine Zusage. Herr Dr. Scharenberg begleitete mich dann in den Passangrahan, konstatierte bei den Patienten die Dysenterie und gab seine Verordnungen. Ich kehrte dann nochmals mit ihm in den Benteng zurück, um die verordnete Medizin zu holen, die er uns aus seinem Vorrat überliefs. Als ich wieder im Passangrahan eintraf, fand ich dort den Kapitän Nolthenius vor, der uns von Lahat aus nachgereist war. Er beabsichtigte einen Tag in Bandar zu bleiben und dann die Tour nach dem Bukit besar fortzusetzen. Zwei Betten waren in dem Unterkunftshause vorhanden, im einen lag der Kranke, das zweite mufste selbstverständlich dem Kapitän als Beamten, der im Auftrage des Gouvernements reiste, überlassen bleiben. Unsere Feldbetten waren bei dem übrigen Gepäck in den Ochsenkarren, die wir frühestens am nächsten Tage erwarten konnten. So sah es mit unserer Unterkunft für die Nacht recht betrübend aus. Aber in Holländisch-Indien kommt alles zurecht. Dr. Scharenberg lud den Kapitän, mit dem er von früher her bekannt war, zu sich in sein Haus, so wurde das zweite Bett für meine beiden gesunden Reisegefährten frei. Ich bekam aus dem Benteng einen neugestopften Strohsack geborgt, mit dem ich mir auf dem Fufsboden der einen Kammer eine Schlafstelle improvisierte, die ich sogar noch mit einem zufällig vorhandenen, übrigen Moskitennetz verhängen konnte.

Der Einladung zum Abend im Hause des Doktors folgte aufser mir Herr Pynaert. Wir fanden dort, als weitere Gäste, die beiden Offiziere des Benteng, den Kommandanten, Leutenant Permey Mejan und den Leutenant van Linden Tol vor und verlebten einen sehr angenehmen Abend. Da die Dame des Hauses nicht Deutsch sprach, so mufste ich mir wieder mit meinem, mit einzelnen holländischen Brocken vermengten, mecklenburgischen Platt helfen, und erzielte damit den grofsartigen Erfolg, dafs die Frau Doktor sich im Lauf der Unterhaltung erkundigte, wo ich gelernt habe „Hollandsch te praaten", da ich doch erst so kurze Zeit in Indien sei. Die Lebhaftigkeit unserer Unterhaltung wurde jedenfalls durch mein sprachliches Gebrechen nicht wesentlich beeinträchtigt. Wir hatten ja viel zu fragen über allerlei für uns wichtige Dinge und andererseits konnten wir aus der weiten Welt da draufsen, aus der wir kamen, manches berichten, was für unsere Wirte und für die Herrn Offiziere von Interesse war. Das Diner; welches uns vorgesetzt wurde, lieferte den Beweis, dafs die liebenswürdige Hausfrau nicht nur in der Unterhaltungs-, sondern auch in der Haushaltungskunst sehr wohl beschlagen ist. Die Stunden flogen schnell dahin. Der Abend ist mir in der angenehmsten Erinnerung geblieben, mehr als einmal hatte ich den Wunsch, dafs doch meine Lieben daheim, die mich jetzt sicher inmitten einer gänzlich kulturlosen Wildnis wähnten, von Tiger- und Schlangengefahr umringt und mit allerlei Ungemach kämpfend, — dafs sie einen Blick in unsere Abendgesellschaft hätten werfen können, in der vornehme Geistes- und Herzensbildung mit gesellschaftlichem Takt und häuslicher Behaglichkeit vereinigt uns den Aufenthalt so angenehm machten.

Die Mafsnahmen des Arztes und die Ruhe hatten bewirkt, dafs Herr Fleischer sich am Morgen des nächsten Tages viel besser befand. Ich erwartete, dafs an diesem Tage, Mittwoch, den 18. September, Mario mit dem Gepäck von Lahat her eintreffen werde; wir konnten, wenn Herrn Fleischers Zustand sich weiter zum Bessern wandte, dann bald an den Aufbruch denken. Den Tag benutzte ich, um mich im Dorf und seiner Umgebung umzusehen und etwas zu botanisieren. Die Ortschaft ist nicht sehr grofs, sie besteht der Hauptsache nach aus einer einzigen langen Strafse, deren Häuserreihen mit Unterbrechungen zu beiden Seiten der Landstrafse hinziehen. Ziemlich in der Mitte liegt der Passangrahan und ihm gegenüber in einem grofsen Garten die Wohnung des Kontroleurs



Dorfstrafse in Bandar.

mit ihren Nebengebäuden. Die Häuser der Eingebornen sind sehr einfach gebaut, meist ganz aus Bambus. Zum Dachdecken benutzen die Leute hier mit Vorliebe Blechplatten, welche dadurch gewonnen werden, dafs man leere Petroleumtins aufschneidet und das Blech durch Biegen oder Klopfen gerade streckt. Einige besser gebaute Häuser gehörten chinesischen Händlern, welche in ihren Tokos konservierte Efs- und Trinkwaren, Tuchstoffe und allerlei Gebrauchsartikel feilhalten. In den Dorfgärten, unmittelbar hinter und neben den Häusern, standen wie gewöhnlich Bananen-, Manga- und Durianbäume, auch Pinang- und Kokospalmen. Die letzteren waren aber ausnahmslos ohne Blüten und Früchte. Der Ort liegt, wie es scheint, zu hoch und zu weit von der Küste für diese Palme, welche wohl noch üppig wächst, aber nicht mehr fruchtet, ähnlich wie die Dattelpalme in Italien. Aufsen um die Dorfgärten liegen die Reisfelder, deren Ertrag die Hauptnahrung der Eingebornen und ihres Viehes bildet; weiter aufsen schliefst sich das hügelige Grasland an, durch

welches schmale Pfade zu den weit entfernten Nachbardörfern führen. Von überall aus sieht man am westlichen Horizont den Vulkan Dempo aufragen, der die Gegend beherrscht; auf erhöhten Standpunkten, vor dem Ort, sieht man auch das Gumeh-Gebirge mit dem Bukit besar als blaue Bergkette. Das Land, welches uns von dem Fuſs dieses Gebirgszuges trennte, war ein von zahlreichen Raweinen durchfurchtes Alang-Alangfeld mit vereinzelten waldigen Komplexen in der Nähe der Dörfer.

Man bezeichnet die ganze Gegend als Lematang ulu weil sie das Fluſsgebiet des Lematang-Oberlaufes bildet. Die Eingebornen werden danach als Ulunesen bezeichnet. Sie sind mit geringen Ausnahmen Heiden ohne eigentliche Religion, sie wohnen in zerstreuten Dörfern, die unter sich in keinem engeren Verbande stehen. Im allgemeinen leben die Ulunesen vom Ackerbau, in Bandar konnte ich aber auch die Spuren einer häuslichen Handarbeit entdecken, die nicht bloſs für den eigenen Bedarf thätig ist. In einem Hause sah ich eine Singer-Nähmaschine stehen, vor der Thür eines anderen Hauses war eine alte Frau beschäftigt, ein feines Battisttuch in eigenartiger Weise zu verzieren. Sie zog und schnitt bestimmte Fäden aus dem Gewebe heraus, wobei sie sich einer Nähnadel und eines scharfrandigen Bambusspahnes bediente. In dem zurückbleibenden lockeren Maschenwerk wuſste sie durch Zusammenziehung einzelner Fäden und Einfügung neuer Verbindungen ein zierliches Muster herzustellen. Allerlei Blatt- und Rankenwerk oder auch regelmäſsige Sternmuster in durchbrochener Arbeit kommen auf diese Art zu stande, die weit feiner als gehäckelte Spitzen, an Klöppelarbeit erinnern. Ich habe für den billigen Preis von 50 Cents pro Stück eine Anzahl dieser von Mario als stangan krawangan bezeichneten reich verzierten Tüchlein erworben, die bei allen europäischen Damen, denen sie vorgelegt wurden, Staunen und Bewunderung erregten.

Zu unserem Mittagsmahl sandte die Frau Dr. Scharenberg eine Krankensuppe in den Passangrahan. Wir übrigen wurden durch ein delikates Gemüse und eine duftende Ananas überrascht, welche unsere Konservengerichte, die unter Herrn Pynaerts Leitung von dem Aufseher gewärmt und angerichtet wurden, ganz erheblich verbesserten.

Ich hatte an diesem Tage noch Gelegenheit, auf bequeme Weise einige wertvolle Naturalien zu erwerben. Einen prachtvollen Tigerschädel erhielt ich von den Offizieren des Benteng zum Geschenk.

Ein Schädel des braunen Sumatrabären wurde mir von einem Soldaten, der das Tier vor einigen Wochen in der Umgebung von Bandar erlegt hatte, zu Kauf angeboten. Auch eine Schmetterlingssammlung kaufte ich von einem Soldaten, einem Unteroffizier deutscher Abstammung, der in seinen Mufsestunden eine Menge hübscher, zum Teil recht seltener Sachen zusammengebracht hatte. Besonders angenehm war es mir, dafs der Herr Kommandant Permey Mejan, den ich auf dem Nachmittags-Spaziergange unterwegs traf, mich mit meinen beiden gesunden Gefährten für den nächsten Morgen zu einer Fufstour durch das Alang-Alangfeld zu einigen der benachbarten Dörfer einlud.

Meine Hoffnung, dafs Mario mit den Gepäckkarren, an diesem Tage in Bandar eintreffen werde, erfüllte sich leider nicht. Ich war also gezwungen, meinen offiziellen Abendbesuch im Hause des Kontroleurs im Reisekostüm, d. h. im weifsen Tropenanzug und mit schwer genagelten Schuhen zu machen. Ich wurde trotzdem sehr freundlich aufgenommen, selbst die kleine pausbäckige Marie, das allerliebste dreijährige Töchterlein des Hauses, brachte mir ohne Scheu seine Puppe, um doch auch etwas zur Unterhaltung des Gastes beizutragen; den um einige Jahre ältern Bruder Jan bekam ich leider nicht zu sehen, da er seit einigen Tagen krank zu Bett lag. Die liebenswürdige Hausfrau ist die Tochter eines deutschen Missionars. Der Herr De Kat ist als Verwaltungsbeamter in den Buitenbezittingen der holländischen Kolonie weit herum gekommen und gab mir gerne aus seiner reichen Erfahrung alle erwünschten Aufschlüsse. Er konnte mir auch eine Anzahl von selbstgemachten Photographieen vorlegen, die fast ausnahmslos wohlgelungen, seine Berichte und Erzählungen in bester Weise illustrierten. Er machte mir mehrere seiner Aufnahmen zum Geschenk, von denen einige, wie z. B. die Photographie des Passangrahan in Bandar, als Vorlagen für die Abbildungen in diesem Buche dienten. In der interessanten Unterhaltung mit dem erfahrenen Manne und im fröhlichen Geplauder mit der freundlichen Hausfrau und dem niedlichen Töchterchen ging mir die Zeit schnell hin; alles war dort so freundlich und anheimelnd, dafs ich den offiziellen Charakter meines Besuches ganz vergafs. Die übliche Besuchsstunde war schon lange verstrichen, als ich mich aus dem trauten Familienkreise losmachte, und beim Abschied bekam ich noch eine sehr freundliche Einladung zum nächsten Abend für mich und meine Reisegenossen mit auf den Weg.

Als ich am nächsten Morgen auf meinem Strohsack erwachte, glaubte ich draufsen Marios Stimme zu hören, und als ich schnell angekleidet nach draufsen kam, hielt richtig der Ochsenkarren mit unserm Gepäck vor der Thür. Alles war wohlbehalten und vollzählig; aber Mario erzählte, dafs unterwegens banjak orang djakat, viele schlechte Menschen gewesen seien, die ihn hätten bestehlen wollen, er habe deshalb nur langsam und vorsichtig reisen können. Ich suchte mir nun vor allen Dingen saubere Anzüge heraus, um endlich einmal meinen Stand einigermafsen mit äufserer Würde vertreten zu können. Meine nächste Sorge war, mir den Reiseplan unter den veränderten Umständen zurechtzulegen. Herrn Fleischer ging es wieder etwas besser, so dafs wir ihn ganz gut einige Tage lang der Pflege des Aufsehers überlassen konnten, zumal da Herr Dr. Scharenberg sich so freundlich um ihn bemühte. Ich dachte mir also, wir könnten heute gleich unser Gepäck vorausschicken und am folgenden Morgen dem Kapitän Nolthenius, der heute weiterfuhr, nachreisen, um in den Urwald des Gumehgebirges und auf den Bukit besar zu kommen. Sobald wir wieder von dem Berg herunterkamen, konnte ich im schlimmsten Falle wieder zu dem Kranken zurückkehren und bis zu seiner Genesung bei ihm bleiben, während die beiden andern Herren allein weiterreisten, um in Benkulen das nächste Dampfschiff nach Batavia zu erreichen. Hatte aber Herr Fleischer sich inzwischen erholt, so konnte er uns nachreisen und in der Station am Fufse des Bukit besar wieder mit uns zusammentreffen. Diese Station Kalangan Djarei liegt von Bandar nur eine Tagereise weit entfernt.

In Kalangan Djarei giebt es keinen Passangrahan. Die Gastfreundschaft eines dort wohnenden europäischen Kaffeepflanzers, Kapitän Nales, in Anspruch zu nehmen, schien nicht angängig, da, wie man uns sagte, die Frau Nales seit einiger Zeit nicht ganz wohl war. So riet Kapitän Nolthenius, der am frühen Morgen bei uns vorkam, um sich zu verabschieden, wir sollten uns in dem Dorfe dort ein Malaienhaus mieten und dort unsere Feldbetten aufschlagen. Er erbot sich, uns diese Wohngelegenheit zu verschaffen und uns durch den Herrn Nales die Nachricht zu übermitteln, was der Erfolg seiner Bemühungen gewesen sei. Herr Nolthenius hatte schon in anderer Weise für uns vorgesorgt, indem er uns von dem Herrn Kontroleur einen Brief an das malaiische Dorfhaupt in Kalangan Djarei erwirkte, worin der braune Dorfherr ersucht wurde, uns für den Weg auf den Bukit besar

fünf Dorfleute als Träger gegen Bezahlung zur Verfügung zu stellen. Ohne solche Aufforderung durch den Regierungsbeamten arbeiten die Ulunesen auch um schweres Geld nicht für den Fremden.

Zugleich mit dem Kapitän Nolthenius, der nach der Besprechung von dannen fuhr, war der Herr Kommandant Permey Mejan in den Passangrahan gekommen, um uns für den beabsichtigten Spaziergang abzuholen. Nachdem ich Mario für die Weiterbeförderung des Gepäcks instruiert hatte, machten wir uns auf den Weg. Zuerst gings ein Stück weit durch den Ort, dann auf schmalem Fufssteige durch das Alang-Alangfeld über die Hügelwellen zu einem grofsen Dorfe, welches den Namen Lebuan führt. Ich hatte vor dem Orte zwischen den Reisfeldern in einem Bambusgebüsch einige Vögel geschossen, was zur Folge hatte, dafs uns die männliche Dorfbewohnerschaft schon eine Strecke weit entgegenkam, um sich freimütig eingehend nach Zweck und Ziel unseres Spazierganges zu erkundigen.

Das Dorf Lebuan liegt auf allen Seiten von terrassenförmig angelegten Reisfeldern umgeben, bei denen einzelne auf Pfählen erbaute Wachthäuser liegen, welche nur zur Zeit, wenn der Reis auf dem Felde steht, von Wächtern bewohnt sind. Die Wächter haben dann die Aufgabe, das Wild, vor allen Dingen die hier sehr zahlreichen Wildschweine, von den Feldern abzuhalten und die Ernte gegen menschliche Diebe aus benachbarten Orten zu schützen. Zur Zeit, als wir dort waren, standen die Reisfelder und also auch die Wachtstätten leer. Durch die Reisfelder gelangten wir auf schmalem Steige in den Schatten des Bambusgebüsches, in welchem der Ort selber versteckt liegt. Im äufsersten Umkreise der Ortschaft sind zwischen den Bambusstauden grofse, viereckige Fischteiche und neben denselben die Badegruben für die Dorfbewohner angelegt. Diese Badegruben haben wenige Fufs im Geviert und sind etwa metertief. Im Grunde der Grube ist ein Abflufsgraben, der das Badewasser in den nächsten Fischteich führt. Über den Graben ist ein Bambussteg gelegt, auf den sich der Badende stellt, um sich das frische Wasser, welches von oben aus einem Bambusrohr im Bogen in die Grube strömt, als Sturzbad über den Körper fliefsen zu lassen. Im Schatten der Bambusstauden gelangten wir nun zunächst an die Reisscheunen, kleine, auf Pfählen stehende fensterlose Häuschen, in denen der Erntesegen untergebracht wird. Diese Vorratshäuschen liegen einzeln, aber in regelmäfsigen Reihen rings um das Dorf herum, sie bilden



Dorfstrafse in Lebuan.

ein ziemlich regelmäfsiges Viereck, welches die menschlichen Wohnstätten einschliefst. Die letzteren sind um einen viereckigen Platz in geschlossenen Reihen erbaut, doch so, dafs an den Ecken des Platzes Ausgänge frei bleiben. Alle Häuser sind auf Pfählen über dem Erdboden erhoben und also nur durch Leitern oder Treppen zugänglich. Als Baumaterial spielt natürlich der Bambus eine grofse Rolle, manche Häuser sind ganz aus Bambusstäben hergestellt, nur das Dach ist mit Atap gedeckt. Die Leiter führt zu einem verandaartigen Vorplatz; von dort führt eine Thüre in den einzigen Innenraum des Gebäudes, der durch offene Luken unter dem weit überhängenden Dach spärliches Licht erhält. Der Raum zwischen den Pfählen unter dem Hause ist häufig durch Wände aus Bambusgeflecht abgeschlossen und als Viehstall benutzt. Neben dem Bambus wird zum Hausbau hier gelegentlich ein hartes rötliches Holz, vermutlich Djattiholz, in Form von Balken und Brettern verwendet. Die Balken an der Hausfront und den Giebelseiten sind dann meist mit tiefen, äufserst zierlichen Kerbschnittmustern versehen, welche durchaus an die Kerbschnittarbeiten unserer jungen Damen erinnern. Das Haus des Dorfhauptes von Lebuan, welches inmitten des von den übrigen Wohnhäusern umschlossenen Platzes stand, war in dieser Weise erbaut und verziert, und auch in den Häuserreihen



Haus des Dorfhauptes in Lebuan.

rings um den Platz war hin und wieder ein solches Holzhaus zu sehen. Wir sahen vor einem in Bau begriffenen Hause einen Handwerker bei der Schnitzarbeit zur Verzierung der Hausbalken beschäftigt. Dieser Handwerker war nicht aus der Gegend gebürtig, er war als Bauarbeiter aus Palembang herbeigekommen. Es kostet also sicher dem Bauherrn eine Menge Geld, wenn er sein Haus in solcher Weise schmücken will, und je reicher der Schmuck, desto reicher mufs auch der Hauseigentümer sein.

Dafs das Dorf, in das unser liebenswürdiger Führer uns gebracht hatte, ein reiches Dorf sei, ersahen wir aufserdem auch aus der Menge des Viehes, das sich im Dorf und auf den Reisstoppeln herumtrieb: Kerbauen (Büffel), Sappi (Kühe), Ziegen und zahllose Hühner. Die männlichen Dorfbewohner, Kinder und Erwachsene, begleiteten uns bei unserm Rundgange durch den Ort. Von Frauen und Mädchen war nichts zu sehen, höchstens einige ganz alte Grofsmütterchen wagten es, sich unsern Blicken auszusetzen. Bei den Ulunesen bildet die Frau einen Hauptreichtum des Mannes. Die Frauen allein arbeiten, die Frau mufs also ihren Mann, der nichts thut, ernähren. Das Heiraten ist bei diesen Leuten nicht der Abschlufs eines Liebesromans, sondern ein Kaufhandel. Der Bräutigam

zahlt dem Brautvater 200 bis 600 Gulden, je nach Aussehen, Alter, Arbeitskraft, Geschicklichkeit der umworbenen Maid. Damit gehen alle Rechte an das Mädchen auf den Mann über. Obwohl die Ulunesen, wie oben erwähnt, keine eigentliche Religion haben, giebt es doch bei ihnen allerlei Dämonenglauben und Spukgeschichten. Man erzählte mir von einem kleinen Dussun (Dorf), in dem nur zwei Menschen, ein altes Ehepaar, leben. Die Dorfleute in den Nachbardussuns glauben ganz fest, dafs der Mann sich abends in einen Tiger, die Frau sich in eine Kerbau verwandelt, um nächtlicherweile den andern Menschen Schaden zuzufügen. Der Tiger, der sich wohl manches Mal an dem Viehstande der einsam im Alang-Alang-Gefilde liegenden Orte vergreifen mag, heifst hier Tuah, d. i. der Alte; die Leute vermuten in ihm die Seele eines Vorfahren.

Auf einem andern Wege, als wir gekommen, gingen wir schliefslich wieder aus dem Dorfe hinaus durch die Sawahfelder in das Gebiet des Alang-Alang. Ganz am Rande der Dorffeldmark liegt noch ein einsames, ärmliches Wohngebäude: es ist das Haus eines Verbannten, der in dem Verdacht steht, das vorige Dorfhaupt ermordet zu haben. Der Mörder hatte sich in einer finstern Nacht unter das Haus des ihm verhafsten Dorfregenten geschlichen und von unten aus mit der Lanze die Hausdiele, die Schlafmatte und den unglücklichen Schläfer durchbohrt. Ob wohl der Ausgestofsene wirklich der Mörder war? Wer kann das wissen. Welch schreckliche Strafe aber, am Rande der Wildnis, von allem Verkehr mit Menschen abgeschlossen, sein Leben verbringen zu müssen, allein mit dem schlechten Gewissen und ohne Aussicht auf eine tröstliche Zukunft!

Unser Weg führte als schmaler Fufsweg bergauf und bergab durch das hohe Gras. An manchen Stellen sahen wir die Spuren von Wildschweinen, die Tiere selber aber versteckten sich vor unsern spähenden Blicken und blieben so vor unsern Kugeln verschont. Wir gelangten schliefslich auf den oberen Rand einer sehr stattlichen Raweine, welche tief in die hügelige Graslandschaft eingeschnitten war. Im Grunde fliefst der Endikat, ein Gebirgsflufs, wel-

Das Haus des Ausgestofsenen in Lebuan.

cher in den Passumah mündet, an dem Bandar liegt. Der Passumah aber ist ein Zuflufs des Lematang, den wir zwischen Lahat und Taba Sebintur auf einer langen Brücke überschritten hatten. In der Raweine des Endikat wuchs schöner, undurchdringlicher Urwald, von Siamangherden bewohnt, deren gellendes Gelächter und Jauchzen unaufhörlich zu uns herauf schallte. Wir schritten auf der Höhe weiter und kamen nach einiger Zeit in ein zweites Dorf Namens Karang Ajer. Es war etwas kleiner und ärmlicher als Lebuan, zeigte im übrigen aber die gleiche innere Einrichtung. An einem der Häuser waren merkwürdige, unbeholfene Malereien aufsen als Wandschmuck angebracht. Ein Hirsch weit über lebensgrofs, ein Dampfschiff nach dem Muster unserer „Al Norie", zwei Offiziere zu Pferd waren in der Manier an die Wand gemalt, wie etwa die alten Marburger Töpfer ihre glasierten Geschirre verzierten. In den Ecken safsen riesige Schmetterlinge als Ornamente, alles in den lebhaftesten Farben hübsch grün, rot, blau und gelb neben einander. Wie unser liebenswürdiger Führer zu erzählen wufste, stammten diese Malereien von einem chinesischen Künstler. Merkwürdig, dafs neben der geschmackvollen Verzierungsweise durch die Schnitzereien eine solche Geschmacklosigkeit Platz finden konnte. Vielleicht ist es nur das Ungewohnte, Seltsame, das diesen Malereien in den Augen der Ulunesen Wert verleiht. Dasselbe Motiv war es wohl auch, welches einen der malaiischen Dorfherren veranlafst hatte, an der altersgebräunten Holzwand seines Hauses drei ganz moderne Öldruckbilder festzuheften, von denen das eine unsern deutschen Kaiser, die andern den Kaiser von Österreich und den König von Italien darstellten. Wohl nur die Freude an den bunten Farben verschaffte den Bildern einen Platz hier in der Wildnis, zu der sie, wer weifs durch welchen Zufall, den Weg gefunden hatten. Zum Verständnis dessen, was die Bilder vorstellen, reicht das geographische und historische Wissen der Ulunesen nicht aus, und die tiefere Bedeutung, welche die Bilder für mich als guten Patrioten hatten, und welche den Anblick der einfachen Farbendrucke für mich zur freudigen Überraschung machte, war dem braunen Hausbesitzer völlig unverständlich.

Nachdem wir noch ein drittes, ähnliches Dorf besucht hatten, kehrten wir nach Bandar zurück, zunächst auf die freundliche Einladung des Herrn Kommandanten Permey Mejan in den Benteng, um in seinem Hause den Durst zu stillen, den der mehrstündige Spaziergang durch die schattenlose Graslandschaft uns verursacht

hatte. Wir verplauderten beim kühlen Trunk gerne noch ein Stündchen in der liebenswürdigen Gesellschaft, zu der sich nun auch Herr van Linden Tol einstellte, den die Dienstpflicht bisher in Anspruch genommen hatte. Der Herr Leutnant brachte mir noch den Schnabel eines grofsen Nashornvogels, ein hübsches Sammlungsstück, zum Geschenk mit. Mit herzlichem Dank für die interessanten und genufsreichen Stunden verabschiedeten wir uns endlich von unserm freundlichen Wirt und seinem jüngeren Kameraden und verliefsen die gastliche Feste, um im Passangrahan unser Mittagsmahl einzunehmen, zu dem wiederum die Frau Dr. Scharenberg eine dankenswerte Beisteuer geliefert hatte: eine Krankenkost für Herrn Fleischer und eine Obstsuppe für die Gesunden, die, um mich eines speziell holländisch-indischen Ausdrucks zu bedienen, wirklich „lecker" war und der Kochkunst der liebenswürdigen Spenderin alle Ehre machte.

Am Abend gingen wir zu dritt zur Familie De Kat, wo uns, wie ich es nach meinen Erfahrungen vom Abend vorher nicht anders erwarten konnte, angenehmste Stunden bereitet wurden. Nach Tisch erschien die ganze europäische Kolonie von Bandar, das Ehepaar Dr. Scharenberg und die beiden Offiziere. Wir verabschiedeten uns erst spät aus dem angenehmen Kreise, in dem man uns so viel Freundlichkeit entgegengebracht hatte, wir dankten herzlich und gerührt und sprachen die Hoffnung aus, dafs wir uns in Europa wiedersehen möchten.

Am Morgen des 17. November stand verabredetermafsen unsere Abreise aus dem gastlichen Bandar bevor. Unsere beiden Wagen, je mit drei Pferden breit bespannt, waren zu 6 Uhr beordert. Da hiefs es also früh heraus. Eilig wurde das selbstbereitete Frühstück eingenommen und das Handgepäck hergerichtet. Aber bevor wir zur Abfahrt kamen, hatten wir noch allerlei angenehme Überraschungen, die mich wie ein Weihnachtskind erfreuten, besonders weil sie mir aufs neue zeigten, wie freundlich uns die liebenswürdigen Damen und Herren in Bandar gesinnt waren. Frau Kontroleur De Kat sandte delikate Butterbrote als Proviant für die Reise, Frau Dr. Scharenberg schickte einen schön geschnitzten Elfenbeinfächer, den ich meiner lieben Frau mit nach Europa bringen sollte, und von Herrn van Linden Tol bekam ich zur Ergänzung der Naturaliensammlung einen vollständigen Satz von Wildeberzähnen. Gern hätte ich noch für die neuen Freundlichkeiten mündlich gedankt; aber dafür war jetzt nicht mehr die



FLUSSRAWEINE IN SUMATRA.



Zeit. Ich sandte Visitenkarten mit kurzen Dankes- und Abschiedsworten, beorderte auch den von mir als Nachtlager benutzten Strohsack in den Benteng zurück, indem ich auch für die Herleihung dieses bequemen Gegenstandes nochmals meinen Dank ausdrückte.

Herr Fleischer befand sich an diesem Morgen dank der Sorgfalt des Arztes bedeutend besser als vorher. Wir verabredeten, dafs ich ihm von Kalangan Djarei aus den einen von unsern Wagen zurücksenden sollte. Erholte er sich schnell, so konnte er nach zwei Tagen zu uns nach Kalangan Djarei kommen und mit uns weiterreisen; war es ihm aber unmöglich, dann schon zu fahren, so sollte er mir den Wagen wieder leer nach Kalangan Djarei schicken, damit ich zu ihm zurückkehren konnte.

So war denn alles nach unserm Ermessen wohl vorbereitet, als wir uns gegen $^1/_2$7 Uhr auf den Weg machten. Die Landschaft, die wir durchzogen, war im ganzen nicht anders beschaffen als diejenige, welche wir an den Reisetagen vorher passierten. Über die Alang-Alanghügel mit ihren Dussuninseln schweifte der Blick in die Ferne bis zu den blauen Bergen. Der Dempo mit seiner Rauchfahne am Gipfel trat vor uns immer mächtiger imponierend hervor, und auch die Gumeh-Berge, eine langgestreckte Reihe bewaldeter Gipfel und Kämme zu unserer Rechten, präsentierten sich mehr und mehr als ein majestätisches Waldgebirge. Die Raweinen, die wir zu passieren hatten, machten wieder unsern Pferden viele Mühe, aber sie boten mir auch viel Gelegenheit zum Sammeln und Beobachten. Nach längerer Fahrt kamen wir durch Pager alam, einen Markt, der sich längs des Weges ausdehnte. Seine Bauart, die einfachen Häuser vielfach mit Verkaufsläden für Früchte und andere Landesprodukte an der Vorderseite, seine braune Bewohnerschaft, die müfsig herumstehenden Männer, die arbeitenden Frauen, die zum Teil ganz nackten Kinder boten den gewohnten Anblick, der sich bei allen Dörfern an der Landstrafse wiederholt. Hinter Pager alam änderte die Gegend ihren Charakter insofern, als Baum- und Buschwald an die Stelle der Alang-Alanghügel trat. Unsere Aussicht wurde dadurch mehr auf die nächste Umgebung beschränkt, wenn sich auch hin und wieder ein Ausblick auf die hohen Gipfel vor und neben uns öffnete.

Gegen 11 Uhr vormittags kamen wir in Kalangan Djarei an und fuhren bei dem nahe an der Strafse gelegenen Wohnhause des Plantagenbesitzers Nales vor, um uns die vom Kapitän Nol-

thenius hinterlassene Instruktion über unsere Unterkunft zu holen. Herr Nales, ein Mann in den besten Jahren, mit wetterfesten Zügen von freundlich-wohlwollendem Ansehen, kam uns von der breiten Veranda aus entgegen. Ich war schnell aus dem Wagen gesprungen und es entspann sich nun nach dem Grufs zwischen uns der folgende Dialog: „Is U mynheer Nales?“ — „Jawohl, der bin ich.“ — „Ich bin Doktor Giesenhagen. Herr Kapitän Nolthenius hat mir versprochen, für mich hier bei Ihnen Nachricht zu hinterlassen.“ — „Jawohl, der Herr Nolthenius ist gestern hier gewesen.“ — „Und hat er für uns ein Haus im Dussun gemietet?“ — „Nein, es giebt kein Haus für Sie.“ — „Da werden wir uns wohl eine Hütte bauen lassen müssen, in der wir unsere Feldbetten aufstellen können.“ — „Nein, das geht hier auch nicht.“ — „Aber was sollen wir denn da machen?“ — „Sie müssen halt in Ihren Wagen übernachten.“ — Dabei sah der Mann so vertrauenerweckend freundlich aus, dafs ich wohl allmählich merken mufste, wie die Sache stand. Ich sagte also: „Aber, Kapitän, das kann doch Ihr Ernst nicht sein?“ — Und nun brach auf dem freundlichen Gesicht die helle Fröhlichkeit aus. — „Nein, Doktor, da haben Sie Recht, das kann mein Ernst nicht sein. Wie konnten Sie aber auch nur die verschrobene Idee haben, in einem Dussunhause wohnen zu wollen, wenn mein Haus am Wege liegt! Seien Sie bei mir herzlich willkommen!“ — Es war also die indische Gastfreundschaft, mit der wir bei unserer Verabredung nicht gerechnet hatten, die Gastfreundschaft in ihrer allerliebenswürdigsten Form, die den gänzlich unbekannten Fremden, auch wenn er nicht zu bitten wagt, ins Haus nimmt, als ob er ein lieber Verwandter oder Bekannter sei. Und wir waren nicht nur einer, wir waren gleich drei unbekannte Gäste auf einmal. Schon nach der ersten halben Stunde, als wir, nachdem auch Frau Nales uns freundlich willkommen geheifsen, behaglich beim Glase Bier auf der luftigen Vorgalerie safsen, kam ich mir nicht mehr als ein fremder Gast vor, ich war wie zu Hause bei guten Freunden. Es sind prächtige Menschen, diese Indo-Europäer, die so allein auf sich angewiesen, gewissermafsen als Pioniere der europäischen Kultur in dem weiten Lande zerstreut wohnen, keine Durchschnittsmenschen, „ein jeder rund für sich ein ganzer Mann“. Das Mafs von Lebenserfahrungen, durch welche sie für ihren eigenartigen Beruf und ihre Lebensweise vorgebildet sind, ihr Wirken unter den eigenartigsten Verhältnissen, die stete engste Berührung mit einer grofsartigen Natur, die gebotene Rück-

sichtnahme auf die grundverschiedenen Anschauungen der einfachen Menschen, welche sie umgeben, verleihen ihrer Lebensauffassung eine Bestimmtheit und Tiefe, die man bei dem Durchschnittseuropäer oft vergeblich sucht.

Das Haus, welches Kapitän Nales bewohnt, ist ganz aus Holz erbaut, nur das Dach besteht aus Wellblechplatten. Alles ist luftig, geräumig, bequem. Den Plan für den Bau hat der Besitzer selber gemacht, wie er auch die Bauausführung leitete und überwachte. Vor wenigen Jahren hatte das Ehepaar noch in einem Bambushause gewohnt, und noch früher, als sie ihre Wirksamkeit in Kalangan Djarei mit der Anlegung der Kaffeeplantage begannen, war überhaupt nichts dagewesen, und sie hatten wirklich im Wagen auf der Strafse übernachten müssen, bis eine notdürftige Unterkunft hergestellt war. Alles, was wir um uns sahen, Haus, Hof und Garten, Kaffeewäsche, Kaffeespeicher und alle die Nebengebäude, die im weiten Umkreise das Haus umgaben, alles ist die Schöpfung dieser Leute, ist gewissermafsen eine Stätte der Kultur, dem Urwalde abgerungen. Denn man darf nicht denken, dafs es so ein richtiges Hinterwäldlerleben ist, das diese Leute führen, ohne jeden höhern Lebensgenufs, einzig erfüllt durch die Freude am Erwerb und Besitz; im Gegenteil, sie haben ihre europäische Bildung und Kultur mit in den Wald gebracht und gepflegt. Dafs sie auch ohne tägliche Anregung, jahrelang einzig angewiesen auf die spärliche Kost europäischer Bücher und Zeitschriften, die auf langem Wege in ihre Einsamkeit gelangen, trotzdem auf der Höhe bleiben, ist gewifs ein Zeichen einer besonderen, in sich abgeschlossenen Geistes- und Herzensbildung.

Am Samstag den 18. November begannen wir unsere Bergtour auf den Bukit besar. Unser Gepäck wurde von fünf Malaien befördert, denen sich Mario zur Beaufsichtigung anschlofs. Wir Europäer gingen etwa um 7 Uhr der Trägerkarawane voran. Herr Nales begleitete uns, er hatte einen malaiischen Führer mitgenommen, der den Urwaldpfad genau kannte. Wir hatten, bevor wir an den Fufs des Gebirges kamen, noch in der Ebene durch Bambusdickicht und an einigen Dörfern vorbei einen ziemlich langen Weg zurückzulegen. Dann ging es in den eigentlichen Urwald hinein und zuerst langsam, dann allmählich steiler bergan. Der Urwald erschien mir in seinem unteren Teil wesentlich trockner, als der Urwald am Gedéh. Es waren wenig Moose zu sehen, und die gegen Feuchtigkeitsmangel so empfindlichen Hautfarne fehlten fast gänzlich, während

die riesigen Gewürzlilien, deren zweizeilig beblätterte Krautstämme wie Palmwedel aus dem Boden aufragen, hier ziemlich häufig und wohlentwickelt waren. Weiter oben wurde der Urwald allmählich artenreicher. Besonders zahlreich waren die Kletterpalmen, die mir mit ihren über den Weg hängenden stachelhakigen Blattpeitschen mehr als einmal die Mütze vom Kopf rissen. Je höher wir kamen, desto dichter und mannigfaltiger wurde die Pflanzenwelt. Begonien der verschiedensten Arten, dann zahlreiche Erdfarne, aber auch Laub- und Lebermoose bedeckten neben andern krautigen Gewächsen den Grund zwischen den riesigen Stämmen, an denen allerlei Epiphyten und Lianen nach oben strebten.

Unser Weg stieg als schmaler Fufspfad in dem Gewirre und Dickicht bergan. Man sah an gefällten Bäumen und Sträuchern, dafs er erst vor kurzem für den Aufstieg des Herrn Nolthenius hergerichtet worden war. Häufig genug mufsten wir über die Stämme umgestürzter Baumriesen hinweg klettern oder unter denselben hindurchschlüpfen. Bisweilen ging der Pfad durch Rinnen und Falten des Berges, in denen die Wildwasser über Gestein schäumend nach unten rauschten. Endlich, endlich kamen wir oben auf den Grad des Bergstockes und machten kurze Rast an einer Stelle, an welcher durch die Bäume hindurch ein Ausblick auf den Dempo sich öffnete. Wir hatten jetzt ungefähr die Hälfte unseres Weges zurückgelegt. Die zweite Hälfte führte ganz über den Kamm des Gebirgszuges bis zu dem höchsten Gipfel. Ich kann nicht sagen, dafs diese Gratwanderung zu den angenehmsten Touren gehört, die ich kenne. Es ging unausgesetzt im Walde bergauf und bergab. Das, was die Gratwanderungen in unsern Alpen so interessant macht, der immer wechselnde Blick auf die Plastik des Bergstockes und die Aussicht in die Ferne nach beiden Seiten, fehlte hier gänzlich, da die Urwaldbäume alles verdecken. Zuerst interessierte mich die Vegetation, hier oben, wo ein ähnlicher Einflufs des Windes und der beständigen Feuchtigkeit sich geltend macht, wie an dem viel höher gelegenen Kandang badak des Gedéh-Massivs; aber als der Weg nach jeder mühsam überwundenen Steigung immer und immer wieder nach unten führte, konnte das trotz aller Mannigfaltigkeit in der Zusammensetzung doch nur wenig wechselnde Vegetationsbild den Wunsch nicht mehr zurückdrängen, dafs endlich der erstrebte Gipfel des Bukit besar vor uns zwischen den Bäumen auftauchen möge. Wir mufsten im ganzen acht volle Stunden klettern und marschieren, bis wir unser Ziel

erreichten, in den Tropen immerhin eine ganz anständige Tagesleistung.

Auf dem Gipfel des Bukit besar hatte man die Bäume im weiten Umkreise gekappt, um freie Rundsicht zu gewinnen. In der Mitte der Lichtung auf dem höchsten Punkt stand die rumah pilar, das Schutzhäuschen aus Atap, in welchem auf einem massiven Steinpfeiler das Universalinstrument aufgestellt war. Etwas seitwärts stand die Hütte des Herrn Nolthenius, ebenfalls aus Atap erbaut und innen mit Schilfmatten austapeziert. Sie enthielt zwei Räume, vorne von aufsen zugänglich den Wohn- und Efsraum und dahinter den Schlafraum. Neben diesem Häuschen war die Küche eingerichtet, in der soeben der Koch des Herrn Nolthenius den Thee für uns bereitete. Die zahlreichen Arbeiter und Manduren des Herrn Kapitäns, welche für den Transport des Apparates und des übrigen Gepäcks zu sorgen hatten, waren an der gegenüberliegenden Seite des Gipfels in Ataphütten untergebracht, ein Ataphäuschen, gerade grofs genug, um für vier Menschen Schlafraum zu bieten, stand für uns bereit. Herr Nolthenius, der Beherrscher der kleinen Ansiedelung, begrüfste uns sehr freundlich bei unserm Eintreffen und erquickte uns mit frischem Thee. Leider waren unsere Träger mit dem Gepäck noch weit hinter uns zurück, so dafs wir nicht in der Lage waren, trockne Kleider anzuziehen und uns gegen die nebelfeuchte Kälte auf dem zugigen Gipfel genügend zu schützen. Die Aussicht von dem Gipfel war zeitweilig recht schön. Wir erkannten tief unten im Osten Bandar mit seinem Benteng im Sonnenschein. Auch das Thal, durch das wir den Tag vorher gereist waren, mit seinen grasigen Bodenwellen und den tiefen, waldigen Raweinen konnten wir wie auf einer Landkarte vor uns liegen sehen. Jenseits ragte, von Zeit zu Zeit durch Nebel und Regenwolken sichtbar, der Dempo majestätisch empor. Gegen Norden hin schweifte der Blick weit hinaus über waldige Höhen. Meistens aber verhüllte sich uns die Aussicht in kaltem, alles durchnässendem Nebel, der ab und an in wirkliche Regenschauer überging. Wir flüchteten uns dann in die rumah pilar oder in das Zimmerchen des Herrn Nolthenius, allerdings ohne rechten Erfolg, denn gegen den kalten Wind waren beide Orte nicht genügend geschützt.

Unser Gepäck kam erst in der Dunkelheit an und war zum Teil vom Regen durchfeuchtet. Wir mufsten nun im Finstern unsere Feldbetten in der Ataphütte aufschlagen, versuchten uns

mittels der grofsen Wachstuche, in denen die Feldbetten verpackt waren, gegen den eindringenden Regen zu sichern und gingen so bald als möglich schlafen. Der nächste Tag war ein Sonntag, es ist derjenige Reisesonntag, der mir die wenigst angenehme Erinnerung hinterlassen hat. Es war frühmorgens nur ganz kurze Zeit klar, dann kam wieder Nebel und Regen. Herr Nales trat schon in der Frühe den Heimweg an, während wir, auf eine Änderung des Wetters hoffend, noch einen Tag zu warten beschlossen. Ich unternahm trotz der Ungunst des Wetters am Vormittage mit zwei Trägern eine Expedition vom Gipfel in den Urwald, um Moose und Farne zu sammeln, und kehrte mit reicher Beute beladen zum Lagerplatz zurück. Nach dem Mittagessen wurde während einer kurzen, regenfreien Zeit ein kleines Wettschiefsen nach leeren Flaschen veranstaltet. Im übrigen waren wir während des ganzen Tages in einer ziemlich unerquicklichen Situation, entweder safsen wir im dicken Nebel auf den feuchten Stämmen herum oder wir hockten gedrängt in den kleinen Räumen unter dem schützenden Atapdach, während draufsen der kalte Wind die Regentropfen über den Gipfel jagte. Ich war froh, dafs ich wenigstens am Morgen hatte sammeln können, sonst wäre wohl die ganze Expedition für mich ziemlich zwecklos verlaufen.

Unter den feuchtkalten Umständen setzte es mich nicht weiter in Verwunderung, dafs ich mich erkältete und einen heftigen Anfall von Tropenruhr bekam. Es erschien mir ganz naturgemäfs und zur Sachlage gehörig. Indessen angenehm war das gerade nicht; das wurde ich erst ganz besonders gewahr, als es am Montagmorgen, da die Wetteraussichten sich durchaus nicht gebessert hatten, an den Abstieg ging. Ich hatte gar keine rechte Lust zu einem längeren Spaziergang und mufste doch acht Stunden lang klettern und marschieren, um das nächste Obdach zu erreichen. Um behaglicher gehen zu können, ging ich schon vor 7 Uhr, lange vor meinen Gefährten, oben fort und schlenderte gemächlich über den Grad. Vor dem eigentlichen Abstieg wurde eine längere Frühstücks- und Erholungspause gemacht, dann ging's wieder mutig weiter. So war ich denn schon fast dreiviertel Wegs nach unten, als die andern Herren mich einholten. Das letzte, heifseste Ende des Weges wurde mir am sauersten, ich erreichte aber doch, wenn auch ziemlich erschöpft, am Nachmittag das gastliche Dach des Herrn Nales.

Dort erwartete mich die angenehme Nachricht, dafs Herr

Fleischer gesund geworden und mit dem zurückgesandten Wagen eingetroffen war. Es stand nun eigentlich der programmmäſsigen Fortsetzung der Reise am nächsten Morgen nichts mehr entgegen. Für mich aber war nun die Gelegenheit gekommen, um mit Anstand aus dem Verband der Reisegesellschaft austreten zu können. Ich überlegte mir, wie vielmals wir durch unsere groſse Zahl in unangenehme Situationen gekommen waren. Wenn ich allein reiste, so brauchte ich sicher nicht in den Passangrahans auf Tischen oder Strohsäcken zu kampieren. Ich hatte nicht mehr auf nächtliche Karrenfahrten der Reisegenossen Rücksicht zu nehmen, sondern konnte reisen oder ausruhen wie es mir paſste und meinen Zwecken entsprach. Das Abfertigen des Gepäcks würde nicht mehr halbstundenlang über die zur Abreise festgesetzte Zeit dauern, wenn Mario ganz allein für mich zu sorgen hatte. Die Vorzüge lagen zu sehr auf der Hand und auſserdem gebot auch die Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand einen Aufschub der Abreise. So erklärte ich denn den Herren, daſs ich nicht mitgehen, sondern zunächst noch in Kalangan Djarei bleiben werde, um später allein weiter zu reisen. Es war nicht schwer, die Herren davon zu überzeugen, daſs es das Vernünftigste sei, wenn sie ohne mich von dannen zogen. Ich befand mich ja in Kalangan Djarei in bester Pflege und konnte mir von Bandar aus Wagen und Pferde zur Fortsetzung der Reise vom Annehmer kommen lassen. Zur Beförderung in dem Gepäckkarren, an dem ich ja meinen Anteil bezahlt hatte, gab ich von meinem Gepäck alles mit, was mir entbehrlich schien, so das Feldbett, das ich von nun an ja in den Passangrahans nicht mehr vermissen würde, dann alle Sammlungen, die bis dahin schon versandtfähig waren. Das, was ich zurückbehielt, konnte ich leicht bei mir im Pferdekarren unterbringen, so daſs ich also auch dadurch meine Reise vereinfachen konnte.

Am Dienstag, den 21. November, zogen die drei Reisenden mit zwei Wagen und einem Gepäckkarren von dannen. Die beiden jüngeren Herren habe ich später noch in Benkulen wieder getroffen, wo sie einen Dampfer für die Rückfahrt nach Batavia erwarteten. Sie berichteten, daſs Herr Fleischer bereits am zweiten Reisetage wieder erkrankt und dann in Eiltouren nach Benkulen gefahren sei, um einen in jenen Tagen fälligen Dampfer zu erreichen. Mit diesem ist er dann schwerkrank in Batavia angekommen und hat noch wochenlang im Lazareth gelegen. Als ich aber im Januar 1900 wieder nach Batavia kam, war er bereits wieder wohl auf, und jetzt

nach Jahresfrist schrieb er mir nach Europa, dafs er sich dort draufsen verheiratet habe. Ich darf also wohl annehmen, dafs die Durchquerung von Sumatra seiner Gesundheit keinen bleibenden Schaden zugefügt hat. Ich konstatiere das mit grofser Befriedigung, da ich doch durch mein Zureden sicher seinen Entschlufs zu der verunglückten Tour beeinflufst hatte.

Die Erkrankung, die ich mir auf den Bukit besar zugezogen hatte, war nur ein leichter, schnell vorübergehender Anfall. Am Dienstag blieb ich noch im Bett und afs gehorsam die übliche Krankenkost, die Frau Nales mir freundlich sorgend bereitete. Mein Allgemeinbefinden war aber so gut, dafs ich mit Mario's Hülfe die Pflanzen vom Bukit besar etikettieren und zum Trocknen einlegen konnte. Am Nachmittag kam Herr Nales zu mir ans Bett zu freundlicher Unterhaltung. Er übernahm es gerne, nach Bandar zu schreiben, um durch Vermittelung des Herrn Kontroleur De Kat beim Annehmer einen Wagen zu bestellen. Ein Bote besorgte den Brief und brachte am nächsten Tag die Antwort, dafs alles besorgt werde. Am Mittwoch befand ich mich so gut, dafs ich um 7 Uhr aufstand und den Tag aufser dem Bett verbrachte. Am Vormittag war ich mit meinen Sammlungen beschäftigt, Mario mufste den schönen Sonnenschein zum Pflanzentrocknen ausnutzen. Nachmittags hatte ich zu schreiben. Vor Sonnenuntergang kam der Wagen, den der Herr De Kat für mich beim Annehmer bestellt hatte. Es war das einzige Gespann, welches noch zur Verfügung gestanden hatte. Die Pferde sahen gerade nicht sehr vertrauenerweckend aus, und der Kutscher erklärte mir gleich, dafs das eine Pferd krank sei und geschont werden müsse. Ich beschlofs aber doch am nächsten Morgen gleich aufzubrechen, und Mario bekam dementsprechende Aufträge.

Als ich am Donnerstagmorgen, nach wohl durchschlafener Nacht, vor Tagesanbruch erwachte, war Mario bereits am Einpacken und mein Wagen stand vor dem Hause bereit, um beladen zu werden. Die Sonne ging um 6 Uhr hell und klar auf und vergoldete die Berggipfel. Ringsum glitzerte und funkelte das Licht auf den blanken Lederblättern der Palmen und Laubkronen und spiegelte sich in den Thautropfen an Gras und Kraut, auf Rosen und Vergifsmeinnicht, die als Pfleglinge der Frau Nales die Umgebung des Hauses schmückten. Zwei zahme Siamangs kletterten lustig in den Obstbäumen herum, und das fröhliche Jauchzen ihrer Artgenossen schallte aus dem fernen Walde herüber. Es war ein prächtiger

Morgen, recht wie geschaffen, um Reiselust und Wanderfreude im Herzen hell auflodern zu lassen. Um 7 Uhr verabschiedete ich mich mit herzlichem Dank von meinen liebenswürdigen Wirten, die mich so freundlich aufgenommen und mich so sorgsam gehegt und gepflegt hatten, wie einen guten Freund oder Verwandten. Ich brach zu Fuſs auf, um zunächst noch einen Besuch auf dem nahen Marktplatze des Dorfes abzustatten, wo heute gerade Wochenmarkt abgehalten wurde. Mein Wagen sollte mir in einiger Zeit nachfolgen.

Die Marktbuden auf dem Passar (Marktplatz) sind aus Bambus gebaut und mit Atap gedeckt. Sie bleiben immer stehen und sind also gewissermaſsen feste Markthallen, in denen die Verkäufer ihre mancherlei Waren auf geflochtenen Schilfmatten auslegen. Die Ochsenkarren, mit denen die Handelsleute sich und ihre Waren befördert hatten, standen in langen Reihen um den Passar und am Wege. In der Morgenfrühe war der Markt noch nicht sehr von Käuferpublikum belebt, als ich durch die Budenreihen schritt, um zu sehen, was dort gehandelt wird. Die Landleute der Umgegend hatten Reis, Kaffee und Früchte aller Art zu Verkauf, in den Verkaufsständen der eigentlichen Händler sah ich nicht viel anderes, als was in den Tokos der Städte verkauft wird: Sarongs, Slendangs, Kopftücher, Jacken und allerlei billige Schmucksachen und Gebrauchsartikel zum groſsen Teil europäischen Fabrikates. Manche Industrieartikel waren deutschen Ursprungs; ein Stück Seife, das ich mir zum eigenen Gebrauche erstand, trug die Aufschrift: Frankfurter Fettseife. Nachdem ich alles gesehen und hier und da ein paar Worte mit den Marktleuten gewechselt hatte, ging ich auf die Landstraſse zurück und schlenderte langsam nach Nordwesten zu, dem Gebirge entgegen. Die Landschaft war baumreich und ohne Fernsicht; am Wege aber bot sich mir reiche Gelegenheit zum Sammeln und Beobachten. Auf der Straſse kamen mir viele Landleute in Gruppen entgegen, die offenbar zum Markt zogen. Die Frauen trugen schwere Lasten und hatten häufig noch daneben ein Kind zu schleppen, die Männer gingen frei und ohne Traglast. Merkwürdig ist, daſs dieses Verhältnis der Arbeitsverteilung auch die Länge der Sarongs beeinfluſst. In andern Gegenden, z. B. im Preanger auf Java, tragen die Frauen ausnahmslos einen langen Sarong, der bis auf die Füſse nach unten fällt, die Männer dagegen tragen den Sarong über der Hose nur um die Hüften geschlungen. Hier aber tragen die Arbeiterfrauen ein kurzes Lendentuch, das

kaum bis zum halben Oberschenkel abwärts reicht, nur bei den Frauen der Vornehmeren, der Manduren und Dorfhäupter reicht der Sarong zum Knie und darüber hinab. Die Männer aber tragen lange Sarongs, die bis auf die Füfse nach unten reichen. Das Betelkauen ist bei den Ulunesen nicht so allgemein verbreitet als sonst bei den Malaien. Hier kauen nur die älteren Frauen, die Männer rauchen ihre Palmblattcigaretten.

Als mein Wagen mich eingeholt hatte, stieg ich ein, um mich vorsichtshalber noch nach Möglichkeit zu schonen. Der Weg blieb noch lange Zeit von Baumschlag begrenzt. Ein paar Male ging es durch Raweinen mit Bambusbrücken im Grunde, neben denen die Reste schöner Drahtseilbrücken als traurige Ruinen standen. Dann kamen wir durch eine offene Landstrecke mit brachliegenden Reisfeldern, welche zu dem an der Strafse im Kokoswalde gelegenen Dussun Sawah gehörten. Am Ende des Dorfes sah ich auf dem uralten Atapdach eines Hauses eine Menge von epiphytischen Gewächsen: Orchideen zum Teil mit herrlichen Blüten und verschiedene Farne. Da mich einiges darunter, besonders ein Niphobolus interessierte, so mufste Mario nach eingeholter Erlaubnis an einer Bambusstange emporklettern um mir die gewünschten Pflanzen herabzuholen. Diese Procedur erweckte natürlich das lebhafteste Interesse der Dorfleute, welche meinem Wagen neugierig gefolgt waren, und ich mufste ein gründliches Examen bestehen über Woher und Wohin, über Zweck und Ziel meiner Reise, über den Wert der Dachgewächse u. s. w. Ich war derartige Examina ja schon gewohnt und die malaiischen Redewendungen, welche eine den Frager befriedigende Aufklärung gaben, waren mir geläufig. Ich erklärte also wieder, dafs ich prüfen wolle, ob ein Obat (Heilmittel) in jenen Pflanzen enthalten sei. Eine andere, rein wissenschaftliche Verwendung wäre den einfachen Leuten natürlich nicht verständlich zu machen gewesen. Ich habe auf meinen Reisen selbst Europäer getroffen, denen es völlig unfafsbar war, dafs jemand irgend etwas unternehmen könne, was nicht direkt auf gewinnbringenden Gelderwerb abzielt. Goldminen oder Petroleumquellen aufspüren, das konnte nach ihrer Ansicht die einzige, verständige Thätigkeit eines Mannes sein, der wie ich durch Wald und Busch reiste.

Gleich hinter dem Dorf gab es wieder eine beschwerliche Raweine zu passieren, bei welcher die Pferde eine Zeitlang streikten, bis mein Kutscher vom Dorf fünf Arbeiter requirierte, welche den Wagen nach oben aus der Schlucht heraus schieben mufsten. Ich



FLUSSRAWINE IN SUMATRA.



war während des Aufenthaltes ein Stück weit vorausgegangen. Als ich wieder eingestiegen war, ging es zuerst wieder zwischen geschlossenem Buschwalde bergauf und bergab. Dann kamen wir in eine Alang-Alang-Landschaft mit einzelnen Bambushainen, in denen die Dörfer sich verstecken. Dahinter reihten sich schön bewaldete Hügel zu Ketten aneinander und aus weiter Ferne grüfsten die Berge des Barisangebirges herüber. Der Dempo lag nun schon hinter mir, um seinen kahlen Gipfel ballten sich finstere Wolken zusammen.

Gegen 1 Uhr langten wir vor dem Passangrahan zu Padang Burnei an. Der Aufseher war nicht zu Hause, aber einer von seinen Söhnen machte vorerst den Wirt. Wie angenehm empfand ich es nun, einziger Gast zu sein. Ich brauchte nur für mich zu sorgen. Mario brachte mein Zimmer in Ordnung, kochte Theewasser und brachte mir, nachdem ich Golok und Gamaschen abgeschnallt und bequeme Schuhe angezogen hatte, Thee und Kakes als ersten Imbifs auf die Veranda hinaus, wo ich im bequemen Stuhl recht behaglich von dem Rütteln und Schütteln ausruhen konnte. Während Mario im Dorf ein Huhn kaufte und die Hauptmahlzeit vorbereitete, konnte ich in Ruhe die Pflanzen, die ich unterwegs gesammelt hatte, etikettieren und einlegen, und Notizen über das, was ich beobachtet hatte, in mein Tagebuch eintragen. Inzwischen kam auch der Aufseher des Passangrahans durchnäfst von einem Gewitterschauer nach Hause oder vielmehr direkt zum Passangrahan. Nachdem ich seine erste Neugier befriedigt, sandte ich ihn mit der Aufforderung, nachher wiederzukommen, nach Hause, um sich trockne Kleider anzuziehen. Als er zurückkehrte, war ich mit meinen Pflanzen und Notizen fertig, ich hatte mir zur soundsovielten Tasse Thee eine neue Cigarre angezündet, bot dem Malaien auch eine an, und nun konnte die Unterhaltung vor sich gehen. Die Führung der Konversation blieb mir, der Mann war bescheiden und zurückhaltend und mufste gewissermafsen erst aufgethaut werden, was mir aber durch Freundlichkeit nach einiger Zeit recht gut gelang. Wir haben uns dann lange Zeit friedlich unterhalten, und ich erfuhr dabei ohne Mühe allerlei, was mich interessierte. Wir sahen vor uns drei dominierende Bergkegel, es waren aufser dem Dempo nach der Angabe meines Gewährsmannes der Bukit dingin und der Bukit Baleh, deren Namen man auf den gebräuchlichen Karten vergeblich sucht. Von wilden Tieren kommen dort vor: der Tiger, welcher im Dorfe gelegentlich Geifsen und

Kühe raubt, sich aber vom Menschen nicht sehen läfst, — ferner Elefanten, die aber auch nur äufserst selten sichtbar sind, und Wildschweine. Zum Erwerb und Lebensunterhalt bauen die Dorfleute aufser Reis Kaffee, etwas Kapok (Wollbaum), Kokospalmen, die hier schon wieder Frucht tragen, und die üblichen Obst- und Gemüsesorten. Auch Guttapercha soll im Walde gewonnen werden, aber nur in geringer Menge und, wie mein Gesellschafter besonders betonte, satu rupa sadja, nur eine einzige Art.

Beim Abendessen hatte ich Marios Kochkunst zu loben. Huhn und Reis schmeckten mir vorzüglich, einige Bananen bildeten das Dessert. Ich ging dann früh zu Bett und schlief ungestört; am frühen Morgen aber, lange bevor noch der erste Dämmerschein im Osten sichtbar wurde, stand ich auf, um in tiefer Finsternis die Platten in meinem photographischen Apparat zu wechseln. Die Bambuswände der Passangrahans haben viele Ritzen und Spalten, so dafs es nicht gelingt, irgendwo einen lichtdichten Dunkelraum zu finden. Die bevorstehenden Mondscheinnächte, welche das Plattenwechseln unmöglich machten, zwangen mich, in den folgenden Tagen mit meinen Aufnahmen sehr sparsam zu sein, so dafs ich diesen Teil meiner Reise nicht in gleicher Weise mit Bildern illustrieren kann, wie den vorhergehenden und folgenden.

Den Aufbruch des Wagens hatte ich für den Freitagmorgen auf $^1/_2$8 Uhr festgesetzt. Ich selber ging ungefähr um 7 Uhr aus dem Passangrahan zu Fufs vorauf. Zunächst hatte ich mich von dem Aufseher zu verabschieden und meine geringe Zeche zu bezahlen. Dann wanderte ich das Dorf entlang auf der Landstrafse ins Freie. Die Dorfleute waren schon früh auf und standen neugierig vor ihren Thüren. Ich erbat mir von einem rauchenden Manne Feuer für meine Morgencigarre, antwortete bereitwillig, wenn man mir hier und da „piggi mana“ (wohin des Wegs) zurief und gab auf jedes freundliche „slamat djalan“ (glückliche Reise) ein ebenso freundliches „slamat tinggal“ (glückliches Verweilen) zurück. Die Gegend war waldig und bot vom Wege aus wenig freie Aussicht. Ich kam schon bald wieder an einen Dussun längs der Strafse, dessen auf hohen Pfählen stehende Hütten im Schatten der Kokospalmen ziemlich unregelmäfsig zerstreut lagen. Von den Bewohnern war nicht viel zu sehen, sie mochten wohl in den Häusern bei der Arbeit oder beim Essen sein. In den Kronen der Kokospalmen aber trieb sich eine ganze Schar, wohl dreifsig und mehr kleiner munterer Affen umher, die unmittelbar vor und

über mir von Blatt zu Blatt sprangen und an den Stämmen auf und ab turnten. Erst einige Pal (das hier übliche Wegemafs = 1/4 deutsche Meile) weiter wurde die Gegend freier. Nach rückwärts war immer noch der Dempo zu sehen, die Luft war so klar, dafs ich auf seinem Gipfel deutlich die kahlen Lavafelder sehen und erkennen konnte, wie an verschiedenen Stellen aus dem Krater die weifsen Dampfwolken aufstiegen. Da mein Wagen mich inzwischen eingeholt hatte, so konnte ich bequem sitzend durch die offene Gegend reisen, in der es für mich nicht viel zu sammeln gab.

Mitten im Alangfelde kamen wir an einem Rastplatz vorbei, auf dem vorausbestellte Pferde zum Wechseln für einen mir entgegenkommenden Europäer bereitgehalten wurden. Auf Befragen erfuhr ich, dafs es der Oberst Christan sei, der erwartet wurde, mein ehemaliger Reisegefährte auf der „Al Norie“, der von Tebing Tinggi über Talang Padang nach Bandar fuhr. Etwa gegen 11 Uhr am Vormittag gelangten wir an den Oberlauf des Musiflusses, dessen Unterlauf ich vor fast drei Wochen bis Palembang mit der „Van Diemen“ befahren hatte. An der Stelle, wo die Landstrafse das Flufsufer erreicht, liegt der Dussun Tandjong Raja. Der Flufs hat hier schon eine respektabele Breite und starke Strömung. Da keine Brücke vorhanden ist, so mufs die Überfahrt mit einem Bambusflofs bewerkstelligt werden. Im Orte herrschte heute reges Leben; sämtliche männliche Bewohner waren auf den Beinen, denn es gab heute viel Ungewohntes zu sehen. Eben war der Oberst Christan mit seinen Wagen und Karren über den Strom gesetzt worden, ein zweiter Europäer mit einem Ochsenkarren wartete auf dieser Seite, um nach jenseits zu gehen, und nun kam ich noch als Dritter dazu, um auch das einfache Fährmittel zu benutzen. Soviel weifse Leute waren sicher seit langer Zeit nicht in Tandjong Raja gesehen worden.

Der Oberst Christan war mit seinen Fahrzeugen schon am diesseitigen Ufer, als ich eintraf. Ich stieg aus, sobald mein Wagen hielt, und ging ihm zu freundlicher Begrüfsung entgegen. Der Oberst ist ein prächtiger Mann. Seine Energie, seine Umsicht, seine Einfachheit und Anspruchslosigkeit in der für die sumatranischen Militärverhältnisse hohen Stellung, seine Hülfbereitschaft und seine Leutseligkeit gegenüber den Eingebornen müssen Jedem auffallen und gefallen, der auch nur kurze Zeit mit dem Manne in Berührung tritt. Ich habe auf meiner ferneren Reise, wo ich von

ihm sprach, immer nur ein und zwar das beste Urteil über ihn vernommen und gerne darin eingestimmt.

Unsere Unterhaltung konnte natürlich nicht von langer Dauer sein, unsere Wege führten nach entgegengesetzter Richtung. Nachdem ich dem Obersten meine bisherigen Reiseschicksale kurz berichtet und ihm Grüfse nach Kalangan Djarei und Bandar aufgetragen hatte, tauschten wir die besten Wünsche für die Weiterreise aus und dann ging's davon, der Eine nach Ost, der Andere nach West. Der Oberst reiste schneller als ich, auf ihn warteten die Ersatzpferde, die ich an der Strafse gesehen hatte. Meine Pferde waren jetzt schon müde, obwohl noch das schwerste Stück Wegs jenseits des Musi vor uns lag. Ich hatte durch den Oberst Christan auch die Bekanntschaft des anderen Holländers gemacht, welcher mit mir in der gleichen Richtung reiste. Herr Rapp ist als Ingenieur im Staatsdienst in Tebing Tinggi stationiert und hat die Wege- und Brückenbauten in dem ganzen Bezirk zu leiten. So mufs er viel unterwegs sein, und da nicht immer Pferde zu haben sind, benutzt er oftmals einen Ochsenkarren als Beförderungsmittel. Ich sollte bald Gelegenheit haben, diese Fahrgelegenheit kennen zu lernen und dem Lobe, welches Herr Rapp ihr erteilte, in gewissem Sinne beizupflichten.

Während ich mich mit Herrn Rapp unterhielt, war das Bambusflofs für die Übersetzung meines Fuhrwerkes hergerichtet worden. Der Umstand, dafs der breite Strom bei Tandjong Raja eine scharfe Biegung macht, begünstigt die Überfahrt des Fährflosses. Dadurch sind nämlich bestimmte Stellen an beiden Ufern ohne starke Strömung. Die Eingebornen schieben mit langen Bambusstäben das Flofs am Ufer stromauf und überlassen es dann der Strömung, welche es schräg über die Strommitte hinüber an das andere Ufer treibt. Dort wird es dann mittels der Stangen wieder im ruhigen Wasser stromauf geschoben bis zur Landungsstelle. Ich sah mir, nachdem ich mit meinem Gefährt und meinen Leuten ans andere Ufer gelangt war, noch an, wie Herr Rapp mit seinem Pir (Ochsenkarren für Personentransport) über das Wasser kam, dann stieg ich wieder zu Wagen, und die Reise konnte losgehen. Wenn wir Glück hatten, so konnten wir in zwei Stunden in Talang Padang sein. Das Ufer des Musi hebt sich in Terrassen bis zur hochgelegenen Hügellandschaft empor. Dementsprechend steigt der Weg vom Stromufer an längere Zeit, und es dauerte nicht gar lange, so streikten die Pferde und waren durch nichts zum Vor-

wärtsgehen zu bewegen. Herr Rapp fuhr uns mit seinem Ochsenfuhrwerk nach einiger Zeit stolz vorbei. Beschämt machten meine Pferde nun doch noch einen Versuch, und richtig, nach kurzer Wegstrecke überholten sie wieder den langsam schreitenden Ochsen des Herrn Rapp. Als nun aber bei der nächsten Steigung meine Pferde aufs neue einen längeren Aufenthalt nahmen, da wollte ich mir nicht wieder vorbeifahren lassen; ich stieg aus und wanderte zu Fufs vorauf. Ein kleines Regenschauer liefs mich nach einiger Zeit unter einem Brückendach Halt machen. Ich beschlofs dort zu warten und hoffte meinen Wagen binnen kurzem hinter den nächsten Alanghügeln auftauchen zu sehen. Statt des Erwarteten erschien aber der Ochsenkarren des Herrn Rapp. Das gute Sappitier war unentwegt mit seinem Karren im Schritt über Berg und Thal gewandert und hatte mein Gespann weit hinter sich gelassen. Zum Lohn dafür wurde es bei der Brücke, wo ich wartete, ausgespannt und durfte ein Viertelstündchen am Wege grasen. Herr Rapp war ausgestiegen, und ich erfuhr von ihm, dafs meine Pferde noch an derselben Stelle, wo ich sie verlassen hatte, von ihm angetroffen worden waren, und dafs damals noch gar keine Aussicht gewesen sei, sie weiter zu bringen.

Als der Sappi wieder eingespannt war, lud Herr Rapp mich ein, mit einzusteigen, was ich bei der Aussicht auf stundenlanges Warten im drohenden Regenwetter dankbar annahm. Nun mufste der gute Zugochse zum Lohn für seine treffliche Leistung noch eine weitere Last auf sich nehmen. Er bewies, dafs auch diese Anforderung seine Leistungsfähigkeit noch nicht überstieg. Er ging Schritt für Schritt seines Weges und brachte uns ohne Aufenthalt bis etwa 3 Pal (= $^3/_4$ Meilen) vor Talang Padang, wo er durch einen andern Sappi abgelöst wurde.

Das Fahren im Ochsenkarren gehört im allgemeinen nicht zu den angenehmsten Reisegelegenheiten. Der Karren ruht ohne Federn direkt auf der Achse der beiden Räder. Jeder kleine Stein im Wege versetzt dem Körper einen Stofs, eine steinige Wegstrecke hinterläfst dem Reisenden zahlreiche blaue Flecke. Man mufs erst gehörig mürbe sein, um nicht mehr jeden einzelnen Stofs zu fühlen. Da es während unserer Fahrt noch anfing, gehörig zu giefsen, so sah ich von der Gegend nicht viel Einzelheiten. Hin und wieder konnte ich wohl einen Blick hinauswerfen und konstatieren, dafs noch immer die Alang-Alang-Hügel uns begleiteten. Die Niveaudifferenzen zwischen Berg und Thal wurden

aber allmählich beträchtlicher und hin und wieder zogen sich schon bewaldete Höhenreihen bis dicht an unsern Weg heran. Bis kurz vor Talang Padang stieg der Weg. Dort lief er nach Überwindung einer Paſshöhe schräg abwärts am Berghang in das waldige Thal eines kleinen Nebenflusses des Musi hinab und bot uns, da auch der Regen allmählich sich verlor, schöne Ausblicke über den weiten Thalkessel auf die waldbedeckten Höhenzüge am jenseitigen Ufer.

Gegen $^{1}/_{2}4$ Uhr hielten wir unten im Orte vor dem Passangrahan. Es war ein altes, recht unansehnliches Gebäude. Ein Teil desselben war dem malaiischen Schreibgehülfen des Kontroleurs, der auch noch seinen Vater bei sich beherbergte, zur Wohnung angewiesen. Es blieben für fremde Gäste immer noch zwei Zimmer und die Hälfte der Veranda zur Verfügung, und da Herr Rapp in der Wohnung des Kontroleurs übernachten wollte, so hatte ich Platz genug. Ich hatte mir gleich bei meiner Ankunft beim Aufseher Thee bestellt und für den Abend Huhn mit Reis. Man hatte mich aber nicht richtig verstanden, und so muſste ich, obwohl ich sehr durstig war, trotz alles Reklamierens noch fast zwei Stunden auf meinen Thee warten, lieſs mir dann aber Speise und Trank umso besser schmecken. In der Erwartung, daſs mein Wagen vor Sonnenuntergang eintreffen werde, hatte ich mich für den Vorabend bei dem Herrn Kontroleur Rudolph zum offiziellen Besuch angemeldet. Als nach beendeter Mahlzeit mein Wagen immer noch nicht gekommen war, ging ich ihm ein Stück weit auf der Landstraſse entgegen und genoſs mit Wonne nach dem heiſsen Tage die Abendfrische, die sich nach dem Regen eingestellt hatte, und den Blick auf das liebliche Thal und die Höhen, die es umkränzen. Vor dem Orte traf ich einige Malaien, die mir auf meine Nachfrage erzählten, daſs sie etwa 4 Pal (= 1 Meile) vorher meinem Wagen vorbeigegangen seien. Die Pferde hatten nicht ziehen wollen, das Gepäck sei alles abgeladen worden und der Kutscher habe Arbeiter aus dem nächsten Dorfe herbeigeholt, welche den Wagen über eine Steigung hinauf schieben sollten. Das waren recht tröstliche Aussichten, besonders im Hinblick auf den angekündigten Abendbesuch bei dem Herrn Kontroleur. In meinem Reisekostüm konnte ich unmöglich meinen ersten Besuch machen. Ich kehrte also in den Passangrahan zurück und beschloſs, falls der Wagen nicht in der nächsten halben Stunde eintraf, den Besuch auf den folgenden Tag zu verschieben; denn daſs ich

morgen der Pferde wegen einen Ruhetag machen mufste, lag auf der Hand.

Es war schon völlig finster, als endlich mein Wagen vor dem Passangrahan eintraf. Das Gepäck war vollzählig und unbeschädigt. Der Kutscher aber erklärte mir, dafs er krank sei von aller Anstrengung, und Mario konnte nicht oft genug wiederholen „banjak susa, tuan!“ Viel Mühsal, Herr! Ich glaubte ihnen das auch ohne die Versicherungen, die nur darauf berechnet waren, meinen etwa vorhandenen Unmut zu besänftigen und Vorwürfen im Voraus zu begegnen. Ich erklärte gerne, ich sei froh, dafs sie überhaupt noch gekommen seien, und teilte ihnen mit, dafs ich hier einen Ruhetag machen wollte.

So war denn noch alles ganz gut abgelaufen. Ich hatte noch Zeit, mich umzukleiden und im schwarzen Anzug, mit europäischem Hut und Glacéhandschuhen Punkt 7 Uhr mit dem Herrn Rapp zusammen zum Kontroleur zu wandern. Ich wurde von dem Herrn Rudolph sehr liebenswürdig aufgenommen und für den nächsten Tag zum Abendessen eingeladen. Frau Rudolph bekam ich leider nicht zu sehen, sie litt am Fieber und mufste das Bett hüten. Wir unterhielten uns deutsch und holländisch; der Herr Kontroleur sprach sehr gut deutsch, während der Herr Rapp nur Holländisch verstand und sich also mit meinem Kauderwälsch begnügen mufste. Zur üblichen Zeit verabschiedete ich mich für heute und wurde von dem malaiischen „Uppas“ (Polizeidiener) mit einer Laterne in den Passangrahan zurückgeleitet.

Am 25. November regnete es schon vom frühen Morgen an. Das war schlechte Aussicht für das Pflanzentrocknen, das ich heute forciert zu betreiben gedachte. Dazu kamen noch die beschränkten Raumverhältnisse in dem alten Passangrahan, die mir die Arbeit erschwerten. Wundern durfte ich mich eigentlich nicht über den Regentag, denn ich reiste ja in der Regenzeit, und die vielen guten Tage vorher waren eigentlich ein unerwartetes Geschenk gewesen. So nahm ich denn die Situation gelassen hin und trug geduldig, was ich nicht ändern konnte. Und es kam schliefslich noch viel besser, als ich hatte erwarten können. Zunächst meldete sich mein Kutscher wieder gesund. Von den Pferden liefen zweie vergnügt draufsen im Grase umher, das dritte stand allerdings teilnahmlos im Stalle und sah nicht so aus, als ob ihm der eine Ruhetag besondere Energie einflöfsen könnte. Auf der einen Hälfte der kleinen Veranda des Passangrahans hatte sich der Vater des

Schreibers als tukan kulit (Sattler) etabliert. Die andere Hälfte suchte ich, so gut es eben ging, für meine Zwecke auszunutzen und begann schon in der Frühe des Morgens mit Marios Unterstützung Pflanzen einzulegen. Da der Regen allmählich nachliefs, so hoffte ich im Laufe des Vormittags auch noch die älteren Packete umlegen und zum Trocknen aufstellen zu können und war schon halb mit dem Ruhetag ausgesöhnt. Es mochte wohl $^1/_2$10 Uhr sein, da wurde ich in meiner Arbeit unterbrochen. Der Herr Kontroleur kam nämlich, um sich persönlich nach mir umzusehen und um sich namens seiner Frau zu erkundigen, was sie mir am Abend vorsetzen dürfe; ich hatte wohl am Abend vorher gelegentlich bemerkt, dafs ich wegen der voraufgegangenen Erkrankung noch mit dem Essen und Trinken vorsichtig sei. Ich war über die liebenswürdige Aufmerksamkeit sehr gerührt und bestellte mir mein Leibgericht: Huhn mit Reis, das nach alter Erfahrung in den Tropen für leicht und bekömmlich gilt. Der Herr Kontroleur sorgte noch in anderer Weise für mich. Es war nämlich aufser dem alten, zum Abbruch bestimmten, Passangrahan, in dem ich wohnte, noch ein neues Gebäude vorhanden, dafs erst vor kurzem fertig geworden und noch nicht möbliert war. Es stand mit seinen Nebengebäuden nahe bei, oben auf einem grünen Hügel. Herr Rudolph sandte nun ein paar Arbeiter, welche unter Marios Leitung in wenigen Minuten die nötigen Möbel und mein ganzes Gepäck nach oben beförderten und es dauerte kaum eine halbe Stunde, so konnte ich oben in dem geräumigen Hause meine Arbeit fortsetzen. Die Regenwolken waren inzwischen auch ganz abgezogen, die liebe Sonne schien freundlich auf die Dächer und auf die grünen Berge, die ich von der Veranda des hochgelegenen Hauses aus direkt vor mir hatte. Mit einem Schlage war die Situation zum Besten geändert, und ich konnte in Behaglichkeit und mit Gemütsruhe den weiteren Ereignissen entgegen sehen.

Nachdem Mario alle Pflanzenpackete auf dem grünen Rasen im Sonnenschein ausgebreitet oder an improvisierten Trockengestellen aus Bambus aufgehängt hatte, sandte ich ihn in die Küche, um die Herrichtung meines Mittagsmahles zu beaufsichtigen, für das ich mir diesmal, um der Qualität des Tages als eines Ruhetages auch durch eine Art Festmahl zu entsprechen, ein rechtes Festessen, nämlich Huhn mit Reis, bestellt hatte. Nach Tisch wurde ein wenig geruht und dann gebadet. Nach dem Nachmittagsthee setzte ich mich dann wieder an die Pflanzen-

arbeit und zum Schreiben und war mit Einbruch der Dunkelheit mit allem fertig.

Mit dem Abend war der Regen wieder gekommen. Ich mufste deshalb, nachdem ich mich umgekleidet hatte, im Schutze meines Pajung (chinesischen Regenschirmes) zum Kontroleur wandern. Mario ging mit der Laterne vorauf, damit ich auf der verregneten Strafse nicht allzusehr in die Pfützen geriet. Die Dame des Hauses war leider noch zu leidend, um uns Gesellschaft leisten zu können. Dafür war aber ihr jüngstes, zwölfjähriges Töchterchen mit bei Tisch. Die älteren Kinder sind alle im fernen Europa, um die dortigen Bildungsanstalten zu besuchen, oder um dort ihre Laufbahn als Militär oder als Beamte zu beginnen. Das mufs wohl mit das Schwerste sein, was für die Eltern mit dem Leben in Indien verbunden ist; man hat mir oft dasselbe Leid geklagt. Hier war nun wenigstens noch das eine Töchterchen den Eltern geblieben, aber wie lange noch, dann wird es auch aus der einsam in der Wildnis gelegenen Abtenaarswohnung hinausfliegen in die weite Welt und die armen Eltern bleiben allein, können jahrelang warten, bis sie eins ihrer Kinder wiedersehen, und müssen froh sein, wenn die lange und weite Entfernung nicht auch noch eine Entfremdung der jungen Herzen zur Folge hat. Die Anwesenheit des Kindes erschien an jenem Abend mir, der ich ja solcher Gesellschaft gänzlich entwöhnt war, wie ein rechter Sonnenschein, obwohl unser Unterhalten durch mein mangelhaftes Holländisch auf enge Grenzen beschränkt wurde. Wir Männer safsen nach Tisch bei der Cigarre noch ein Stündchen plaudernd beisammen; gegen 11 Uhr kehrte ich in meinen Passangrahan zurück.

Der nächste Tag, der 26. November, war ein Sonntag und präsentierte sich auch ganz sonntäglich, als ich am Morgen früh auf die Veranda heraus trat. Die Sonne schien zwar noch nicht hell und oben an den Bergen schwebten sogar schwere Nebel, aber es sah trotzdem nicht gerade nach Regen aus. Und dafs es bedeckt war, das konnte mir nur angenehm sein, denn ich hatte für diesen Tag einen tüchtigen Marsch vor mir. Wie der Herr Rudolph mir am Abend vorher erzählt hatte, war die Strafse nicht besonders schön und aufserdem stieg sie von Talang Padang ab ununterbrochen vier ganze Pal hindurch. Wenn meine Pferde das mit dem leeren Wagen fertig brachten, so konnte ich froh sein. Ich hatte mir also vorgenommen, wenigstens die erste Meile zu Fufs zurückzulegen. Da mir zu meiner Freude Herr Rudolph fünf malaiische Ketten-

sträflinge unter Führung eines Mandurs zur Verfügung stellte, welche meinen Wagen über die Steigung des Weges hinüber helfen sollten, so konnte ich wohl hoffen, dafs alles gut ablaufen werde.

Ich marschierte um 7 Uhr mit Rucksack und Wettermantel davon, der Wagen folgte mir etwas später nach. Mein Weg führte mich in gleichmäfsiger Steigung bald soweit am Berghang empor, dafs ich einen schönen Blick in das Thal mit dem rauschenden Flüfschen gewann. Zu beiden Seiten des Wasserlaufes waren, wo es der Raum zuliefs, Sawahfelder angelegt; an den Hängen aber standen Bambusstauden und anderes Busch- und Baumwerk, und darüber, die eigentlichen Bergketten waren mit Wald bedeckt, über dem die Nebelballen allmählich immer lichter wurden. Die Gegend erinnerte mich in ihren ganzen Zuschnitt an die Umgebung von Marburg daheim im Hessenlande, wo meine Familie während meiner Reise weilte, und das mag wohl der Grund gewesen sein, weshalb sie mir so gut gefiel und mich so sonntäglich stimmte. Landleute kamen mir entgegen, die zur Stadt wollten. Sie waren wohl etwas anders gekleidet als die Schwälmer und Ockershäuser, aber in ihrem Wesen dem fremden Wanderer gegenüber waren sie nicht so gar viel anders als die hessischen Bauern. Ich glaube, es wäre mir garnicht so sehr aufgefallen, wenn sie statt malaiisch hessisch gesprochen hätten. Die Frauen zogen still vorüber, die halbwüchsigen Kinder verkrochen sich hinter der Schürze der Mutter, die Männer erkundigten sich zum Grufse wie üblich nach Weg und Ziel.

Das Terrain, in dem mein Weg verlief, wurde allmählich, je höher ich kam, mehr und mehr waldig. Wohnplätze traf ich nur vereinzelt an. In den Bäumen eines etwas von der Strafse entfernten Waldkomplexes hörte ich die Stimmen einer Affenherde. Die Schreie, welche die Tiere ausstiefsen, waren nicht unartikuliert, wie das Lachen der Siamangs, sondern es war vielmehr, als ob einsilbige Worte mit wechselnden Konsonanten laut geschrieen würden, eine Art Affensprache. Ich bekam die Tiere nicht zu Gesicht und habe sie auch später nie wieder gehört. Affen sah und hörte ich übrigens an diesem Tage noch sehr viel. Vor allen Dingen machten sich weiter oben im Wald die Siamangs durch ihr unverkennbares Geschrei auf weite Ferne bemerkbar, und dann sah ich weiter oben unmittelbar an der Strafse zwei ziemlich grofse, gelbe, langgeschwänzte Affen in den Baumkronen.

Als ich etwa eine halbe Meile von Talang Padang entfernt war, traf ich mitten im Walde einen kleinen, armseligen Dussun.

Seitlich davon war eine Waldlichtung, die offenbar für die Anlage von Ladangs (trocknen Reisfeldern) oder Kaffeegärten bestimmt war. Weiterhin sah man es der Gegend an, dafs hier schon seit längerer Zeit Kaffeebau getrieben wurde. An sehr steilen und unzugänglichen Stellen war Urwald; an den Hängen und auf den Sätteln der Berge aber wechselten Kaffeegärten mit Alang-Alang-Feldern und jungem Buschwald. Die Kaffeegärten waren offenbar auf Urwaldboden angelegt und nach dem Abbau durch Alang-Alang besiedelt oder durch jungen Urwald eingenommen worden.

Bei einer Biegung des Weges sah ich mitten im Walde einen grünen Weideplatz, auf dem eine Kuh graste. Das sah so europäisch aus, dafs ich fast hinter der nächsten Wegbiegung eine Almhütte mit einer Sennerin erwartete. Es war aber nur ein Atapdach da als Regenschutz für die Karrenführer, welche hier einen Rastplatz haben. Aufser dem zuerst gesehenen Sappi war noch eine ganze Herde auf der andern Seite des Hügels sichtbar, und eine Reihe von Karren war neben dem Schutzdach an der Strafse aufgefahren. Die Karrenführer und die Passagiere, Frauen und Kinder hatten sich neben ihre Karren auf die Strafse gesetzt und Reis gekocht, den sie mit etwas getrocknetem Fisch als Frühstück verspeisten. Ich mufste natürlich mein Examen bestehen, dessen Einleitung durch piggi mana, tuan, einer der älteren Männer in der malaiischen Gruppe übernommen hatte.

Als ich weiter zog kam die Sonne ab und an durch die Wolken und vergoldete alles mit ihrem Glanze. Gegen 9 Uhr war ich auf der Pafshöhe. Eine Strecke weiter kam ich durch den Wald an eine Kaffeepflanzung, an deren Gärten ich eine ganze Strecke lang vorbei marschierte. Der Weg ging hier nun schon wieder bergab, ich hatte also mein vorgenommenes Pensum geleistet, und als ich ein Stückchen weiter an der Strafse einen schattigen Baum traf, legte ich den schon wieder mit botanischen Schätzen gefüllten Rucksack ab, breitete den Wettermantel auf den Rasen und zündete, mir bequem gelagert, eine Cigarre an, um meinen Wagen zu erwarten. Schon nach einer kleinen halben Stunde sah ich meine Pferde im flotten Trab um die Wegecke biegen. Es hatte wohl wieder viel susa (Mühsal) gegeben und die Pferde hatten mehr als einmal den Dienst versagt. Mit Hülfe der Arbeiterschar des Herrn Rudolph war aber alles überwunden worden. Ich stieg nun ein, und da der Weg von hier ab zuerst durchaus bergab lief, so ging es munter voran. Weiterhin kamen wieder kleine Steigungen, die,

wenn sie noch so kurz waren, jedesmal die Pferde zum Stillstand brachten. Die Gegend war meistens waldig, selten kam eine Alang-Alang-Strecke dazwischen. Menschliche Wohnstätten trafen wir nur sehr vereinzelt. Bei ihnen tauchten, als bekannte Gestalten, die seltsamen Kapokbäume mit ihren wagerechten Astwirteln wieder in gröfserer Menge auf, welche zwischen Palembang und Lahat die Gegend charakterisierten, später aber nur vereinzelt bemerkbar waren oder gänzlich fehlten.

Dank der Hülfe, welche uns der Herr Rudolph am Morgen mit seinen Strafarbeitern geleistet hatte, kamen wir an diesem Tage schon gegen 12 Uhr ins Quartier nach Tandjong Agung. Der Passangrahan war alt und schlecht, bot aber für meine Ansprüche immer noch ein ausreichend gutes Quartier. Nach einem kurzen Imbifs ruhte ich eine Stunde und liefs mir dann nach dem Bad mein Mittagsmahl, für welches Mario diesmal im Dorf ein junges Huhn ausfindig gemacht hatte, vortrefflich schmecken. Der Nachmittag wurde mit den üblichen Arbeiten an meinen Sammlungen ausgefüllt. Bei Anbruch der Dämmerung machte ich einen kurzen Abendspaziergang durch das Dorf, von dem ich noch nicht viel mehr als die nächste Umgebung des Passangrahan gesehen hatte. Die Häuser waren alt und halb verfallen, wie der Passangrahan; sie lagen, auf hohen Pfählen erbaut, zerstreut zwischen den Kokospalmen. Auf der Dorfstrafse und zwischen den Häusern war viel Vieh zu sehen, Sappi und Schafe, die von der Weide in den Stall zurückkehrten. Im Kali (Flufs) Betung besar, der im Bogen um das Dorf fliefst, badeten die Männer noch im Halbdunkel. Als ich vom andern Ende des Ortes wieder durch die Dorfstrafse in den Passangrahan zurückkehrte, war in den meisten Häusern schon Licht angezündet. Ich sah durch die offenen Thüren Männer, Frauen und Kinder in greller Beleuchtung am Boden hocken, phantastische Bilder, zu denen die im Dämmer verschwindenden Umrisse der malaiischen, halbverfallenen Hütten, die grauen Stämme der Kokosbäume, durch deren rauschende



Dorfhaus in Tandjong Agung

Blätterkronen die ersten Sterne blitzten, einen stimmungsvollen Rahmen bildeten.

Als besonderes Sonntagsvergnügen hatte ich mir vorgenommen, am Abend an meine Lieben daheim einen Brief zu schreiben, den ich gleich nach Erreichung der Westküste absenden konnte; ich kam aber nicht weit damit. Der Passangrahan war ein rechtes Insektennest. Sobald die Lampe auf der Veranda brannte, kam alles herbei, was Beine und Flügel hatte. Motten und andere Kleinschmetterlinge, fliegende Ameisen und Termiten, Mücken, Fliegen, Käfer, Wanzen. Alles kribbelte und krabbelte mir auf dem Papier, auf den Händen und im Gesicht herum, kroch in Ohren, Augen und Nase, so daſs ich schlieſslich als der Klügere nachgeben und das Schreiben für diesmal aufgeben muſste. Ich setzte mich also vom Licht zurück, brannte mir eine neue Cigarre an und lieſs meine Gedanken ein wenig heimwärts spazieren.

Schlieſslich muſste ich mir auch noch meine Reise für den folgenden Tag zurecht legen. Die nächste Tagesstation von Tandjong Agung ab war Kebon Agung. Aber dort war, wie man mir sagte, der Passangrahan verlassen, d. h. ohne Betten und sonstige Mobilien, er war schon seit Jahr und Tag nicht mehr bewohnt gewesen. Ich muſste also versuchen, mit meinen Pferden gleich am nächsten Tag nach Kepahiang zu kommen. Daſs Reisende vor mir diese Tour in einem Tage zurückgelegt hatten, war mir von verschiedenen Kundigen versichert worden. Die Gegend sollte sehr schön sein, aber menschenleer.

Nach der Karte und den Aussagen der Eingebornen muſste viel Urwald zu passieren sein, was ja für mich eine schöne Aussicht war, aber doch auch gewisse Schattenseiten hatte. Wenn ich nämlich Kebon Agung passierte und Kepahiang nicht mehr erreichte, so muſste ich im Urwald übernachten. Das Nachtquartier auf den kahlen Dielen des halbverfallenen, sicher nicht mehr regendichten Hauses zu Kebon Agung hatte auch nicht viel Verlockendes. Aber im Voraus lieſs sich nicht bestimmen, was das Richtigere sein würde, denn meine Pferde hatten den Ausschlag zu geben. Ich beschloſs also, morgen wie gewöhnlich zu Fuſs vorauszugehen, um die Pferde zu schonen, und alles Übrige dem Zufall zu überlassen.

In der Frühe des nächsten Tages (27. November) um 4 Uhr wechselte ich die Platten in meinem photographischen Apparat aus, und als ich später für den anbrechenden Tag meine Reisevorbereitungen traf, erfuhr ich zu meiner Freude, daſs Gelegenheit

war, das kranke Pferd vor meinem Wagen gegen ein gesundes auszutauschen. Ein demselben Annehmer gehöriger, leerer Wagen war aus entgegengesetzter Richtung eingetroffen, und der Begleiter desselben erklärte sich zu der Auswechselung bereit. So war also die Aussicht auf das Gelingen meines Vorhabens, die doppelte Tagestour zu bewältigen, entschieden verbessert, und rechtzeitig wurden die drei gesunden Pferde vor meinen Wagen gespannt, den Mario wie gewöhnlich mit meinen Sachen belud.

Sobald der erste Strahl der goldenen Morgensonne auf den Palmenblättern glitzerte, machte ich mich zu Fufs auf den Weg. Die Gegend, durch welche ich fröhlich in der Morgenfrische dahinschritt, war zunächst nicht viel anders als diejenige, durch die mein Weg mich am Tage vorher geführt hatte. Ich durfte aber hoffen, heute schon dem Gebirge, dessen waldige Höhen über den Alang-Alang-Hügeln vor mir sichtbar wurden, so nahe zu kommen, dafs ich Urwaldstudien machen konnte.

Es waren nicht ausschliefslich Alang-Alang-Felder, die meinen Weg begleiteten. Zunächst ging's über eine Brücke, unter welcher ein Bach im grünen Ufergebüsch dahin schäumte, dann kam ein Kapokwäldchen in Sicht, und weiterhin waren selbst Ladangs (trockne Reisfelder) und Kaffeegärten neben dem Wege zu sehen, bei denen einige armselige Hütten zu einem kleinen Dussun zusammengeschart waren. Aus den Thüren und hinter den unansehnlichen Gebäuden hervor lugten einige schüchtern neugierige Gesichter von Kindern und Frauen auf die ungewöhnliche Erscheinung des Fremdlings, der in Nagelschuhen und hohen Ledergamaschen, mit Rucksack, Büchse und Golok in der Morgenfrühe an ihrer weltfernen Heimstätte vorbeizog.

Um die Spuren der Kultur, welche die menschlichen Wohnungen und das bebaute Land bezeichneten, machte sich der Feind der Kultur, das Alang-Alang-Feld, gewaltig breit, und sicher vermag nur ein beständiger, harter Kampf gegen diesen Feind die Kaffeegärten und die Ladangs in ihrem Bestande zu erhalten. Vereinzelte Büsche im Alangfelde, Baumstümpfe und kleinere Waldpartieen an manchen Stellen erwecken den Eindruck, als ob hier früher der ursprüngliche Urwald ausgerodet worden sei, um Land für Kaffee oder Reis zu gewinnen, und als ob dann auf den abgebauten Feldern das Alanggras das Aufkommen neuen Urwaldes verhindert hätte. Es schien mir, als ob hier der Alang-Alang besonders dicht stände und lange nicht, vielleicht noch niemals, abgebrannt worden

sei. Das Eindringen in diese Vegetation, auch nur wenige Schritte von dem Wege ab, war mit den gröfsten Schwierigkeiten verknüpft, wie ich zur Abkühlung meines Jagdeifers erfahren sollte.

Ich sah nämlich an diesem Tage viele Exemplare eines elsterartigen Vogels mit schönen, milchkaffeebraunen Schwingen. Um einen Balg mitnehmen zu können, beschlofs ich, mein Jagdglück zu versuchen. Ich brauchte nicht lange zu warten, so sah ich einen dieser nicht gerade scheuen Vögel etwa dreifsig Schritte vor mir neben dem Wege auf einem Alanghalm sitzen. Der Schufs krachte, die Federn stoben, und ich war sicher, dafs ich meine Jagdbeute am Grunde des Halmes im Grase finden werde und nur aufzunehmen brauche, um sie dem Mario zum Abbälgen und Präparieren zu übergeben. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Alang-Alang gemacht. Ich ging zunächst den Weg voran bis zu der Stelle, wo der Vogel etwa vier oder fünf Schritte vom Rande des Alangfeldes entfernt auf dem Halme gesessen hatte. Da ich feste Schuhe und hohe Gamaschen trug, so brauchte ich mich etwaiger Schlangen und Skorpione wegen nicht zu scheuen, die kurze Strecke in das Grasfeld hineinzudringen. Ich drängte mich also vom Wegrande aus zwischen die weit über mannshohen Grasbüschel hinein, fand mich aber am Vordringen verhindert durch eine geradezu filzartig verflochtene Masse von alten Blättern und Halmen, welche wie eine dichte Decke in etwa Meterhöhe über dem Boden zwischen den frisch aufschiefsenden Halmen und Blättern festgehalten wurde. Ich versuchte, mir mit dem Golok durch kräftige Schläge einen Weg zu bahnen. Aber schon nach den ersten Hieben blutete meine Hand über und über von Schnitten und Ritzen, welche die scharfen Ränder der Grasblätter bei dem heftigen Vorbeistreifen verursacht hatten. Oben auf der Filzdecke zu gehen, ist gänzlich unmöglich, dazu ist sie nicht fest genug, man tritt bei jedem Schritt hindurch und versinkt bis an die Brust in dem Gewirre fester Riemen und Stricke, das die kräftigen Blätter und Halme darstellen. Man mufs sich also langsam vorwärts arbeiten, indem man die festeren Stränge mit dem Golok zerschneidet, die minder festen durch kräftiges Anstemmen des Körpers zerreifst oder zur Seite drängt. Wohin man mit den Füfsen tritt, das bekommt man nur zu sehen, wenn man gewaltsam eine gröfsere Öffnung in die Decke macht. Ich glaube, wenn die Ulunesen das Märchen vom Dornröschen kennten, — sie würden sicherlich statt der Dornenhecke um das verwunschene Schlofs ein

Alang-Alangfeld wachsen lassen, in dem sich die abenteuerlustigen Prinzen zu Dutzenden fangen könnten. Im dichtesten Urwalde, wo nur saftige Krautstämme und leicht zerhaubare Lianen und gelegentlich das morsche Geäst eines umgesunkenen Baumriesen den Weg verlegen, ist viel leichter ein Durchweg zu gewinnen.

Ich gelangte übrigens nach einer für die kurze Entfernung geradezu lächerlich langen Zeit doch an den Anschufs, sah die Löcher, welche die feinen Schrotkörner rings um den Sitzplatz des Vogels in die Grasblätter geschlagen hatten, fand die Federn, die ich nach dem Schufs hatte fliegen sehen, aber den erlegten Vogel sah ich nicht. Er war in dem Gewirre von jungen und alten, grünen, grauen und braunen Pflanzenteilen ebensogut verschwunden, wie eine Stecknadel in einem Bündel Heu verschwindet. Es nützte mir nichts, dafs ich ringsum alles absuchte, dafs ich mich, die Blattfilzdecke durchschneidend, bis zu dem nackten Boden hindurcharbeitete; wollte ich nicht meine an diesem Tage besonders kostbare Zeit unnütz vergeuden, so mufste ich ohne den Vogel abziehen mit dem tröstenden Bewufstsein, dafs ich durch meine Mühe wenigstens die Wuchsweise des urwüchsigen, unberührten Alang-Alang gründlich kennen gelernt habe, und dafs es ja noch mehr Vögel der gleichen Art zu schiefsen gab. In der That hatte ich schon nach kurzer Zeit Gelegenheit, an günstigerer Stelle einen ganz gleichen Vogel zu erlegen und als Jagdbeute in den Rucksack zu schieben.

Nachdem ich etwa eine Meile weit über Berg und Thal marschiert war, traf ich in einem Walde am Wege ein schattiges Plätzchen, das ich zum Ruheplatz wählte, um auf meinen Wagen zu warten. Ich hatte heute in der menschenarmen Gegend nur sehr wenige Eingeborne unterwegs getroffen; als ich jetzt am Waldrande im Schatten safs, kam eine gröfsere Gesellschaft, sechs oder sieben Männer, eifrig schwatzend um die Wegecke. Sie waren alle mit Schirmen bewaffnet gegen die Sonne, die, allmählich emporsteigend, schon ziemlich heifs herunterbrannte. Meist waren es chinesische Pajungs, die als Sonnenschirme fungierten, einer der Leute aber erfreute sich des Besitzes eines hellen, europäischen Damensonnenschirmes und schien nicht wenig stolz auf diesen Besitz; er stellte sich wenigstens, als sie zu mir kamen, so, dafs ich das Wunder sehen mufste, und machte mich auch noch in anderer Weise auf sein wertvolles Eigentum aufmerksam. Nachdem ich nämlich mein Examen über meine Personalien glücklich bestanden

hatte, schaute man sich mit unverholener Bewunderung mein Gewehr an, und mein Golok, den ich abgeschnallt und neben mich ins Gras gelegt hatte, ging von Hand zu Hand. Auch dieses Gerät, dessen Holzscheide geschnitzt und dessen Klinge mit einer einfachen Zeichnung graviert ist, fand allgemeinen Beifall, und der glückliche Schirmbesitzer bot mir seinen Schirm zum Tausch gegen mein Waldmesser an. Ich konnte mich aber nicht entschliefsen, den Handel einzugehen, da ich den Golok augenblicklich notwendiger gebrauchte, als einen Schirm.

Als die Männer weitergezogen waren, hatte ich noch eine Zeit lang zu warten. Beim Botanisieren entdeckte ich einen Bambusknüppel, welcher eine Zeile mit scharfem Griffel eingeritzter, mir unbekannter Schriftzeichen trug. Ob das eine Art Warnungstafel an der nahen Brücke gewesen, ob es ein verloren gegangener Liebesbrief eines ulunesischen Jünglings war, oder der Fehdebrief einer Dorfschaft gegen die andere? Mir blieb die Sache völlig rätselhaft, und selbst mein erfahrener Mario, der inzwischen mit dem Wagen herangekommen war, konnte keine andere Auskunft geben als „orang sini tulis bagitu“, d. h. „die Leute schreiben hier so“. Das hatte ich mir selber auch schon gedacht. Ich liefs also das beschriebene Stück sorgfältig von dem Knüppel abspalten und verpackte es mit dem Vogelbalg zu allen andern Raritäten in den Rucksack.

Mein Wagen hatte für die Strecke, die ich zu Fufs zurücklegte, verhältnismäfsig lange Zeit gebraucht; ich vermutete zunächst, dafs Mario und der Kutscher sich mit der Abfahrt verspätet hatten. Nach ihrer Aussage waren sie pünktlich aufgebrochen, hatten aber unterwegs mit den Pferden viel Last gehabt. Ich hatte bald Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, dafs das Gespann trotz des Austausches des kranken gegen ein gesundes Pferd keine Schnellpostbeförderung zuliefs. An jeder ernstlichen Steigung des Weges erneuerten sich die Scenen, die ich von den vorhergehenden Reisetagen schon zur Genüge kannte. Ich war also mehr zu Fufs als im Wagen und beklagte das eigentlich nicht; denn allmählich wurde die Gegend, die nächste Umgebung des Weges immer buschiger und waldiger. Es gab bald hier, bald dort etwas zu sehen und zu sammeln, so dafs ich, selbst wenn einmal die Pferde im Zuge waren, ab und an aussteigen mufste, um irgend etwas aus der Nähe zu betrachten oder einzuheimsen. Wir hatten heute aufser verschiedenen gröfseren und kleineren Raweinen mit fahr-



Flufsübergang bei Kembangsiri.

baren Brücken noch einen gröfseren Nebenflufs des Musi auf dem Bambusflofs zu passieren. Neben der Fähre, die an einem Rotangseil festgemacht war, führte eine hohe Drahtseilbrücke über den Flufs, die aber wiederum an beiden Enden mit Bambus vernagelt war, weil der morsche Belag nicht mehr ohne Gefahr passierbar war. Das Gepäck wurde alles vom Wagen abgeladen und durch Mario und den Kutscher über die baufällige Brücke geschleppt. Wagen und Pferde wurden in halsbrecherischer Arbeit unter Assistenz einiger Arbeiter aus dem nahen Dorf Kembangsiri über den steilen Uferhang auf das Flofs gebracht. Am andern Ufer wurde der Wagen frisch beladen, und dann ging es wieder weiter. Immerhin hatte das Übersetzen ungefähr einen Aufenthalt von einer Stunde verursacht, was ja für meinen Plan, in einem Tage Kepahiang zu erreichen, wenig günstig war. Als nachher die Pferde immer wieder Erholungspausen gebrauchten, da wurde es mir bald klar, dafs die Ausführung meines Planes eine Unmöglichkeit und dafs das Nachtquartier in dem verlassenen Passangrahan zu Kebon Agung nicht zu umgehen war.

Es war bereits 3 Uhr nachmittags, als die müden Pferde vor dem in Verfall begriffenen Gebäude Halt machten. Nachdem das

Gepäck von dem Wagen auf die Veranda übertragen war, sandte ich Mario zu dem Vorsteher des ziemlich ansehnlichen Dorfes mit der Bitte, mir einen Tisch und irgend eine Sitzgelegenheit zu borgen. Beides wurde gebracht, und ich konnte mir's nun wenigstens etwas bequemer machen und meine Pflanzen sitzend einlegen. Während ich an dem Tisch auf der Veranda safs und mit meinen Pflanzen beschäftigt war, versammelte sich unten an der kurzen Treppe, welche von dem Grasplan vor dem Hause zu der Veranda emporführte, das halbe Dorf, besonders zahlreich waren natürlich die Kinder vertreten, die halb scheu, halb neugierig zu mir herauf gafften, sich mit den Ellbogen anstiefsen und einander Bemerkungen zuraunten und erschreckt schwiegen, wenn ich den Sprecher ins Auge fafste. Die Erwachsenen, ausnahmslos Männer, standen stumm umher, zündeten ab und an eine neue Cigarette an und harrten der Dinge, die sich noch ereignen würden. Als Mario mir den Thee gebracht hatte, unterbrach ich meine Arbeit und nahm mir Zeit, mir die Gesellschaft etwas näher anzusehen. Was mochten wohl für Gedanken und Empfindungen in den schwarzäugigen und schwarzhaarigen Kinderköpfen, alt und jung, dort vor mir ihr Wesen treiben. Ich mufste an die Zeit zurückdenken, wo ich als Junge mit meinen Kameraden neugierig und mit einem gewissen Gefühl von achtungsvoller Scheu einen auf der Treppe des grünen Wohnwagens sein Mittagsmahl verzehrenden Mohren anstarrte, welcher zum Jahrmarkt in unsere kleine Stadt gekommen war, um sich als Feuerfresser zu produzieren. Mit ähnlichen Augen und Gedanken, wie wir den Neger, mochten mich wohl jetzt die Malaien betrachten. Und in der That hatte ich ja manches um mich und an mir, was wohl die Aufmerksamkeit der grofsen und kleinen Kinder beschäftigen konnte, wenn ich auch nicht gerade als Feuerfresser in ihren stillen Ort gekommen war. Der tuan besar, der Resident des Landes, welcher wohl vor Jahr und Tag dort einmal durchgereist und feierlich begrüfst worden war, der Oberst, den sie vor wenigen Tagen auf der Landstrafse durch ihren Ort hatten fahren sehen, vereinzelte Gold- und Petroleumsucher, welche gelegentlich das Dorf passierten, das waren die Europäer, die sie kannten; an deren Erscheinung mochten sie gewöhnt sein, bei ihrem Anblick fanden ihre Gedanken einen sichern Halt; sie wufsten, wer die Leute waren und was sie wollten. Und keiner von denen hielt sich länger als einige Minuten oder höchstens eine Stunde in ihrem Dussun auf. Ich dagegen richtete mich dort häuslish ein, ich trug

eisenbeschlagene Schuhe und hohe Ledergamaschen, ich hatte einen langen Bart, an den seit Wochen keine Schere gekommen war. Das alles war ein ungewohnter Anblick, nicht zum wenigsten das letztere in einem Lande, wo selbst dem stattlichsten Manne höchstens ein dreihaariges Schnurrbärtchen beschieden ist. So safs ich denn wie ein Wunderding auf dem Präsentierteller und liefs mich anstaunen. Ich bin es ja wohl gewohnt, viele Augen auf mich gerichtet zu sehen; aber für gewöhnlich ist es doch nicht das Aussehen meines äufseren Menschen, das die Aufmerksamkeit auf mich lenkt. Ich mufs gestehen, das Angestauntwerden war mir ein wenig unbehaglich. Viel lieber hätte ich gesehen, wenn einer der Erwachsenen mit dem bekannten „piggi mana, tuan“ mir Gelegenheit gegeben hätte, mit meinen Zuschauern in mündlichen Verkehr zu treten. Aber es schien, als ob keiner der Anwesenden sich zu solcher Fragestellung berechtigt hielt; und die Versuche, die ich selber zur Anknüpfung einer Unterhaltung machte, indem ich einen der Nächststehenden irgend etwas fragte, hatten auch keinen rechten Erfolg. Ich bekam wohl kurze Antwort, aber der Gefragte zog sich auch alsbald etwas weiter zurück, um einer zweiten Anrede zu entgehen. Mit den Kindern konnte ich noch am ersten eine, wenn auch wortlose Unterhaltung anknüpfen. Ich nickte einem grofsen, etwa sieben- oder achtjährigen Mädchen, welches auf seiner Hüfte im Slendang ein kleines Brüderchen mit herumschleppte und welches seine grofsen, braunen Augen unverwandt auf mich gerichtet hielt, freundlich zu. Die Folge war, dafs es sich umschaute, ob etwa hinter ihm jemand stehe, dem mein Nicken galt. Dann wanderte der Blick wieder fragend zu mir empor. Ich nickte wieder. Nun wurden die braunen Augen niedergeschlagen, und die beiden ungefähr gleichalterigen Nachbarinnen, die natürlich alles mit Aufmerksamkeit beobachtet hatten, bekamen einen Rippenstofs. Als ich aber bald darauf zum dritten Male lächelnd nickte, da nickte das Kind auch, um aber dann sofort mit seinen Freundinnen hinter der Treppe und unter dem Podium der Veranda kichernd zu verschwinden. Nach einiger Zeit kam zuerst ein lustig zwinkerndes, braunes Augenpaar hinter der Treppe zum Vorschein, dann das zweite, und bald standen alle wieder am alten Platze, um nun schon mit lautem Jubel unter dem Hause zu verschwinden, sobald ich wieder den Kopf bewegte. Das Spiel nahm aber bald sein Ende, da meine Aufmerksamkeit in anderer Weise in Anspruch genommen wurde. Es erschien nämlich ein Mann, welcher einen

Stuhl trug ähnlich dem, welchen mir das Dorfhaupt geliehen hatte. Der Stuhl wurde auf der Veranda des Passangrahan niedergesetzt, und alsbald erschien auch der Mann, für den der Stuhl bestimmt, das Dorfhaupt in eigener Person, und nahm nach kurzem Grufs stumm und feierlich seinen Sitzplatz ein. Es war fast wie auf dem Theater. Unten standen die Zuschauer, oben auf der Veranda links von der Treppe stand der Tisch, auf dem meine Pflanzen und Papiere lagen und neben dem ich auf meinem Stuhle safs. Rechts von der Treppe safs würdevoll der Pembarep, der junge Dorfkönig, durch dessen Gefälligkeit ich zu meiner bequemen Sitzgelegenheit gekommen war. Gesprochen wurde zunächst nichts. Der Häuptling winkte einem seiner Leute. Es wurde ihm ein Trinkglas gebracht, er hielt es gegen das Licht, um zu sehen, ob es sauber sei. Inzwischen hatte ein anderer Mann am Fufse der Treppe eine unreife Kokosnufs geöffnet; das Dorfhaupt schüttete das darin enthaltene Wasser in das Glas und reichte mir dasselbe herüber. Ich nahm es mit freundlichem Dank aus seiner Hand, an der ein dicker goldener Brillantring funkelte, und erquickte mich an dem frischen Trunk. Dann reichte ich ihm aus meiner Cigarrentasche eine europäische Cigarre, die mit Dank und unter dem beifälligen Gemurmel der Zuschauer angenommen wurde. Mit diesem Vorspiel war so quasi das erledigt, was die Kinder, wenn sie eine neue Bekanntschaft machen, durch die Worte auszudrücken pflegen: „Thu' mir nichts, ich thu' Dir auch nichts!" Und nun nahm denn endlich auch die stumme Scene, die mir, weil ungewohnt, ungemütlich war, ein Ende. Der Pembarep eröffnete die Unterhaltung mit den gewöhnlichen Fragen über Zweck und Ziel der Reise, und ich konnte allmählich in gewohnter Weise Gedanken und Rede in ein behagliches Fahrwasser lenken. Nach einiger Zeit kamen wir auf das Nachtquartier zu sprechen, das ich mir ausgesucht hatte. Während ich nun die Aussichten für die kommende Nacht in möglichst günstigem Lichte darzustellen suchte, hob der Häuptling alle Nachteile des alten Gebäudes in grellster Beleuchtung hervor. Das Dach des Passangrahans sei nicht mehr regendicht. Die Thüren und Fenster lassen sich nicht mehr schliefsen. Es sei kein Licht dort vor dem Winde sicher. Das Haus stecke voller Ratten und anderem Ungeziefer. Genug, er malte in den schwärzesten Farben und schlofs seine Rede damit, dafs er mich zu sich in sein Haus als Gast einlud.

Was war da zu thun? Ich habe dort draufsen Reisende kennen

gelernt, die jeden braunen Mann für einen Erzschelm und Betrüger hielten. Sie würden wohl in meiner Lage argumentiert haben: „Der Kerl will dich in eine Falle locken, damit er und sein Gesindel dich nächtlicher Weile bequem ausplündern kann. Die Schufte wollen dir gewifs an den Kragen. Verschanze dich in deinem Passangrahan, lade beide Läufe deines Gewehrs und lege den Golok neben dich auf die Matte. Besser mit Ratten und Mäusen in einem Raum auf dem glatten Boden übernachten, als mit Räubern und Mördern in einer Höhle!“ Ich hatte aber die Malaien bisher überall nur von einer guten Seite kennen gelernt; ich nahm ohne Zögern das freundliche Anerbieten des Dorfhauptes dankbar an und war froh, auf diese Weise einen tieferen Einblick in die Denk- und Lebensweise dieser Leute zu gewinnen, zugleich mit der Aussicht auf ein behaglicheres Nachtquartier. Ich wanderte also mit dem jungen Dorfhaupte aus dem öden, halbverfallenen Rasthause in den Dussun hinüber. Mein Gepäck nebst den Waffen blieb unter der Aufsicht Marios zurück, der eben beschäftigt war, ein aus dem Dorfe herbeigeholtes Huhn für die Mittagsmahlzeit herzurichten; nur mein Handtäschchen, in dem sich mein Tagebuch und sonstige Papiere befanden, nahm ich mit hinüber.

Das Dorf Kebon Agung ist ziemlich regelmäfsig erbaut. In der Mitte ist ein grofser, rechteckiger Platz, von zahlreichen Kokospalmen beschattet. Die beiden Längsseiten und eine Schmalseite nehmen die einfachen, auf hohen Pfählen stehenden Bambushäuser ein. Die vierte Seite aber wird ganz ausgefüllt von dem grofsen und sehr stattlichen Hause des Dorfregenten, welches, aus festem braunem Holz erbaut, ebenfalls auf hohen Balken ruht, durch seine Bauart und Gröfse von den gewöhnlichen Dussunhäusern aber gänzlich verschieden ist. Eine grofse Freitreppe führt nach oben auf die breite, luftige Galerie, welche vorne und zur Seite um das Gebäude läuft. Auf dem ziemlich breiten oberen Absatz der überdachten Treppe sind zu beiden Seiten Holzbänke angebracht, auf denen ein Teil der Kinder und Erwachsenen, welche sich hinter uns die Treppe hinaufgedrängt hatten, dauernd Posto fafsten. Für uns wurden auf den Wink des Hausherrn ein runder Tisch mit Marmorplatte nebst zwei Stühlen aus dem Innern des Hauses auf die Veranda gebracht. Mein Wirt bot mir eine holländische Cigarre an, die gar nicht übel war, und beorderte dann offenbar in der Meinung, dafs ein Europäer immer etwas zu trinken vor sich haben müsse, eine Flasche Apollinaris. Die Flasche mochte be-

sonders fest gekorkt oder die Leute nicht darin geübt sein, solche Flaschen zu öffnen, — nachdem die Stopfenzieher zweier Taschenmesser abgebrochen und in dem widerspenstigen Pfropf stecken geblieben waren, brachte man ratlos die Flasche uneröffnet an unsern Tisch. Ich besah den Schaden und riet, man solle sich an meinen Mario wenden, der in solchen Fällen zu helfen wisse. Und richtig, nach einiger Zeit wurde die Flasche offen und zum Dritteil entleert zurückgebracht. Mario hatte einfach mit einem Bambusstäbchen den Kork in die Flasche hineingestofsen, wobei es allerdings für ihn und die neugierig um ihn stehenden Dorfleute nicht ohne ein kleines Sturzbad abgegangen war, welches grofse Heiterkeit erregt hatte.

Wir besprachen nun bei unserer Cigarre — der Pembarep hatte sich auch eine angebrannt — mancherlei. Ich erinnere mich noch, dafs wir längere Zeit uns darüber unterhielten, welchen Nutzen es für das Dorf bringen könnte, wenn es durch eine Eisenbahn mit Palembang und mit Benkulen verbunden wäre. Auch über Schnee und Eis und ähnliche heimische Wunderdinge mufste ich meinem braunen Wirt allerlei Fragen beantworten. Ich gewann den Eindruck, dafs ich es mit einem offenen Kopf zu thun habe, der über manche Dinge sich unterrichtet erwies, die ein gewöhnlicher Ulunese nicht kennt. Natürlich konnte der Mann lesen und schreiben. Die offenen Züge seines hübschen, männlichen Gesichtes, sein freimütiges und doch echt malaiisch gemessenes Benehmen mir gegenüber konnten den Eindruck, den ich aus der Unterhaltung von den Geisteskräften und dem Bildungsstande des Mannes gewann, nur bestätigen. Wohl um mir die grofse Zahl der Kinder und Erwachsenen zu erklären, die ich im Hause aus und ein gehen oder auf der Veranda herum sitzen sah, setzte mir mein Gastfreund seine Familienverhältnisse auseinander. Sein vor mehreren Jahren verstorbener Vater war Passira (von der Regierung bestellter Dorfamtmann) gewesen und hatte den Ehrentitel eines Pangeran geführt. Nach dessen Tode war der ältere Bruder meines Wirtes zum Passira bestellt worden. Vor etwa sechs Wochen war nun der Bruder ebenfalls gestorben und hatte zwölf Kinder hinterlassen, deren Unterhalt und Erziehung nun zugleich mit der Würde des Hausältesten meinem Wirte zugefallen war. Er hatte alle Last und Arbeit übernehmen müssen. Die Regierung hatte ihn aber vorerst noch nicht zum Passira ernannt, sondern er war nur Pembarep (Stellvertreter). Es war deshalb sein sehnlichster Wunsch,

die Passirawürde zu erhalten; ein Grund, weshalb sie ihm bisher nicht verliehen worden, war ihm nicht bekannt. Ich sprach die Vermutung aus, dafs vielleicht nur der Wechsel der Regierungsbeamten in Kepahiang, der sich gerade in jener Zeit vollzog, die Ursache für das Ausbleiben der Ernennung sei. Der Herr Veenstra, der neuernannte Assistent-Resident von Kepahiang, den ich noch als Kontroleur in Muara Enim kennen gelernt hatte, sei gewifs ein gütiger und gerechter Herr und werde wohl auch diese Angelegenheit mit Wohlwollen erledigen. Da aus meinen Worten hervorging, dafs ich einige der Herren Regierungsbeamten persönlich kennen gelernt hatte, so mochte mein Wirt glauben, dafs ich einen Einflufs auf die Gestaltung seines Geschickes haben könne. Er bat mich, doch in Kepahiang ein gutes Wort für ihn einzulegen. Ich erklärte ihm nun, dafs mein Wort in dieser Sache ein gar geringes Gewicht hätte, aber sein Vertrauen auf meine Fürsprache konnte ich doch nicht ganz erschüttern. Ich versprach ihm denn auf seine Bitte, dafs ich, wo mir Gelegenheit dazu geboten werde, den Herren Ambtenaaren seinen Wunsch mitteilen werde; irgend welche Hoffnungen dürfe er aber daran nicht knüpfen, und ich sei überzeugt, dafs auch ohne mein Zuthun die Regierung alles in der rechten Weise lenken und erledigen werde.

Während wir auf der Veranda uns unterhielten, war allmählich die Dämmerung hereingebrochen, und Mario hatte inzwischen sein Werk in der Küche des Passangrahans vollendet. Er brachte nun in geliehenem Geschirr ein junges, zartes Huhn mit Reis, einige Bananen und frischen Thee. Mein Wirt fragte mich nun, ob ich zu meinem Essen Wein oder Bier wünsche, und wunderte sich, als ich beides dankend ablehnte, um beim Thee zu bleiben. Er zog sich dann, wohl zum eigenen Mahl oder um mich nicht beim Essen zu genieren, ins Haus zurück.

Während ich afs, verglommen allmählich die letzten Sonnenstrahlen hinter den Palmen und die Dunkelheit brach schnell herein. Im Hause zündete man bereits die Lampen an, und Mario, der Nachtzeug und Schlafdecke gebracht hatte, schlug mir vor, nunmehr in das Innere des Hauses überzusiedeln. Ich betrat durch die Thür eine weite Halle, welche die ganze Breite des Hauses einnahm. Die Decke wurde durch zwei Holzsäulen getragen, welche wie ein hessischer Wegweiser mit roten und weifsen Schrägstreifen bemalt waren. In der linken Hälfte des Hauses hielten sich mehrere jüngere und ältere Männer auf, das Ingesinde

des Hauses. Sie kauerten meist rauchend und schwatzend in Gruppen um kleine, flackernde Lämpchen am Boden; der eine oder andere lag schon schlafend auf seiner Schilfmatte. Die rechte Hälfte der Halle war für mich bestimmt. Vorne hing eine grofse Petroleumlampe von der Decke und verbreitete auf dem von der Veranda wieder hereingebrachten Tisch helles Licht. Um den Tisch waren grofse Rohrlehnstühle gestellt. Im Hintergrunde an der Wand stand ein umfangreiches indo-europäisches Bett mit Moskitennetz. Kopfkissen und Schlummerrolle lagen auf der frisch weifsbezogenen Matratze. Ich setzte mich an den Tisch und schrieb einige Worte in mein Tagebuch. Dann aber kam bald mein Wirt zurück, um sich mit mir zu unterhalten. Er brachte mir eine neue Cigarre, erkundigte sich, ob ich genügend mit Thee versorgt sei oder ob ich sonst irgend welche Wünsche habe, und setzte sich, als ich mich mit meiner gegenwärtigen Lage zufrieden erklärte, mir gegenüber an den Tisch.

Wir kamen noch einmal auf seine Familienverhältnisse zu sprechen. Er erzählte mir mit Stolz, wie angesehen sein Vater bei der Regierung gewesen sei. Man habe ihm wegen seiner Verdienste einen goldenen Kris verliehen, der noch als Familienerbstück aufbewahrt werde. Einer von den Leuten mufste den Kris mit der goldbeschlagenen Scheide herbeiholen. Die Klinge dieser Zierwaffe war nicht besonders schön, ich hatte in Sammlungen und bei Händlern auf Java bessere gesehen. Der Griff und die Scheide aber zeigten schöne, inländische Gold-Filigranarbeit welche einen hohen Wert repräsentieren mochte. Ein Dokument welches mit dem Kris zusammen aufbewahrt wurde, gab offizielle Urkunde von dem Akt der Verleihung durch das Gouvernement. Eine zweite ähnliche, holländisch und malaiisch ausgestellte Urkunde mit Siegel und Unterschrift bekundete die Erhebung des Passira Rekadi in den Stand eines Pangeran, was nach unseren europäischen Begriffen etwa der Verleihung des persönlichen Adels gleichkommt.

Im Anschlufs an die Besichtigung dieser Dokumente spielte sich eine bemerkenswerte Scene ab. Das Ansehen und der Glanz des Hauses, die sich in den Urkunden und dem goldenen Kris vergegenwärtigten, mochte einem alten Diener der Familie das Herz bewegt haben. Während mein Wirt gegangen war, um aus seiner Schatzkammer einen anderen Gegenstand herbeischaffen zu lassen, von dem er zu mir mit einem mir unbekannten malaiischen

Worte gesprochen hatte, löste sich aus der Gruppe des Ingesindes, das sich, wie erwähnt, in demselben Raume aufhielt, ein alter Knabe ab, hockte neben meinem Stuhl nieder und sagte, nachdem er mich mit ans Haupt gelegter Hand ehrfurchtsvoll begrüfst hatte: „Ich wünsche mit Dir zu reden, Herr.“ Als ich meine Bereitwilligkeit, ihn anzuhören, kundgegeben, klagte er mir, dafs sein junger Herr noch nicht Passira sei, obwohl er es so sehr verdiene und sicher ebensogut wie sein Vater, der verstorbene Pangeran, des Amtes walten würde. Der alte Herr sprach leider etwas leise und undeutlich, ich verstand seine lange Rede nicht ganz lückenlos. Es schien mir, als ob er die Ernennung seines Herrn zum Passira besonders deswegen wünschte, weil dadurch den Dorfbewohnern manche Mühe erleichtert werde. Vielleicht kann der Passira mancherlei Rechtsgeschäfte selbständig erledigen, um derenwillen die Parteien jetzt zum Kontroleur in die weit entfernte Stadt müssen. Genug, der Schlufs der Rede war die inständige Bitte in seinem und seiner Genossen Namen, ich möchte dafür sorgen, dafs sein junger Herr bald Passira werde. Ich erklärte natürlich wieder, dafs ich eigentlich gar nichts dazu thun könne, dafs ich aber bereits versprochen hätte, dem Herrn Ambtenaar in Kepahiang den Wunsch seines Herrn, Passira zu werden, mitzuteilen. Zufrieden mit dieser Erklärung erhob der Alte sich mit ehrfürchtigem Grufs. Ich kann mir nicht denken, dafs die Scene mit dem alten Knecht ein von seinem Herrn ins Werk gesetztes Manöver war, etwa um mich noch einmal an meine Zusage zu erinnern. Es war eigentlich den ganzen Nachmittag kaum Zeit zu einer Verabredung zwischen den beiden gewesen. Aber soviel steht wohl fest, dafs die Passira-Frage in diesem Hause sehr oft den Gegenstand der Unterhaltung bildete und deshalb in aller Herzen und in aller Mund war.

Zugleich mit der bald darauf erfolgenden Rückkehr meines Wirtes wurde eine grofse Spieluhr in den Saal gebracht. Dieselbe wurde auf einem kleineren Tisch inmitten der Halle aufgestellt und in Gang gesetzt. In einem höchst trübseligen Trauermarschtempo mit sekundenlangen Pausen zwischen den Tönen erklang eine Melodie, in der ich erst nach längerer Zeit das flotte Lied „Gigerl sein, das ist fein“ erkennen konnte. Der Hausherr erklärte mir, das Instrument sei früher viel lebhafter gegangen; aber es verstehe niemand damit umzugehen, und in der letzten Zeit werde sein Gang immer langsamer. Ich sah mir das Werk etwas näher an, es war eine Spieldose von einer Stuttgarter Firma mit Stahl-

kamm und Stiftenwalze. Auf der Innenseite des Deckels standen aufser dem genannten Liede noch sieben andere verzeichnet, die ober vorläufig nicht zum Vorschein kamen, weil der Stellhebel auf „Wiederholen“ stand. Ich liefs etwas Kokosöl bringen, wovon ich mittelst des Stummels einer Palmblattcigarrette einige Tropfen in die Öllöcher des Werkes brachte. Als ich den Windfang ölte, nahm die Spieluhr wie durch einen Zauber zu meiner eigenen gröfsten Überraschung fast augenblicklich ihre normale Gangart an, und da ich den Stellhebel herüberlegte, so erklangen nach einander die acht Melodien, auf die das Werk eingerichtet war. Cavalleria rusticana, Margarethe, Mädchen ohne Gleichen u. s. w. Mein Wirt und seine Leute äufserten natürlich in ihrem Gesichtsausdruck weder Überraschung noch Verwunderung, — das schickt sich nach malaiischen Begriffen nicht, — aber ich merkte doch an ihren Blicken, dafs der Zufall mich in ihren Augen zu einem geschickten und kenntnisreichen Manne gemacht hatte, und mein Wirt dankte mir auch mit einfachen Worten für die Gefälligkeit, die ich ihm durch die Einrenkung der Musikkiste erwiesen hatte. Ich erzählte ihm dann, dafs dieses Musikwerk in meinem deutschen Heimatlande gemacht worden sei, und dafs es deutsche Worte seien, die auf dem Deckel standen. Das gab dann wieder Anlafs zu einer längeren Unterhaltung über Lage, Gröfse und Bedeutung des negri deutschland, von dem der Pembarep wohl kaum den Namen kannte.

Gegen 9 Uhr zog sich mein Wirt in die inneren Gemächer seines Hauses zurück. Von den Hausleuten in der Halle schliefen schon die meisten auf ihren Matten. Ich schrieb noch eine Notiz in mein Tagebuch; ich löschte dann die grofse Lampe aus und legte mich zur Ruhe. Da die Flackerlämpchen der Hausgenossen die ganze Nacht hindurch brennen blieben, so war ein dämmeriges Halbdunkel in dem grofsen Raume; ich lag noch ein Weilchen mit offenen Augen und freute mich meines Abenteuers und all der bunten Bilder, die ich an diesem Tage in mich aufgenommen hatte.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr war ich wach; ich konnte mich aber nicht entschliefsen, gleich aufzustehen, ich mufste mich erst an dem Bilde satt sehen, das ich, wie ein phantastisches Traumbild, in meinem Bett vor mir hatte. Zum Teil lagen die braunen Leute noch auf der Matte ausgestreckt; andere hockten um ein Lämpchen und ein junger Bursche war zum Ausgehen gerüstet, mit einem Hahn unter dem Arme und dem Klewang (Schwert) auf dem Rücken im Begriff, die Halle zu verlassen. Als Mario gegen

$^1/_2$6 Uhr, wie verabredet war, mir mein Frühstück brachte, war ich schnell heraus und angekleidet. Waschgeschirr gab es in meinem Nachtquartier nicht, aber Mario machte mich mit der landesüblichen Waschgelegenheit bekannt. Seife und Handtuch führte ich bei mir; Waschwasser befand sich in einem dicken Bambusrohr draufsen auf der Veranda und wurde mir von Mario nach Bedarf auf die über die Brüstung der Veranda gehaltenen Hände geschüttet. Ein Glas reines Trinkwasser für Mund und Zähne war glücklicherweise auch zu haben.

Bald nach 6 Uhr kam mein Wirt und brachte mir eine Cigarre, und ich benutzte die Gelegenheit, um ihm für seine Gastfreundschaft herzlich zu danken. Obwohl mir der Mann nicht den Eindruck machte, als ob er für seine Gastfreundschaft eine klingende Gegenleistung erwarte, versuchte ich doch, ihm klar zu machen, dafs ich wohl niemals Gelegenheit haben würde, ihn oder einen seiner Angehörigen in meinem eigenen Hause in gleicher Weise aufzunehmen, und dafs es mir angenehm sein würde, wenn ich ihm die direkten Unkosten erstatten dürfte, die mein Besuch ihm verursacht habe. Ich wurde aber abgewiesen; nicht einmal das Huhn, welches Mario von den Leuten des Pembarep gekauft hatte, noch bevor ich eingeladen wurde, durfte bezahlt werden. So konnte ich mich für die echt indische Gastfreundschaft des braunen Mannes nur mit freundlichen Worten revanchieren, so gut sie mir in meinem Gedächtnis aus dem Sprachschatz des Malaiischen zur Verfügung standen. Auf meinen Wunsch schrieb mir mein Wirt beim Abschied noch seinen Namen „Rekadi“ auf ein Blatt Papier, das ich zum Andenken aufbewahre.

Bald nach 6 Uhr nahm ich mit freundlichem Händedruck Abschied und ging meinem Wagen voran, der eben von Mario und dem tukan kuda (Kutscher) mit dem barang barang (Gepäck) beladen wurde, auf dem Wege nach Kapahiang in den prächtigen Urwald hinein. Mein Wagen kam mir bald nach, aber schon bei der ersten Steigung des Weges zogen die Pferde wieder schlecht, so dafs ich bald wieder weit voraus war. Ich hätte den Wagen auch nicht viel benutzen können, denn der Weg lief unausgesetzt durch den schönsten, üppigsten Urwald. Jeder Stein am Wege, jeder Baumstamm war mit Flechten, Moosen, Farnen und Orchideen bedeckt, überall gab es zu sehen und zu sammeln. Ich war ja jetzt in demjenigen Teil des Musi-Gebietes, in dem der Strom und das ihn begleitende Gebirge in der Richtung Nordwest-Südost verläuft.

Wenn meine Anschauung über den Einflufs des Monsuns auf die Verbreitung der Farne sich bestätigte, so durfte ich hoffen, nunmehr Formen von Niphobolus anzutreffen, die mir bisher noch nicht begegnet waren. Und diese Hoffnung wurde auch im weiteren Verlauf des Tages erfüllt.

Neben dem Gewirre von Pflanzen, welches mich an manchen Stellen, trotz der geringeren Meereshöhe, ganz an den Urwald von Tjibodas erinnerte, zog auch das Tierleben gelegentlich meine Aufmerksamkeit auf sich. Affen waren in grofser Menge hörbar und auch sichtbar, und einmal, als zufällig mein Wagen in meine Nähe gekommen war, machte Mario mich auf einen sehr grofsen Affen aufmerksam, der unmittelbar über unserem Wege in der Laubkrone eines riesigen Baumes herumturnte. Es war ein Orang utan. Ihn zu schiefsen, konnte ich mich trotz Marios dringenden Zuredens nicht entschliefsen; dazu sah das Tier zu menschenähnlich aus; ich scheute mich vor den menschlichen Klagelauten, die ein verwundeter Affe ausstöfst, und meine Vorrichtungen zum Präparieren und Konservieren reichten für ein so grofses Tier nicht aus. Affen zu schiefsen, war ja auch nicht meine Aufgabe. So dachte ich: leben und leben lassen.

Nicht die gleichen Empfindungen hatte ich bei einem andern Getier, das mir begegnete, als ich nach einiger Zeit meinem Wagen wieder weit voraus war. Neben dem Wege lag ein grofser Felsblock, etwa $1\frac{1}{2}$ Meter hoch. Er war an allen Seiten und obenauf mit Moosen, Farnen, Gräsern und Kräutern bedeckt. Ich fand an ihm allerlei für mich Interessantes, unter anderm auch ein Bärlapp oder Schlangenmoos (Lycopodium) mit kleinfingerdicken, walzenförmigen grünen Ästen, welche dicht mit kleinen schuppigen Blättern bedeckt sind. Nach dem aufrecht stehenden, schuppig-ährenförmigen Fruchtstand, den ich bei dieser Art vermutete, suchte ich vergebens. Schliefslich sah ich aber oben auf der Fläche des Steines, etwa in Augenhöhe, zwischen dem Grase einen fingerdicken, grünen, schuppigen Kolben auf Armlänge vor mir stehen. Ich war im Begriff denselben zu ergreifen, als ich bei näherem Hinsehen am obersten, etwas dünneren Ende des schuppigen Kolbens, zwei listige Äuglein funkeln sah. Natürlich zog ich die ausgestreckte Hand schnell zurück und sah mir die grüne Schlange, die unbeweglich in ihrer Stellung verharrte, etwas näher an. Giftig war sie wohl kaum. Dazu war der Kopf viel zu schmal. Der Schwanz lief in eine lange, feine Spitze aus. Die Ähnlichkeit des aufrecht stehenden Körper-



Unfreiwillige Rast im Urwalde. Die Pferde streiken.

endes mit einem Pflanzenteil war so überraschend, dafs ich gar zu gerne die Schlange als ein Beispiel von Mimikry zum Demonstrationsobjekt gemacht hätte. Am liebsten hätte ich sie photographiert, und sie würde sicher still gehalten haben. Aber leider hatte ich die letzte Platte schon verwendet, um eine der vielen Streikscenen, welche die Pferde vor meinem Wagen mir mitten im Urwalde vorführten, im Bilde festzuhalten. Ein Schlag mit dem Golok würde die Schlange zu sehr verletzt haben; ich lud also das feinste Schrot, welches ich bei mir führte, in mein Gewehr, ging so weit als möglich zurück und schofs. Ein paar Körnchen hatten getroffen und genügt, um die Schlange zu töten.

Der Schufs hatte einige an der Strafse arbeitende Eingeborne herbeigelockt, welche mir hülfbereit die Schlange in ein Blatt des wilden Pisang einpackten, so dafs ich sie in den Rucksack stecken konnte. Natürlich benutzten die Leute die Gelegenheit, um ihre Neugierde zu befriedigen. Einer von ihnen, ein junger Bursch mit intelligenten Zügen, war mit dem Anfangsstadium eines Kropfes behaftet. Er fragte mich, als seine Kameraden sich eben entfernten, ob ich nicht ein Obat (Heilmittel) für sein Leiden kenne. Ich konnte ihm nur den Bescheid geben, dafs man bei uns zu Hause ein gutes Heilmittel habe, dafs ich aber nicht im Besitz desselben sei und ihm also leider nicht helfen könne. Er meinte, wenn jemand mit einem solchen Obat dorthin käme, so könnte er schnell ein reicher Mann werden, da es dort viele Menschen mit Kropf gäbe. Es scheint in der That das obere Musi-Gebiet eine rechte Kropfgegend zu sein. Ich hatte schon an den Tagen vorher, eigentlich schon von Kalangandjarei an, sehr viele Kröpfe gesehen. Besonders waren die Frauen damit behaftet, und ich hatte mehr als einmal

an das Singulf-Lied denken müssen: „Erbarm sich Gott, wie hat dies Land sich gar so schwer versündigt, dafs sich an seinem Jungfernstand des Himmels Zorn verkündigt.“ Ich habe später aus sicherer Quelle gehört, dafs auch in den Battaker-Bergen, im nördlichen Teil von Sumatra, der Kropf aufserordentlich häufig ist. Man erwirbt sich dort geradezu die Zuneigung und das Vertrauen der Bevölkerung, indem man durch einen dekorativen Anstrich mit Jodtinktur einige Kröpfe zum Schwinden bringt. Vielleicht werden Reisende, welche später in diese Kropfgegenden kommen, gut thun, sich mit einem Vorrat von Thyreoidin-Pillen zu versehen. Mein Ulunesenjüngling zog mit dem Bescheid, den ich ihm gegeben, betrübt von dannen.

Ich traf an diesem Tage unterwegs nicht viele Menschen. Meist wanderte ich allein durch den schönen Urwald oder ich fuhr eine Strecke weit im Wagen, um bei der nächsten Steigung des Weges wieder abzusteigen und den Pferden die Arbeit zu erleichtern. So kam ich nur langsam vorwärts und langte erst gegen $^1/_2$3 Uhr in Kepahiang an. Der Passangrahan lag am entgegengesetzten Ende des Ortes. Aufser der Hauptstrafse, welche am Wege entlang entstanden ist, sind mehrere Seitenstrafsen vorhanden. Die Häuser liegen in geschlossener Reihe; Tokos und andere Verkaufsläden sind ziemlich zahlreich. Nicht weit vom Passangrahan liegt das zur Zeit unbewohnte Haus des Assistent-Residenten in einem grofsen Garten, daneben das Bureau der Beamten. Jenseits der Hauptstrafse an dem Wege, der über das Gebirge nach Benkulen führt, liegt der Benteng. Die Besatzung ist noch kleiner als diejenige in Bandar. Ein Arzt ist nicht vorhanden. Der Kommandant mufs zugleich den Arzt und den Apotheker vertreten. Mir kam der Ort, — dessen breite Hauptstrafse mit Alleebäumen bepflanzt ist, dessen Häuser viel zahlreicher und besser gebaut sind als in irgend einem der Orte, die ich seit Lahat gesehen, dessen Aussehen durch die Gartenanlagen vor dem Hause des Assistent-Residenten einen europäischen Anstrich gewinnt, — damals wie eine grofse Stadt vor und ich hatte das Gefühl, als ob ich mit Erreichung dieses Ortes eigentlich die Durchquerung der grofsen Insel schon beendigt hätte, als ob ich nun aus der Wildnis wieder in kultiviertes Land zurückgekehrt sei.

Der Passangrahan war zum Teil von dem jungen Assistent-Kontroleur und seiner Familie bewohnt, welche erst vor wenigen Wochen nach Kepahiang gekommen waren. Ich nahm von einem

leerstehenden Zimmer Besitz und hatte aufserdem die ganze vordere Veranda zur Verfügung.

Ich hatte bei meinem Eintreffen Gelegenheit gehabt, das junge Ehepaar, welches mit mir im Hause wohnte, zu begrüfsen. Zu längerer Unterhaltung war keine Zeit, denn es war die Stunde der Nachmittagsruhe. Ich trank meinen Thee, afs einige Kakes dazu und folgte bald dem Beispiel der jungen Leute, die sich inzwischen zum Mittagsschläfchen zurückgezogen hatten.

Nach dem Bad verabschiedete ich zunächst meinen bisherigen Kutscher samt seinem Gespann und Wagen. Das Gebiet, für welches der Annehmer von Palembang verpflichtet ist, endet an der Grenze der Residentschaft. Die Beschaffung eines neuen Transportmittels machte einige Schwierigkeiten. Pferde waren in Kepahiang nicht zu haben. Ich mufste mich also entschliefsen, zwei Ochsenfuhrwerke zu mieten, einen Pir für den persönlichen Gebrauch und einen Grobak für die Beförderung Marios und des Gepäckes. Ich machte mit dem Fuhrwerkbesitzer aus, dafs der Grobak am nächsten Morgen um 4 Uhr aufbrechen sollte, ich selber wollte um 6 Uhr mit dem Pir nachfolgen.

Den Nachmittag benutzte ich, so lange es hell war, zum Ordnen und Einlegen der reichen Tagesausbeute. Bei Eintritt der Dämmerung machte ich noch einen kurzen Abendspaziergang, dann afs ich meine Huhn- und Reismahlzeit und rauchte beim Thee auf der Veranda im bequemen Stuhl die Abendcigarre. Die Luft war angenehm kühl; die Meereshöhe und die Nähe der Berge machten sich wohl darin bemerkbar. Fern über dem dunklen Waldgebirge erhellte von Zeit zu Zeit ein Wetterleuchten die Abendwolken.

Nachdem ich mit Mario noch das Gepäck für die Abreise vorbereitet hatte, gingen wir zur Ruhe. Am Mittwochmorgen (den 29. November 1899) gegen $^1/_2$4 Uhr wurde ich wach, als Mario auf leisen Sohlen in mein Zimmer schlich, um das Gepäck nach aufsen zu holen und den Grobak zu beladen. Wir verabredeten, dafs Mario so schnell als möglich und ohne sich weiter um mich zu kümmern nach Benkulen gehen sollte. Wenn wir dieselben Stationen machten, so war zu befürchten, dafs der langsamer fahrende Grobak später als ich nach Benkulen kommen würde, und dafs ich am Ende um seinetwillen den am 1. Dezember fälligen Dampfer von Benkulen nach Padang verfehlen müfste. Wir verabschiedeten uns dann, und während die treue Seele mit dem beladenen Karren in die Nacht hinein fuhr, legte ich mich noch einmal zu kurzer Ruhe ins Bett.

Als um $^{1}/_{2}$6 Uhr der malaiische Fuhrherr mit dem Pir vorfuhr, war ich schon reisefertig. Mein Frühstück, Thee nebst dem aufgewärmten Rest von Huhn und Reis, hatte der Aufseher des Passangrahans nach Verabredung rechtzeitig bereit. Der Malaie legte die Sachen, die ich für unterwegs bei mir behalten hatte, in den Karren; alles, was in Gefahr war, beim Rütteln des Karrens auf der Strafse herauszufallen, — mein Handköfferchen mit dem Tagebuch und andern Manuscripten, ein Blechbüchschen mit Bananen und Kakes und eine Flasche mit kaltem Thee, — wurde ordnungsmäfsig festgebunden. Da das junge Ehepaar im Passangrahan noch ruhte, so liefs ich zum Abschied meine Karte zurück; dann hing ich Rucksack und Waffen um und machte mich zu Fufs auf die Reise.

Ein rüstiger Fufsgänger geht wohl schneller als ein Sappi mit dem Pir. Wenn man aber unterwegs sammeln und beobachten will, so kommt der Karren unter Umständen schneller voran. Ich machte also mit meinem Karrenführer aus, dafs er immer hinter mir bleiben und halten sollte, wenn ich stillstand, um zu sammeln. So blieben wir immer hübsch bei einander; ich konnte die gesammelten Pflanzen, wenn es mir für den Rucksack zu viel wurde, in den Karren legen und konnte selber einsteigen, wenn es mir beliebte. Diese Mafsregel erwies sich als ganz praktisch, denn der Weg ging immerfort durch Urwald und es gab so viel Aufenthalt für mich, dafs der Karren mir wohl sehr bald weit voraus gekommen wäre, wenn er nicht öfters Halt gemacht hätte.

Kepahiang liegt noch in dem oberen Musi-Thal, das Wasser fliefst von dort zur Ostküste hinab. Jenseits des Bergrückens aber, über den heute mein Weg führte, liegt die Westküste von Sumatra. Der ganze Gebirgsrücken ist mit schönstem, unberührtem Urwald bedeckt. Wir hatten gleich bei Kepahiang zunächst das Musi-Thal zu durchqueren, um auf den waldigen Höhenzug zu gelangen, der den Oberlauf des Flusses nach Westen hin begrenzt. In einigen Windungen führt der Weg nach unten in die mit Buschwald bewachsene Raweine; der Flufs selbst, den ich hier zum letzten Mal überschritt, ist mit einer Brücke überspannt. Jenseits steigt der Weg unausgesetzt über eine Meile weit durch den Urwald hinan bis auf die Pafshöhe.

Durch Sammeln und Beobachten oft aufgehalten, kam ich erst gegen 10 Uhr auf der Höhe an. In der Nähe der Grenze zwischen den Residentschaften Palembang und Benkulen ist oben neben der Strafse ein hölzernes Unterkunftshäuschen erbaut. Mein Karrenführer spannte sein Tier aus und liefs es das Gras am Wege ab-

weiden, ich stieg auf schmalem Pfade zu der Holzhütte empor, um auf der Veranda derselben, welche Tisch und Bank enthielt, zu rasten und von dem mitgebrachten Vorrat zu frühstücken. Die materiellen Genüsse, die ich mir mit Kakes, Bananen und kaltem Thee bereiten wollte, mufsten aber noch eine Zeit lang zurückstehen gegen einen Genufs anderer Art. Ich fand nämlich dort oben unerwartet eine entzückend schöne Aussicht, die mich lange Zeit gefesselt hielt. Von der kleinen Hütte aus inmitten der üppigsten Urwaldvegetation sah ich rechts und links die kulissenartig vorspringenden, waldbedeckten Berge zu beträchtlicher Höhe emporsteigen. Inmitten des Landschaftsbildes aber senkte sich zwischen ihnen eine breite waldige Schlucht nach abwärts, durch welche über die Baumwipfel hinweg der Blick weit hinaus frei war bis abwärts zum grünen Landstrich der Ebene und darüber hinaus bis an das blaue Meer, das in einem schmalen, glitzernden Streifen den Horizont begrenzte. Sumatras Westküste und der Indische Ocean sandten mir im hellen Sonnenglanze ihren ersten Grufs herauf in das einsame Waldgebirge. —

Von der Pafshöhe ab senkte sich die Strafse in zahlreichen Windungen an dem Hange der Schlucht nach abwärts, zu beiden Seiten von Urwald begrenzt, dessen Riesenbäume nur selten einen Durchblick auf die Thalebene und das Meer freigaben. Der Weg war gut gehalten, oft tief durch den roten, thonigen Boden gearbeitet. In der Erdböschung an solchen tief eingeschnittenen Wegstrecken waren massenhaft vulkanische Bomben eingebettet, runde Steinblöcke von Kopf- bis Wollsackgröfse, welche eine schalige Struktur aufweisen. Bisweilen zeigten sich in dem aufgeschlossenen Boden am Wege geschichtete Aschenlagen als ein Beweis für den vulkanischen Ursprung der oberen Erdschichte. Weiter unten war der Weg stellenweise durch basaltartiges Gestein geführt, welches wohl auch das Material für die gute, an manchen Stellen eben erneuerte Wegbeschotterung geliefert hatte.

Dafs wir uns seit der Überschreitung der Pafshöhe in einer andern Residentschaft befanden, liefs sich aus der veränderten Bezeichnung der Wegstrecken ersehen. Bisher hatten die weifsen Pfähle am Wege, je weiter ich kam, immer höhere Zahlenwerte angegeben, weil sie ja die Entfernung von Palembang anzeigen sollten. Jetzt wurden die Zahlen von Pal zu Pal kleiner und zeigten an, dafs ich dem Küstenplatz Benkulen näher und näher rückte. Die weifsen, oben schwarz geteerten Pfähle folgten hier auch merklich

schneller auf einander, als im Palembangschen. An der Westküste von Sumatra werden die Wegstrecken nach Javapal gemessen, welche kleiner sind, als die in Palembang gebräuchlichen Sumatrapal.

Gegen $^{1}/_{2}$2 Uhr kam ich aus dem Urwalde heraus in das Dorf Taba penandjung, in dessen Passangrahan ich für die Nacht Quartier nahm. Der Passangrahan war ein ungewöhnlich grofses Haus mit breiter Veranda; es lag in Gartenanlagen, in denen schöne Rosen mit andern Ziersträuchern und Bäumen einen lieblichen Anblick gewährten. In einem Teil des Gartens steht, von einer lebenden Hecke umfriedigt, ein europäisches Grabdenkmal, aus dessen Aufschrift ich ersehen konnte, dafs der Passangrahan früher die ständige Wohnung eines holländischen Beamten gewesen war.

Ich richtete mich in einem der Zimmer des Hauses behaglich ein. Der Aufseher des Passangrahans besorgte mir statt Marios den Thee und kochte nach meiner Angabe Huhn und Reis für die Hauptmahlzeit. Die Zeit am Nachmittag verwandte ich in gewohnter Weise für meine Pflanzenarbeiten und zum Schreiben. Bei Sonnenuntergang machte ich einen kurzen Spaziergang durch das Dorf, dessen Häuser längs der Strafse in Gras- und Obstgärten liegen. Unterwegs traf ich meinen Karrenführer, von dem ich erfuhr, dafs Mario mit dem Grobak bereits rechtzeitig vor uns den Ort passiert hatte. Wir machten aus, dafs wir die Tour nach Benkulen in einem Tage zurücklegen wollten. Dazu war nötig, dafs wir am nächsten Morgen sehr früh aufbrachen. Da der Weg gut und ohne erhebliche Steigungen zur Küste hinab verläuft, so konnte ich hoffen, dafs der Karren, selbst wenn einige Male Ruhepausen gemacht werden mufsten, am Nachmittag in Benkulen eintreffen würde. Ich hatte dann den Vorzug, die ersehnten Nachrichten aus der Heimat einen Tag früher zu bekommen, und konnte so meine Abfahrt mit dem am nächsten Tage fälligen Dampfschiff in Ruhe vorbereiten. Da die Vegetation der Ebene voraussichtlich in ihrer Zusammensetzung kein besonderes und von ähnlichen Strecken des Küstenlandes abweichendes Bild bot, so konnte ich hier die Fahrt beschleunigen, ohne den wissenschaftlichen Zweck meiner Reise zu beeinträchtigen.

Recht froh gestimmt wanderte ich in mein Quartier zurück. Ich trank meinen Abendthee und plauderte noch ein Stündchen mit dem Malaien, der ihn mir gebracht hatte. Wir schwatzten von diesem und jenem, von der Beschaffenheit des Weges nach Benkulen, von dem Erwerb und den Produkten des Ortes, von den

Tieren des Waldes u. s. w. Als der Mann gegangen war und ich allein in dem einsamen Gebäude zurückblieb, kam meine Herzensstimmung in fröhlichen Liedern zum Ausbruch, so dafs die Ratten, deren es in Menge gab, erstaunt aus ihren Schlupfwinkeln im Atapdach zum Vorschein kamen.

Warum sollte ich auch nicht fröhlich sein? Hatte ich doch den schwierigsten Teil meiner Reise glücklich und erfolgreich zurückgelegt, blühte mir doch die Aussicht, am folgenden Tage nach langer, langer Pause wieder Nachrichten von meinen Lieben daheim zu bekommen, und durfte ich doch hoffen, durch einen allerdings etwas forcierten Tagesmarsch in Benkulen sicher das Schiff zu erreichen, mit dem ich ohne Zeitverlust meine Reise fortsetzen konnte. Im Hinblick auf die bevorstehende Marschleistung zog ich es vor, den Liederabend nicht allzu lange auszudehnen.

Früh ½3 Uhr pochte der Karrenführer an der Thür meiner Schlafkammer. Ich war schnell auf, und nachdem ich als Frühstück den kalten Rest der Hühnersuppe genossen hatte, beluden wir gemeinsam beim Schein einer Laterne den Karren. Den Rucksack schnallte ich ganz hinten im Karren fest, Wettermantel und Schlafdecke legte ich an den Boden, und als dann der Sappi eingespannt war, legte ich mich selber auf den Rücken im Karren hin, den Kopf auf den Rucksack, die Beine hoch auf den Rand des Karrens. Das ist nach meinen Erfahrungen diejenige Lage, in der man das Karrenfahren am besten ertragen kann. Unser Sappi ging im flotten Schritt beim Scheine des glänzenden Sternhimmels durch den dunkeln Wald, es ging immer allmählich bergab in die Ebene hinaus. Der Wald verlor bald den Urwaldcharakter, es wurde lichter und freier, und bald nach 5 Uhr liefsen sich im Dämmerschein des erwachenden Tages schon entferntere Gegenstände wahrnehmen. Wir befanden uns um diese Zeit in der Nähe einer kleinen bewaldeten Felsklippe, welche schroff und unvermittelt aus der Ebene aufragt.

Als es heller wurde, litt es mich nicht mehr in dem Karren, und als endlich die Sonne hinter dem Gebirge hervor die Wolken am Himmel vergoldete, da war ich schon längst zu Fufs unterwegs. Wir kamen durch jungen Buschwald und ab und an auch an Alang-Alangflächen vorbei, die aber klein und von aufkommendem Buschwald vielfach unterbrochen waren. Der Weg führte an einigen Dörfern vorüber, und einmal hatten wir auch wieder eine kurze Steigung zu überwinden, als der Weg eine Bank von weifsem Korallenkalk überquerte.



Am Fuſs des Gebirges.

Ein halb neun Uhr trafen wir bei dem Passangrahan von Talampat ein, der für gewöhnlich den Reisenden zwischen Tabapenandjung und Benkulen als Nachtquartier dient. Wir hatten ja noch fast den ganzen Tag vor uns und konnten also ruhig eine kurze Rast machen, die hauptsächlich dem Sappi zu gute kam. Nach halbstündiger Pause ging es wieder weiter wie bisher durch jungen Wald, durch Felder und Dörfer. Einmal kamen wir über einen Fluſs, den Ajer Bengkulu, der von einer schönen, neuen Kabelbrücke überspannt war.

Als wir gegen 11 Uhr bei Pal 6 angekommen und also etwa noch eine Meile von Benkulen entfernt waren, erklärte der Karrenführer, daſs sein Sappi nunmehr unweigerlich der Ruhe bedürfe,

und dafs wir wenigstens eine Stunde lang Rast machen müfsten. Mir pafste das schlecht. Ich hatte mir schon ausgerechnet, dafs ich, da wir für den Pal 20 Minuten gebrauchten, noch zur Reistafel in Benkulen sein könnte. Ich hätte dann in aller Behaglichkeit im Hotel meine Nachmittagsruhe halten und baden können. Und nun sollte ich um des Ochsen willen eine Stunde lang auf der Landstrafse warten und dann gerade bis in die heifsesten Nachmittagsstunden hinein unterwegs sein. Da ich mich noch frisch genug fühlte, so beschlofs ich, den Ochsenkarren seinem Schicksal zu überlassen und allein zu Fufs voraufzugehen.

Ich kam von jetzt an fast ohne Ausnahme durch bebautes Land. Sawahfelder in allen Stadien der Bearbeitung nahmen bei den Dorfschaften, soweit als ich sehen konnte, die Ebene ein. Gegen 1 Uhr kam ich vor Benkulen an. Durch breite, wohlgepflegte Strafsen ging ich im Schatten schöner Alleebäume, unter denen mir eine Gruppe wahrhaft riesiger Tjimarabäume (Casuarina) besonders lebhaft im Gedächtnis geblieben, in den Ort hinein und fragte mich zu dem Postkontor hin, wo, wie ich erwartet hatte, ein ganzes Packet Briefe und Karten aus der Heimat für mich bereit lagen. Der Brief, welcher den jüngsten Poststempel trug, wurde schnell durchflogen; er enthielt, Gott sei Dank, gute Nachrichten. So konnte ich denn beruhigt in das Gouvernementshotel wandern und mich wieder mit europäischem Komfort umgeben.

Nachdem ich gespeist und geruht hatte, traf der Sappikarren mit meinen Sachen ein, und wenig später war auch Mario dort. Er hatte meine Kisten und Kasten im Lagerhaus an der Landungsbrücke untergebracht; den Blechkoffer brachte er mir ins Hotel, so dafs ich meine Kleider wechseln und mich als Kulturmenschen den Blicken der Ortsbewohner aussetzen konnte.

Am 6. November war ich auf der „Van Diemen" aus der Bankastrafse in das Musidelta hineingefahren. Am 30. November traf ich in Benkulen ein. Die Durchquerung der Insel an ihrer breitesten Stelle hatte 23 Tage in Anspruch genommen; eine kurze Zeit im gewöhnlichen Lebenslaufe, aber welche Fülle von Erlebnissen, welche Summe von neuen Eindrücken und bunten Bildern hatte sie mir gebracht. Wenn ich auf die erweiterte Erfahrung, auf die Menge der gesammelten Beobachtungen blickte und auf das Pflanzenmaterial, das ich zusammengebracht hatte, so konnte ich mit dem Ergebnisse dieser Reisewochen wohl zufrieden sein.

DIE PADANGSCHE BOVENLANDEN.



Reisscheuer im Padangschen Oberland.

Zu den schönsten Gegenden, welche ich auf meiner Tropenreise kennen lernte, gehört unstreitig die Residentschaft Padangsche Bovenlanden auf Sumatra, ein reiches, wechselvolles Alpenland, welches ungefähr in der Mitte der langgestreckten Insel, der südwestlichen Küste genähert, sich durch mehrere Breitengrade zu beiden Seiten des Äquators ausdehnt. Im Gegensatz zu den menschenarmen Steppen- und Urwaldgegenden, die ich zwischen Palembang und Benkulen zu passieren hatte, ist das Padangsche Oberland stark bevölkert, sein Boden befindet sich von alters her in hoher Kultur, und fast wie auf Java ist hier durch den Fleifs der Bewohner der Urwald in die Schluchten und auf die Steilhänge der Berge zurückgedrängt. Der Wohlstand der Bewohner giebt sich sowohl im Ansehen und in der Kleidung, als auch in der zierlichen Sorgfalt zu erkennen, mit der sie ihre Bau-

werke: Scheuern, Wohnhäuser und öffentliche Gebäude errichten. Und nicht nur die Sorgfalt der Ausführung, auch die Eigenart in Gesamtform und Zierat zeichnen die Architektur dieses Landes vor allen übrigen aus und geben Zeugnis dafür, dafs auch in den Tropen der besondere geographische Charakter einer Landschaft dem Volkstume der Bewohner seinen Stempel aufprägt.

Die Entdeckung eines umfangreichen Kohlenlagers hat den Bau einer Gebirgsbahn veranlafst, welche das nach hartem Kampfe von den Holländern eroberte Land der europäischen Kultur schnell geöffnet hat. Das herrliche Gebirgsklima erwies sich günstig für die Gesundung klimakranker Europäer. So wurden an verschiedenen Orten, besonders an den Wohnplätzen der holländischen Beamten, die meistens zugleich Garnisonsorte der Kolonialtruppen sind, europäische Hotels angelegt. Ich durfte mir also von der Reise in dieses Land aufser der Förderung meiner wissenschaftlichen Aufgaben reichen Genufs versprechen, und bei den angenehmen Verkehrsverhältnissen mit Hotels und Eisenbahnen auch Erholung von den Strapazen der Fufs- und Wagentouren im Lande der Ulunesen.

Das holländische Schiff, welches mich von Benkulen nach Padang bringen sollte, die „Carpentier", traf bereits am 30. November, also am gleichen Tage, an dem ich nach Benkulen gekommen war, vor der Stadt auf der Rhede ein. Ein Hafen ist nicht vorhanden. Die Verladung der Frachtgüter und die Einschiffung der Passagiere mufs durch Prauen und Boote besorgt werden. Diese ungünstigen Verhältnisse mögen wohl die Schuld daran tragen, dafs die Stadt Benkulen trotz des reichen Hinterlandes als Handelsstadt nur eine untergeordnete Rolle spielt. Vielleicht wird die Entwickelung des Goldlandes Redjan Lebon, welches in Benkulen seinen natürlichen Hafen hat, einmal darin eine Änderung herbeiführen. Die Stadt selbst ist sehr weitläufig angelegt und macht mit ihren weiten Plätzen und schönen, breiten Alleen, mit dem Fort und dem vornehmen Wohnhause des Residenten einen grofsartigen Eindruck. Die Europäer, kaum dreifsig Familien, wohnen in freundlichen Villen, die meist von der Strafse zurück in Gärten, hinter Bäumen und Gebüsch halbversteckt liegen.

Auf der Ausreise von Genua nach Singapore hatte ich die Bekanntschaft eines holländischen Kaufmannes, des Herrn Koolhoven, gemacht, der von einer Besuchsreise in Europa nach Benkulen zurückkehrte, wo er seit vielen Jahren ansässig ist. „Bevor

ich die Absicht ausführen konnte, den ehemaligen Reisegenossen aufzusuchen, war schon das Gerücht von meinem Eintreffen in dem stillen Orte zu ihm gelangt, und so hatte ich die Freude, den Besuch des freundlichen Herrn noch am Nachmittag in meinem Hotel zu empfangen. Mir war die Anwesenheit eines mit den örtlichen Verhältnissen vertrauten Bekannten besonders deswegen angenehm, weil ich noch in später Abendstunde, als schon alle Geschäfte geschlossen waren, meine Einschiffung auf das nach Sonnenuntergang eingetroffene Schiff zu bewerkstelligen hatte. Herr Koolhoven besorgte für mich in liebenswürdigster Weise die Einschreibung in die Passagierliste, veranlafste die Auslieferung meines Gepäcks aus dem Lagerhaus und besorgte mir ein Boot, mit dem ich nebst Mario und dem Gepäck an das draufsen auf der Rhede liegende Schiff gelangen konnte. Es war gegen $^1/_2$11 Uhr, als ich am Ufer Abschied nahm und beim Schein einer Stalllaterne von dem Landungssteg in das Boot kletterte, in welchem Mario bereits das Gepäck verstaut hatte. Die vier malaiischen Ruderer legten kräftig aus und steuerten direkt dem Lichterglanz entgegen, mit dem die Deckbeleuchtung des Schiffes die Nacht durchdrang. Hinter uns versank der trübe Schimmer, der aus den Häusern der Stadt herüberstrahlte, bald in nächtliches Dunkel. Wir mufsten etwa eine halbe Stunde lang gegen die langen Wellen des Oceans ankämpfen, welche hier gänzlich ungebrochen an die Küste rollen, bis wir die Nähe des Schiffes erreichten, und als wir endlich die herabgelassene Schiffstreppe vor uns sahen, war es nicht leicht, von diesem Verkehrswege Gebrauch zu machen. Das ankernde Schiff, welches bei seiner Länge zugleich auf mehreren Wellen ruht, war von dem Seegang kaum bewegt; mein Boot aber war, von den Wellen geschaukelt, bald unter, bald über dem Trittbrett am Grunde der Treppe, und die Bootsleute mufsten Haken und Stangen anstemmen, damit nicht das Boot durch die auftreibenden Wellen unter die Treppe gedrückt und voll Wasser geschlagen wurde. Ich liefs Mario zuerst hinüberklettern, reichte ihm dann die Gepäckstücke einzeln hinüber, die er Stück für Stück gleich an Bord hinauf trug, und endlich voltigierte ich selber im günstigen Moment auf die Treppe hinüber.

An Bord schlief alles, und es dauerte geraume Weile, bis ich den malaiischen Hofmeister aufgefunden und geweckt hatte, der mir meine Kabine anweisen sollte. Endlich kam aber alles zurecht, und ich fand nach dem anstrengenden Tage die ersehnte

Ruhe. Die „Carpentier“ ging nicht, wie man mir am Lande gesagt hatte, während der Nacht fort, sondern sie lag noch den Vormittag des 1. Dezember vor Benkulen fest, um Maschinenteile zu löschen, welche für die Goldmine in Redjan Lebon bestimmt waren. Da das Wetter günstig war, so konnte ich mit Marios Hülfe den ganzen Tag an meinen Sammlungen arbeiten. Die Ergebnisse der letzten Reisetage waren noch zu präparieren und mit Notizen zu versehen, die älteren Packete wurden umgelegt und, dem Winde und Sonnenscheine zugänglich, über der Reeling zum Trocknen aufgehängt oder auf dem warmen Eisengitter über dem Maschinenraum ausgebreitet. Die Fahrt längs der Küste, zu der das Schiff gegen 2 Uhr die Anker lichtete, war ziemlich ruhig. Wir sahen noch bis zur Dämmerung die schöne Küste, die blauen Bergzüge und darüber die Vulkankegel, unter ihnen den mächtigen Dempo, dessen Anblick mir die Erinnerung an die Reisetage jenseits des Gebirges erneuerte. Am 2. Dezember bei Tagesanbruch fuhr das Schiff bereits im Schutze der der Küste vorgelagerten Inselgruppe.

Wir fuhren dem Lande ziemlich nahe längs der Küste von Sumatra nach Norden, und die aufgehende Sonne beleuchtete uns ein herrliches Landschaftsbild. Im Vordergrunde ragen grünbewaldete Felseneilande senkrecht aus den tiefblauen Wellen des Indischen Oceans auf. Hinter schmalen Meeresarmen steigt die wechselvolle Steilküste direkt in Bergzügen empor. Kettenweise lagern sich die schöngeformten Höhenzüge hinter einander, nach rückwärts immer höher emporsteigend bis in die blaue Ferne, wo einzelne gewaltige Gipfel den Horizont begrenzen. Über alles breitet die üppigste Tropenvegetation ihr sattes Grün. Der Strand trägt Kokospalmen, die Felseninseln, die Bergketten und die Höhen in der Ferne, soweit das Auge reicht, sind mit Urwalddickicht bedeckt. Über das Ganze wölbt sich in lichtem Blau das strahlende Firmament.

Gegen 8 Uhr schon fuhren wir in den durch eine Steinmole gegen den Seegang geschützten Emmahafen ein, der durch eine Eisenbahn mit Padang verbunden ist. So konnte ich, nachdem das Ausschiffen in dem praktisch angelegten Hafen ohne Umstände von statten gegangen war, noch am Vormittag in Padang auf dem Regierungsbureau mir die Erlaubnis zum Aufenthalt in der Residentschaft erwirken und auf dem deutschen Konsulat um Nachrichten aus der Heimat Nachfrage halten. Der deutsche Konsul in Padang, Herr Schild, war damals nach Batavia gereist. Er

wurde durch seinen Associé, Herrn C. G. Veth, vertreten, dem meine bevorstehende Ankunft bereits von Batavia aus angemeldet worden war. Ich kam also nicht als gänzlich Unbekannter, ich wurde sehr freundlich aufgenommen, und Herr Veth lud mich ein, während meines Aufenthaltes in Padang sein Gast zu sein. Gerne siedelte ich noch am Samstag aus dem Hotel in das grofse, schöne Haus des Herrn Veth über und verlebte in den behaglichen Räumen und in der liebenswürdigen Gesellschaft des Hausherrn den Sonntag, der mir als ein rechter Ruhetag nach all der Unruhe in angenehmster Erinnerung geblieben ist.

Da ich nach der Rückkehr aus dem Oberlande wieder von Padang aus zu Schiff gehen wollte, so konnte ich einen beträchtlichen Teil meines Reisegepäcks in dem Hause des Herrn Veth zurücklassen, der in echt indischer Gastfreundschaft schon jetzt darauf bestand, dafs ich bei meiner Rückkehr wieder bei ihm einkehre. Am Montag, den 4. Dezember, vormittags gegen 10 Uhr trat ich mit Mario die Bahnfahrt in das Oberland an. Die Bahn führt zuerst etwa zwei Stunden lang durch die volkreiche Küstenebene nach Norden. Auf festen Eisenbrücken überschreitet sie die kleinen Küstenflüsse, über deren Mündungsdelta man bisweilen von der Brücke aus zwischen dem Baumschlag der Uferlandschaft einen flüchtigen Blick auf die blaue Meeresfläche geniefst. Zwischen Palmenwäldern und Sawahs reiht sich Ortschaft an Ortschaft neben der Bahn, längs der Landstrafse, welche von eingebornen Reisenden zu Fufs und im Büffelkarren belebt ist.

Bei der Station Kaju tanam wendet sich die Bahnlinie gegen Nordosten in das Innere des Landes und führt in 1½ stündiger Fahrt durch die herrliche Gebirgsschlucht des Aneiflusses als Zahnradbahn nach oben auf die Hochebene von Padang Pandjang. Da



Büffelkarren in der Residentschaft Padang.

die Lokomotive bei Beginn der Steigung hinter den Wagenzug gesetzt wurde, so hatte ich von der Plattform des ersten Wagens aus freien Ausblick auf die grofsartige Scenerie dieser hochromantischen Gebirgsschlucht. Die nächste Umgebung des Bahnkörpers ist wildester Urwald, mit Scitamineen und Gleicheniadickichten und zierlichen Baumfarnen zwischen den Stämmen der hohen Laubbäume, an denen Rotangs und andere Lianen in dichtem Gewirre emporklettern. Die Äste und Zweige sind mit Orchideen und anderen Epiphyten überladen. Moose und Farne drängen sich überall hervor. Die Wipfel sind von allerlei Vögeln und von Eichhörnchen belebt, das Lachen der Siamangs tönt an manchen Stellen aus dem Dickicht hervor. Im Grunde der Schlucht aber rauscht in schäumenden Kaskaden der Aneiflufs zu Thal, ein echter Gebirgsbach, der bei starkem Regenfall im Oberlande zu einem reifsenden Wildwasser anschwillt, welches hausgrofse Steinblöcke zu Thal wälzt, die Ufer überschäumend ganze Flächen aus dem Waldboden herausreifst und selbst dem festen Unterbau der Eisenbahn verhängnisvoll werden kann. Die Bahnstrecke ist ein Meisterstück der Technik. An vielen Stellen wird das gewundene Bachbett auf schlanken Brückenbauten überquert. Hohe Aufmauerungen tragen den Unterbau an steilen Abstürzen der Schluchtwand vorüber. Eigene Fangmauern schützen den Bau gegen drohenden Steinschlag von oben her. Auf einem Hange über dem Bahnkörper ist ein auf der Thalwanderung begriffener haushoher Felsblock durch eine Stützmauer stabil gemacht worden. Trotz aller aufgewendeten Sorgfalt und Mühe konnte der durch Wolkenbrüche geschwellte Flufs vor Jahren einen Teil der Strecke vernichten. Man sieht noch heute von einer der luftigen Eisenbrücken aus tief unten im Grunde der Schlucht den Eisenkörper einer ehemaligen Brücke liegen, den die Wucht des Wassers herabgeworfen und wie ein Spielzeug zusammengebogen hat.

Gegen $^{3}/_{4}$2 Uhr traf ich in Padang Pandjang ein und fuhr, da es zu regnen anfing, im geschlossenen Wagen in das kleine Hotel Merapi, welches in der nördlichen Vorstadt des Ortes liegt. Padang Pandjang ist ein rechtes Regennest, was wohl mit seiner eigentümlichen Lage in Zusammenhang steht. Es liegt auf einer Hochfläche, welche ringsum von hohen Bergen eingeschlossen wird. Gegen Westen erheben sich die vulkanischen Zwillingsgipfel Singalang und Tandikat, nach Norden zu liegt eine Gruppe von Vulkangipfeln, unter denen als höchster der noch wirksame Merapi fast



Vorstadtstrafse in Padang Pandjang.

3000 Meter hoch emporragt. Im Osten steigt in welligen Zügen das Gebirgsland von Tanah Datar an, und im Süden schliefst die Längskette des Barisangebirges mit dem Bukit Djarat gegen das Plateau von Padang Pandjang ab. Nach allen Seiten hin bieten also schöngeformte und hochhinauf bewaldete Berge einen grofsartigen Hintergrund für das Landschaftsbild. Die Stadt selber besteht zum gröfsten Teil aus Malaienhäusern, welche sich um den grofsen, mit Markthallen besetzten Passar zusammendrängen. Manche von ihnen sind statt mit Atap mit glitzerndem Wellblech gedeckt, was besonders dann einen merkwürdigen Eindruck macht, wenn trotz des modernen Deckmaterials die alte Form des tief gesattelten Daches mit spitz aufragenden Giebeln beibehalten worden ist.

Die Europäerwohnungen sind meist villenartig angelegt. In dem kleinen Hotel ist man ausnahmsweise nicht ganz der Fürsorge des malaiischen Personals überlassen, da die Besitzerin, Mevrouw Alting Siberg, in Küche und Keller selbst um das Wohl ihrer Gäste besorgt ist. Reistafel und Diner haben mir in keinem andern indischen Hotel so gut gemundet, als gerade hier. Bei der ersteren Mahlzeit war ich der einzige Gast an der Hoteltafel, am Abend aber fand ich interessante Gesellschaft an dem Herrn Delprat, dem Chefingenieur der Eisenbahn, welcher von einer Inspektionsreise zurückkehrend auf dem Wege nach Padang hier für die Nacht Station machte. Ich hatte die Absicht, am nächsten Morgen eine Strecke weit mit der Bahn in die Schlucht des Anei-

flusses hinabzufahren und zu Fuſs wieder hinaufzuwandern, um die üppige Vegetation der Schlucht etwas näher zu studieren. Herr Delprat lud mich ein, die Fahrt mit dem Frühzuge in seiner Gesellschaft im Direktionswagen zu unternehmen. Leider war aber am nächsten Morgen das Wetter meinem Vorhaben nicht günstig. Es regnete aus grauen Nebelwolken, die das ganze Thal erfüllten, in Strömen, und ich muſste befürchten, daſs ich auf der entlegenen Bahnstation eingeschlossen bleiben werde, ohne auch nur das Geringste sammeln und beobachten zu können. So zog ich es vor, um den Tag auf alle Fälle nicht ganz zu verlieren, vorerst im Hotel zu bleiben, die Zeit mit Schreiben und Umlegen meiner Pflanzenpackete auszufüllen und auf gutes Wetter zu warten. Überraschend schnell klärte sich am Vormittag der Himmel auf, die Wolkendecke zog sich wie ein Vorhang von dem blauen Himmel fort, und das herrliche Gebirgspanorama strahlte im hellsten Sonnenglanze. Schnell waren auch die nötigen Vorbereitungen zum Ausflug getroffen, und alsbald zog ich mit Mario zum Ort hinaus durch die ausgedehnten Reisfelder bis in die bewaldete Schlucht eines Gebirgsbaches, die entzückende, wildromantische Urwaldbilder bot und auch eine reiche Ausbeute an Pflanzenschätzen für mich ergab. Mit Befriedigung konnte ich konstatieren, daſs hier oben, wie ich erwartet hatte, dieselben Niphobolusarten anzutreffen seien, die ich 450 Kilometer weiter südlich im Zuge des Barisangebirges beobachtet hatte; meine Hoffnung, hier in dem Gebirgslande auch eine seltenere Art (Niphobolus angustatus) anzutreffen, die nach Litteraturangaben in Sumatra vorkommen sollte, blieb aber unerfüllt. Nach theoretischen Erwägungen muſste diese Art, wenn überhaupt auf Sumatra, hier im Gebirgslande zu finden sein; ich beschloſs deshalb, bei den Streifzügen, die ich für die nächsten Tage vorhatte, mein besonderes Augenmerk auf sie zu richten.

Den nächsten Streifzug trat ich gleich in der Morgenfrühe des folgenden Tages an. Bald nach 6 Uhr zog ich mit Mario zum Bahnhof. Der Himmel war auch heute trübe, und der Nebel wälzte sich in dicken Ballen durch das Hochthal, so daſs die Ansicht auf die Berge fast ganz verdeckt war. Nur der Merapi erhob sich in scharfen Umrissen, mit leichten Rauchwölkchen am Krater, über der weiſsen Nebelschicht. Nach Süden zu, wohin unsere Fahrt gerichtet war, zeigte sich der Himmel klarer, und bald brach die Sonne durch die Wolkenschicht und zerstreute mehr und mehr die wallenden Schleier, bis endlich die Nähe und die Ferne im goldenen



SCHLUCHT BEI PADANG PANDJANG.



Licht des junges Tages erstrahlte. Die Bahn senkt sich von der Hochebene zunächst in südöstlichem Verlaufe in sanfter Neigung in ein Thal hinab, dessen Wasserläufe bereits zum Flufssystem der fernen Ostküste gehören. Der Längszug des Barisangebirges und die Hochebene von Padang Pandjang, welche in seiner Verlängerung liegt, bilden hier die Wasserscheide zwischen dem Indischen Ocean und dem Inselmeer. Zu beiden Seiten der Bahnstrecke breiten sich blinkende Sawahfelder aus, zwischen ihnen liegen die Dorfschaften mit ihren spitzen Giebeldächern in Bambusgebüsch und Palmenhainen halbversteckt. Bald nach der ersten kleinen Haltestelle wird die Neigung des Schienenweges stärker, so dafs das Zahnrad der Lokomotive in Funktion treten mufs. Indem die Bahn eine mehr südöstliche Richtung einschlägt, wird der Blick nach Süden frei, und glitzernd erscheint zwischen den Palmen des Vordergrundes eine weite Wasserfläche, das Meer vom Singkara. In der Fortsetzung der Thalfahrt verschwindet die Wasserfläche wieder hinter einem niederen Höhenzuge, der die Bahn an der rechten Seite begleitet, im Vordergrunde aber weitet sich das Thal und bietet ein Landschaftsbild, das an Schönheit seines Gleichen sucht. Die Sonne blinkt und glitzert auf der regelmäfsigen Wasserfläche der Reisfelder, zwischen denen in Palmengärten die malerischen Häuser mit ihren tiefgesattelten Giebeldächern zu Gruppen vereinigt sind. Hier und dort taucht ein gröfseres Dorf auf, in dem neben den Wohngebäuden und Reisscheuern im lichten Palmenhain eine stattliche Missigit sich erhebt. Über den reich mit Schnitzwerk verzierten Ballustraden steigt in drei oder vier Absätzen das gut gehaltene Pyramidendach auf. Die sorgsame Anlage dieser mohammedanischen Kultstätte zeugt ebenso wie die reiche Verzierung der Wohn- und Vorratshäuser von dem Wohlstande des reich bevölkerten Landes. Überall sah ich die Leute im Felde und in den Dorfstrafsen wohlgekleidet. Viehherden grasten auf den Weideflächen, Fufsgänger und Fuhrwerke belebten die Landstrafsen. Dahinter erheben sich die Bergketten von Tanah Datar mit ihren frischgrünen Matten, zwischen denen, von dem mit Palmwald umsäumten Fufs an, in Rinnen und Schluchten der Buschwald nach oben steigt. Neuen Reiz gewinnt die Landschaft, wenn nun der Bahnzug bis an das Seeufer des Singkara-Meeres hinabgestiegen ist und längs desselben hin nach Süden rollt. Das Meer von Singkara ist gröfser als der Starnbergersee in Oberbaiern, etwa drei geographische Meilen lang und eine Meile breit. In seiner Lage erinnert es an



Malaiisches Wohnhaus in dem Padangschen Oberlande.

die schönen Oberbaierischen Gebirgsseen, an den Tegernsee oder den Schliersee. Die Gestalt der Bergformen, die Wasserfärbung, ja ich möchte sagen, die ganze Landschaftsstimmung erinnerte mich an Ort und Stelle so direkt an den letzteren, dafs ich über diesen Eindruck eine Aufzeichnung in meinem Tagebuch gemacht habe. An der Ostseite steigen die Berge bisweilen fast unmittelbar vom Ufer aus steil an; dort bereitet das würfelig abbröckelnde Gestein der Bahn manche Schwierigkeiten, ganze Strecken mufsten durch Vermauerung geschützt werden. Wo das Ufer eben ist, liegen Dorfhäuser zwischen Kokospalmen und Bananen. Auch Kapokwäldchen mit ihren etagenweise horizontal ausgebreiteten Astwirteln und allerlei Obstbäume begleiten die Dörfer und Höfe, in deren weiterer Umgebung neben den Reisterrassen auch kleine Tabakfelder und Kaffeepflanzungen der Eingebornen die sanft ansteigenden Hänge bedecken. Der See ist von Einbäumen und sauber gearbeiteten Booten belebt, Fischer sind mit dem Aufziehen ihrer Netze beschäftigt. Am Strande liegen eine Bootsbauerei und hin wieder kleine Bootshütten, in denen die Fahrzeuge zum Schutz gegen den Regen untergebracht werden können. Am gegenüberliegenden Ufer ragen



Missigit (Moschee) im Padangschen Oberlande.

die schöngeformten, vielgipfeligen Ketten des Barisanzuges empor, und nach Süden zu erhebt sich in der Ferne der Vulkankegel des Gunung Talang.

Im ersten Drittel des östlichen Seeufers überschreitet die Bahn auf einer Brücke den Umbilien, den Abflufs des Sees, der nach Osten hin das Bergland von Tanah Datar durchbricht und in seinem Unterlaufe unter dem Namen Indragiri einen der gröfsten Ströme der Insel bildet. Jenseits der Brücke läuft bis zum Ende des Sees die Landstrafse neben der Bahnlinie hin, auf welcher Scharen von Landleuten in farbigen Gewändern, Männer, Frauen und Kinder nach dem Markte Singkara ziehen, schöne, stattliche Gestalten. Sie tragen auf dem Haupte, was sie zum Verkauf bringen wollen: Packe oder Körbe mit Früchten, viele gelbe Manga, aber auch Maiskolben, Pisang, Durian.

Die spontane Vegetation der Gegend ist auf die geringen Räume beschränkt, welche die Bodenkultur frei läfst. Im Graben neben dem Wege und der Bahn sieht man aufser Gräsern und Seggen breitblättrige Caladien, das mannshohe Acrostichum aureum, ein grofses Aspidium, Verbena, einige Kompositen und die in der



Landschaft am östlichen Ufer des Meeres von Singkara.

Nähe des Kulturlandes der Tropen nirgends fehlende, eingewanderte Mimosa pudica. Merkwürdig nahmen sich neben der üppigen Vegetation, die in ihrer saftigen Fülle einen Überflufs an Wasser und Nahrung verrät, einige dickfleischige Formen aus, wie man sie sonst nur in wasserarmen Gegenden anzutreffen gewohnt ist. Ein dickblättriges Bryophyllum bewohnt in stattlichen Exemplaren die Böschungen und lebende Hecken werden hier und da von einer succulenten Euphorbia gebildet. Die Durchlässigkeit des Bodens mag es wohl diesen Nopalpflanzen erleichtern, den Kampf um den Platz mit den übrigen zu bestehen. Im See sah ich nahe am Ufer ganze Flächen des Wassers mit einer weifsblühenden Wasserpflanze bedeckt, die in ihrer Tracht an Limnanthemum erinnerte.

Am Südende des Sees liegt ganz im Baumschlag versteckt der freundliche Ort Singkara, der Sitz eines holländischen Kontroleurs. Weiterhin setzt sich das Thal in Sawahfeldern nach Süden fort, durchströmt von dem Flüfschen Sumani, welches von den Hängen des Gunung Talang herabkommend den Hauptzuflufs des Meeres von Singkara bildet. Die Bahn verläuft längs des Flufsbettes nach Süden durch das breite Thal, in welchem aus den Sawahebenen einzelne niedere Hügelwellen aufsteigen, auf denen mit Kokoshainen und Bambusgebüschen die Dörfer und einzelne Gehöfte liegen.

Bei der Stadt Solok wendet sich die Bahn im Bogen nach Osten und steigt über einen niederen Sattel, der durch nahe herantretende Felsenpartieen mit Urwaldvegetation überhöht wird, in das enge Gebirgsthal des Flüfschens Silungkang. Die Hänge der hoch-



DAS THAL DES SILUNGKANG BEI SUNGEI LASSI.



aufragenden Felsenberge sind hier fast ganz ohne Baumwuchs, nur in den tiefsten Falten klettert niederer Buschwald empor. Sonst sind die Höhen mit Graswuchs bedeckt. Die schmale Thalsohle neben dem Bache nehmen Sawahfelder ein, die auch an einzelnen Stellen, wie bei der Station Sungei lassi, in schmalen Terrassen an den Berghängen bis zu beträchtlicher Höhe emporsteigen. An interessanten, abwechslungsreichen Gebirgspartieen vorüber begleitet die Bahn den Bach. Die Vegetation erscheint, je weiter die Fahrt nach Osten geht, um so weniger üppig, woran wohl die Beschaffenheit des Untergrundes, der zum Teil aus Sandstein besteht, und das Fehlen der die Feuchtigkeit regulierenden Bergwälder die Schuld tragen mag. Bei der Station Muara Kalaban treten an die Stelle der Sawahs vielfach Maisfelder, auf denen die Halme nur schmächtig und spärlich entwickelt sind. Bald hinter der Station wendet sich die Bahn von dem Bach ab nach Norden in eine enge Schlucht hinein. Ein vortretender Bergriegel wird durch einen ca. 800 Meter langen Tunnel durchbrochen. Jenseits erscheint nach kurzer Fahrt die Endstation Sawah lunto.

Die Sonne hatte fast schon ihren höchsten Stand erreicht, als ich in Sawah lunto einfuhr, und ich mufste, wenn ich den Tag noch für die Suche nach dem Niphobolus angustatus ausnutzen wollte, meine Zeit sehr vorsichtig einteilen. Der Ort Sawah lunto, welcher seine Bedeutung den in seiner unmittelbaren Nähe gelegenen Kohlengruben verdankt, hat ein wesentlich anderes Aussehen als die Dörfer, welche längs der Bahnstrecke die Thäler und Ebenen schmücken. Er ist ein richtiger Industrieplatz. Für die europäischen Beamten des Kohlenwerkes sind nette, villenartige Holzhäuschen am Bergeshange erbaut. Beim Bahnhof erhebt sich das aus Eisen konstruierte Fabrikgebäude, wo die Kohlen, die auf kleinen Wagen nach aufsen gefördert und über den Berghang herab transportiert werden, gesiebt und gewaschen werden. Lange Schuppen dienen zur Unterbringung der malaiischen Zwangsarbeiter, welche hier bei dem Bergbau Verwendung finden. Am Eingang des Thales liegt auf einem plateauartigen Bergvorsprung, von Gartenanlagen umgeben, das Haus des Regierungsbeamten, eines Kontroleurs zweiter Klasse. Im Thalgrunde treten die einfachen Häuser der Malaien, der chinesischen Kaufleute um einen kleinen Marktplatz in Gruppen zusammen. In der Nähe liegt auch ein kleines Vergnügungsetablissement für die europäischen Bergleute mit Billard und Lesesaal. Ein Hotel ist in dem Orte, weil kein

Bedürfnis, nicht vorhanden. Ich fand aber im Hause eines dort wohnhaften Holländers gegen Geld und gute Worte Unterkunft. Man trat mir ein Eckzimmer des Hauses ab mit besonderer Veranda, welches bis dahin vom Hausherrn als Schreibzimmer benutzt worden war. Ich bekam meine Reistafel und konnte mich dann ein Stündchen von der heifsen Bahnfahrt ausruhen und erholen. Um 3 Uhr nahm ich mein Bad und brach dann mit Mario auf, um so lange, als es noch Tag war, an den Thalhängen zu botanisieren. Unterwegs, wenn wir in die Nähe der Wohnung des Kontroleurs kamen, wollte ich mich durch Mario zum Vorabendbesuch bei dem Herrn Westening anmelden. So gedachte ich den Tag voll auszunutzen und am nächsten Morgen die Rückfahrt anzutreten.

Das Thal von Sawah lunto ist verhältnismäfsig heifs und trocken, was natürlich auch in der Zusammensetzung der Vegetation zum Ausdruck kommt. Feuchtigkeit liebende Moose fehlen fast gänzlich, die Erdfarne sind auf wenige resistente Arten beschränkt. Da kein rechter Baumwuchs vorhanden ist, so sind auch epiphytische Farne äufserst selten. Wir mufsten lange suchen, um auch nur das Vorhandensein des auf Sumatra fast nirgends mangelnden Niphobolus adnascens zu konstatieren. So waren die Aussichten für die Auffindung des gesuchten Niphobolus angustatus sehr gering. Endlich aber entdeckte ich am Wegrande eine Arenpalme, deren mit den Resten der Blattscheiden bedeckter Stamm zahlreiche Epiphyten trug, zwischen denen ich hoch oben die schneeweifs seidig glänzenden, langen Blätter der gesuchten Art zu erkennen glaubte. Der Baum stand an der Landstrafse aufserhalb des Bambuszaunes, der zu dem Garten eines malaiischen Wohnhauses gehörte. Um sicher niemandes Recht zu verletzen, sandte ich Mario in das Haus und liefs fragen, ob ich von dem Grün am Baumstamme etwas herabholen lassen dürfe. Die Erlaubnis wurde ohne Zögern erteilt, und Mario brachte zugleich eine Bambusstange mit heraus, die er an den Stamm lehnte, um sich das Emporklimmen zu erleichtern. Als er eben seine Jacke abgelegt hatte und sich zum Klettern anschickte, geschah etwas gänzlich Unerwartetes. Ein uniformierter Malaie, ein sogenannter Uppas, der Polizist des Kontroleurs, erschien und verbot uns das Botanisieren. Das war mir bisher auf meinen Reisen noch nicht passiert, und die Neuheit des Falles liefs mich zunächst vermuten, dafs es sich um ein Mifsverständnis handele, aber der Uppas drückte sich mir gegenüber

so bestimmt und unzweideutig aus, dafs kein Zweifel über den Stand der Sache bestehen bleiben konnte. So lernte ich hier den malaiischen Uppas von einer ganz neuen Seite kennen. Bisher hatte man ihn mir wohl geschickt, um mir eine freundliche Einladung oder Gastgeschenke zu überbringen, man hatte ihn mir zum Geleit mitgegeben, wenn ich im Abenddunkel vom Gastmahl in mein Quartier zurückkehrte, man hatte mir unter seiner Führung Arbeiter zur Verfügung gestellt, die meinem Wagen über schlechte Wegstrecken hinweghalfen. Hier kam der Mann mit dem strikten Auftrag, mich an meiner Arbeit zu verhindern, und der Säbel an seiner Seite gewann für mich die Bedeutung des Abzeichens einer mir gegenüberstehenden Amtsgewalt.

Was den Herrn Kontroleur veranlafste, gegen mich, den ihm völlig Unbekannten, in dieser Weise aufzutreten, wurde mir nachträglich klar, als ich im Gespräch mit einigen Ortseinwohnern unbefangen die Rede auf die Regententugenden des Herrn Westening brachte. Der kleine Gernegrofs hat, wie es scheint, einen unwiderstehlichen Drang in sich, wie ein neugebackener Unteroffizier das bifschen Amtsgewalt, das ihm in seiner untergeordneten Stellung zusteht, gegen Jedermann hervorzukehren. Man sagte mir, dafs in Sawah lunto keine Büffelkuh ein Kalb zur Welt bringen dürfe ohne die ganz spezielle Erlaubnis des Herrn Kontroleurs. Für die ausgezeichnete Liebenswürdigkeit, mit welcher ich bisher ausnahmslos von allen Beamten der holländischen Kolonialregierung bei meinen Reisen unterstützt worden war, bildete hier die Grofsmannssucht einen trefflichen Hintergrund, die Ausnahme, welche die Regel bestätigt. Da ich es thunlichst vermeide, im Affekt zu handeln, so unterdrückte ich die Versuchung, das bekannte Citat aus Goethes Götz ins Malaiische zu übersetzen, wandte dem Uppas den Rücken und ging mit Mario davon. Von dem beabsichtigten offiziellen Abendbesuch bei dem Herrn Kontroleur nahm ich Abstand. Am frühen Morgen des nächsten Tages aber, als am Kontroleurhause die Läden noch geschlossen waren, stattete ich der Arenpalme einen Besuch ab und konstatierte, dafs an ihrem Stamme Drymoglossum, Davallia, einige Polypodien, Niphobolus adnascens und schliefslich auch der grofse, weifsblättrige Niphobolus angustatus wachsen.

In Sawah lunto belehrte mich ein drolliges Erlebnis darüber, welchen Vorzug es hat, dafs die indo-malaiischen Häuser auf Pfählen über den Erdboden emporgehoben sind. Der Pavillon, in

dem ich übernachtete, stand nämlich ohne Unterbau eben auf dem Erdboden, und als ich in der Dämmerung mit der Cigarre auf der Veranda safs und Mario für den folgenden Tag instruierte, kamen nach einander sechs dicke, faustgrofse, graubraune, warzige Kröten aus der offenen Thür meines Zimmers hervorspaziert. Am nächsten Morgen erwachte ich vor Sonnenaufgang dadurch, dafs zart an meine Thür gepocht wurde, und als ich halb bekleidet den Kopf durch die Thürspalte steckte, sah ich in einer Reihe die sechs Kröten vor mir, die abwechselnd gegen die Holzthür hüpften und Einlafs begehrten. Sobald ich weiter öffnete, hüpften sie, ohne Notiz von mir zu nehmen, über meine Pantoffeln und zwischen meinen Füfsen hindurch hinein und verschwanden unter Bett und Schrank in den finstern Ecken. Mario, der die Tiere von seiner Lagerstätte aus auf der Veranda schon seit längerer Zeit beobachtet hatte, safs rauchend auf seiner Schlafmatte und erklärte schmunzelnd: „Diese Tiere wohnen hier drinnen."

Nach dem Frühstück um 8 Uhr ging ich zur Bahn und kehrte nach Padang Pandjang zurück, wobei mich der erneute Genufs der herrlichen Naturbilder während der Fahrt durch die Thäler und längs des Sees bald den Unmut über die Unverschämtheit des Beamten in Sawah lunto vergessen liefs.

Noch am Nachmittag des gleichen Tages, des 7. Dezember, setzte ich von Padang Pandjang aus die Reise mit der Bahn in nördlicher Richtung fort und traf bald nach 5 Uhr in Fort de Kok, der Hauptstadt des Padangschen Oberlandes, ein. Die Stadt liegt wie Padang Pandjang auf einer regenreichen Hochebene, die auf drei Seiten von Bergzügen eingeschlossen ist und nach Norden hin in das weite Plateau von Agam übergeht. Das Gebirgsklima des Ortes, der nur wenige Meilen südlich vom Äquator liegt, ist angenehm erfrischend und gilt als heilkräftig für Klimakranke. In dem kleinen Hotel, dessen Wirt ein Deutscher ist, war die Tafel beim Diner vollbesetzt, auch Damen und Kinder waren in der Gesellschaft vertreten. Man versicherte mich, dafs der gewaltige Regensturz, der bald nach meiner Ankunft einsetzte, hier ein täglicher Gast sei, und den fördernden Einflufs der hohen Luftfeuchtigkeit auf die Vegetation konnte ich, ohne einen Schritt vor die Thür zu thun, daraus ersehen, dafs sowohl an dem Hotel, als auch an den umliegenden Häusern die unteren Ränder der Atapdächer mit einem üppigen, grünen Saum von epiphytischen Orchideen, Farnen und Moosen besetzt waren.



DIE KERBAUENSCHLUCHT BEI FORT DE KOK.



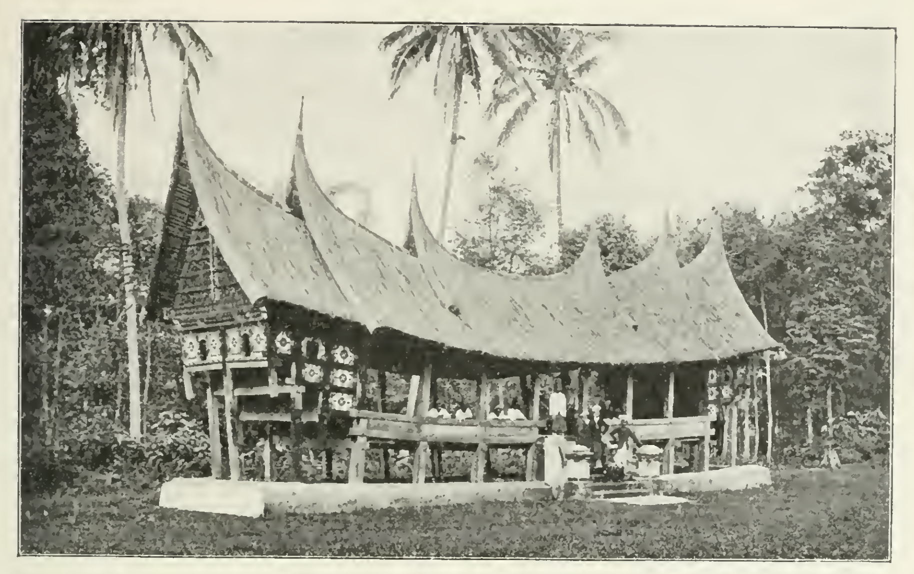
Für den nächsten Tag hatte ich eine Fufstour in der Umgebung des Ortes in Aussicht genommen, zu der ich gleich nach dem ersten Frühstück mit Mario aufbrach. Wir durchstreiften die Ebene nach verschiedenen Richtungen. In Hecken und Baumgärten und zwischen den Sawahfeldern gab es allerlei zu sehen und zu sammeln; besonders aber reicherten sich unsere Funde, als wir in die Kerbauengat hinabstiegen, eine breite Schlucht, die vom Wasser tief in den weichen, vulkanischen Tuffboden eingeschnitten ist. Im Grunde strömt ein Flüfschen mit gelbem Wasser dahin. An seinen Ufern breiten sich im oberen Teil Reisfelder aus, zwischen denen hier und da, von Gebüschgruppen und Palmgärten umgeben, einzelne Höfe liegen. Die senkrechten, bis zu 120 Meter hohen Tuffwände erscheinen aus der Ferne kahl, bei näherer Betrachtung findet man an ihnen eine Menge interessanter Lebermoosformen, Laubmoose und Kleinfarne. Die Kerbauenschlucht ist aufserordentlich reich an malerischen Partieen, und in jeder Hinsicht von den Erlebnissen und Ergebnissen befriedigt konnte ich in das Hotel zurückkehren, um in den Nachmittagstunden die Verarbeitung des eingesammelten Materials vorzunehmen, wobei dem Mario die Aufgabe zufiel, die fertigen Pflanzenpackete in der Sonne zum Trocknen auszubreiten. Gegen Abend bezog sich der Himmel wieder mit dichten Gewitterwolken, die unter unaufhörlichem Blitz und Donner ungeheure Regenmassen herabsandten. Ich hatte mich für den Abend zur offiziellen Visitenstunde bei deutschen Landsleuten zum Besuch angemeldet. Herr Dr. Preitner, der als Militärarzt im Range eines Kapitäns das grofse Militärhospital in Fort de Kok dirigiert, wohnte unweit des Hotels. Ich trotzte mit meinem Gebirgswettermantel und einem Pajung (chinesischen Schirm) dem atmosphärischen Sturzbad, um eine Stunde des langen Abends in angenehmer Gesellschaft verplaudern zu können. Das Ehepaar Preitner stammt aus München, und es stellte sich heraus, dafs Herr Dr. Preitner als Student zu Füfsen des berühmten Münchener Botanikers Nägeli vor demselben Katheder gesessen hatte, von dem aus ich seit einem Jahrzehnt meine Vorlesungen halte. Da gab es natürlich viel zu fragen und viel zu erzählen von der Münchener Stadt und ihrem Leben, von dem Stückchen Heimat, in dem sich unsere Interessen vereinigten.

Am Samstag den 9. Dezember setzte ich morgens meine Reise von Fort de Kok aus mit der Bahn fort nach Pajakombo, der Endstation dieses Zweiges der Gebirgsbahn. Die Bahnfahrt, welche



Gebirgsbahn in dem Padangschen Oberlande.

anderthalb Stunden in Anspruch nimmt, führt durch die schöne Gebirgslandschaft wieder über eine Pafshöhe, welche hier die Wasserscheide zwischen West- und Ostküste bildet. So erreichte ich hier nochmals die östliche Abdachung des Alpenlandes und durfte hoffen, meine pflanzengeographischen Befunde aus Sawah lunto hier zu bestätigen und zu erweitern. Die Stadt Pajakombo gewährt einen sehr freundlichen Anblick; ein breiter, schön gehaltener Weg, von Alleebäumen beschattet, führt der Länge nach durch den ausgedehnten Ort, an ihn schliefsen sich breite Seitenstrafsen an, welche nicht minder gut gehalten sind. Die Häuser der Eingebornen sind zum grofsen Teil in der eigentümlichen Bauart mit den spitz aufragenden Giebeldächern ausgeführt, und die Verwendung von sorgfältig bearbeiteten Hausteinen bei der Anlage des Fundamentes und der Treppen, sowie die reichen Holzschnitzereien an den Seitenwänden und Giebelfeldern zeugen in vielen Fällen von dem Reichtum der Hausbesitzer. Unter den öffentlichen Gebäuden nehmen die Missigit und die Baley, das Versammlungshaus der Gemeinde, eine besondere Stelle ein. Ein äufserst anziehendes Bild gewährte mir die Stadt Pajakombo am Sonntagmorgen, den 10. Dezember, als sich die Strafsen und der geräumige, mit festen Hallen umbaute Marktplatz mit Tausenden von festlich gekleideten Marktleuten füllten. Besonders die jungen



Baley, Versammlungshaus einer Dorfgemeinde im Padangschen Oberlande.

Frauen und Mädchen erscheinen bei dieser Gelegenheit in farbigen Gewändern, mit goldgestickten Sarongs, die oft wohl hundert und mehr Gulden wert sind. Ihre Hände sind mit goldenen Ringen geschmückt, in denen kostbare Steine funkeln. Halsketten und Armbänder fehlen nicht, und als Ohrschmuck werden von den jungen Mädchen drehrunde, gold- oder silberbeschlagene Holzpflöcke von der Dicke einer Zwirnrolle im Ohrläppchen getragen. Bei den Frauen, denen, wie es scheint, dieser Ohrschmuck durch die Sitte nicht mehr erlaubt ist, hängt das ausgeweitete Ohrläppchen als offener Ring herab. Pajakombo und seine Umgebung sind wegen der Schönheit ihrer Frauen geradezu berühmt, besonders auffallend war mir die freie, aufrechte Haltung und die oft geradezu graziösen Bewegungen, welche selbst ältere Frauen zur Schau trugen. Gestalt und Gesichtsbildung der jüngeren strotzen von Kraft und Gesundheit, ein schwach durchscheinendes Wangenrot verleiht der braunen Hautfarbe einen lieblichen Ton.

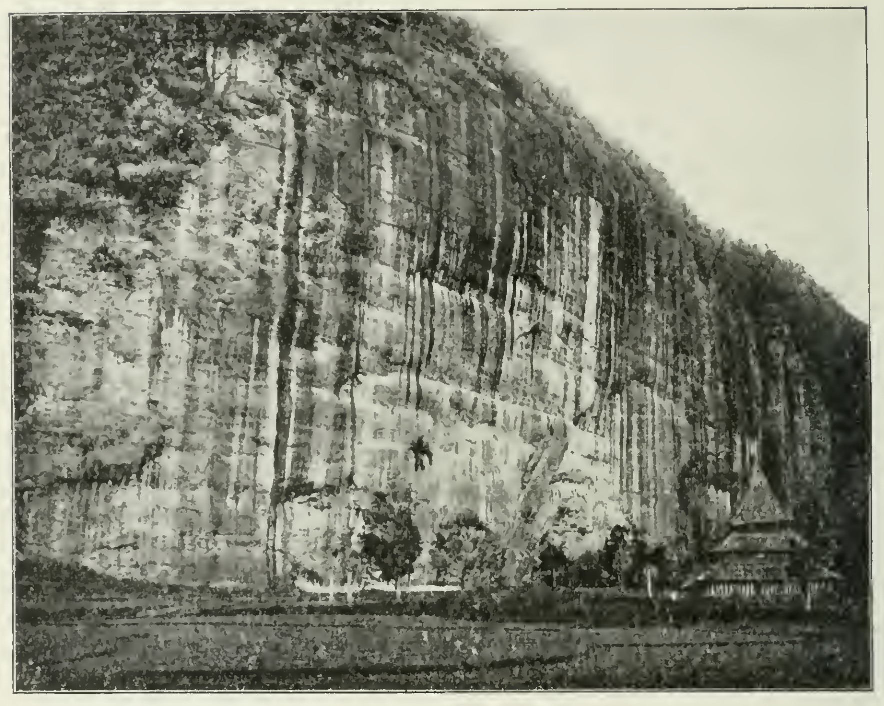
Ich widmete dem Besuch des Wochenmarktes einige Stunden und war erstaunt über die Menge und Mannigfaltigkeit der feilgebotenen Waren. Tuchstoffe von den billigsten europäischen Druckkattunen bis zu den kostbarsten seidenen, golddurchwirkten Sarongs, Slendangs und Kopftüchern, Schmucksachen und allerlei Tand, Gebrauchsgegenstände aus Bambus, Holz und Metall, ferner

Nahrungsmittel, Obst, Gebäck, Eingemachtes und Zuckerwaren nebst allerlei Gewürzen. Gar manches war dort, dessen Namen und Verwendung ich erst von dem Verkäufer erfragen mufste, da auch Marios Wissen hier nicht immer ausreichte. Aufser den festen, aus Stein gemauerten Markthallen, die den Passar (Marktplatz) umgaben, waren auf dem freien Platze selbst Hallen und Buden aufgestellt, nur die ländlichen Verkäufer boten ihre Produkte, Reis, Mais, Bananen und anderes Obst, unter freiem Himmel feil. Ich handelte lange vergebens um einen seidenen Kindersarong, dessen goldgewirktes Muster mir durch die Eigenart der Kunstformen aufgefallen war. Der geforderte Preis war mir zu hoch. Mehr Erfolg hatte ich beim Einkauf einiger Messinggeschirre, die hier gearbeitet werden. Sie weisen an Kannen und Schalen bisweilen recht geschmackvolle Formen auf und sind in einfacher Weise mit Figuren und Blattwerk oder auch mit blofsen Linienornamenten verziert. Auch einige Waffen kaufte ich hier, darunter ein sehr eigentümliches, sichelförmiges Dolchmesser mit Horngriff und Holzscheide. Der Verkäufer gab mir gleich eine Erklärung über den üblichen Gebrauch dieser Waffe. Man nähert sich im gemeinsamen Bade mit dem im Sarong verborgenen Dolche seinem Feinde und schlitzt ihm unversehen unter Wasser den Bauch auf. Mario hatte auf dem Markte einige in buntesten Farben gestickte Kindermützen entdeckt, wie sie auf Java nicht gearbeitet werden. Er gedachte dabei seiner Kinder daheim in Bogor, denen er gerne etwas Besonderes heimbringen wollte. Da der Preis der Mützen für seine Kasse zu hoch war, so erfreute ich sein Vaterherz, indem ich ihm die Kappen zum Geschenk machte.


Obstverkäuferinnen vom Markt zu Pajakombo.

Da in Pajakombo ein Assistent-Resident seinen Sitz hat, so fehlt es in dem Orte nicht an europäischen Wohnhäusern, die meist, wie diejenigen der Eingebornen,

hinter Vorgärten im Schatten der Kokospalmen oder anderer Fruchtbäume liegen. Es ist auch ein kleines Hotel vorhanden, in dem ich Absteigequartier genommen hatte und gegen die übliche Bezahlung ausreichend gute Unterkunft und Verpflegung fand. Um die Vegetation der Umgebung zu studieren, unternahm ich von Pajakombo aus eine Wagenfahrt in nördlicher Richtung. Der Wagen, ein zweirädriger Karren mit Lederverdeck, glich denjenigen, die ich bei ähnlichen Gelegenheiten auf Java benutzt hatte, und war auch in gleicher Weise mit zwei kleinen Pferden bespannt, von denen das eine in der Scherendeichsel ging. Da der Weg ganz leidlich gehalten war, was gewifs bei den immer wiederkehrenden heftigen Regengüssen keine leichte Arbeit ist, so kamen wir schnell vorwärts an ausgedehnten Sawahfeldern vorüber, durch Kokoswälder und Dorfstrafsen und näherten uns in rascher Fahrt den steilen Felswänden, welche nach dieser Seite hin das weite Hochthal abschliefsen. Die Formation der Felsen ist hier sehr eigenartig; sie springen schroff und unvermittelt senkrecht aus der Ebene hervor, oben bilden sie ein Plateau, das, soviel man von unten sehen kann, ganz mit Urwald bewachsen ist. Das Wasser, welches der Regen dem Walde in grofsen Mengen zuführt, trieft an den steilen Felswänden abwärts und zeichnet das Gestein mit helleren und dunkleren vertikalen Streifen. Hier und da hat sich die Wassermenge oben in einem Rinnsal gesammelt, bevor sie zum Absturz strömt, und stürzt nun als kräftiger Sprühregen oder in feinen Silberfäden zu Thal. Der Weg führt direkt auf die Felswände los und biegt bei einer einsamen Missigit in eine Schlucht hinein, die zu beiden Seiten von solchen senkrechten Felsmauern begrenzt ist. Das ist die Kloof van Harau, eine der Hauptsehenswürdigkeiten des Padangschen Oberlandes. Vor dem Eingang der Schlucht verliefs ich den Wagen, um den interessanten Pfad, der längs eines Bächleins fast eine Stunde Wegs das Thal durchzieht, zu Fufs zu wandern. In einem wechselnden Abstand von 20 bis 200 Metern erheben sich rechts und links die senkrechten Wände bis zur Höhe von 200 bis 300 Metern. Spalten und vorspringende Klippen unterbrechen vielfach die Einförmigkeit der wassertriefenden Mauern, und inmitten der Schlucht stürzt sich ein beträchtlicher Wasserfall, im Sturz zerstäubend, in ein Felsenbecken hinab. Man hat diese grofsartige Scenerie nicht mit Unrecht mit dem Staubbach bei Lauterbrunnen im Berner Oberlande verglichen. Für mich gewann die Örtlichkeit noch einen



Eingang der Kloof van Harau.

besonderen Reiz durch die eigenartige Vegetation, die den Grund der feuchten Schlucht und die Felswände zu ihren Seiten bedeckte. Neben dem Bache, der das Thal durchfliefst, sind grofse Flächen mit dem schönblättrigen Polypodium Dipteris bestanden, dessen seltsam geformte Blattflächen hier besonders grofs und langgestielt sind. Dazwischen wachsen neben Gräsern und breitblättrigen Blütenpflanzen üppig wuchernde Gleichenien, ein kletterndes Lygodium und als ein Allerweltsbürger der Adlerfarn, der ja auch in den deutschen Wäldern oft ganze Plätze mit seinen grofsen, zart gefiederten Wedeln beschattet. Wo das herabrinnende Wasser die Felsen feucht erhält, da gedeihen Laub- und Lebermoose oft in üppigen, saftiggrünen Polstern. Hinter einem herabstürzenden Wasserfaden im permanenten Sprühregen, der mich in wenig Augenblicken fast bis auf die Haut durchnäfste, sammelte ich eine kleine, gelbblütige Landutrikularia, eine jener zierlichen Infektivoren, die wie unsere einheimischen, viel robusteren Wasserschläuche (Utricularia) in blasenartig gestalteten Fallgruben an den Blättern kleine Wassertierchen fangen und verdauen. An trockenen Stellen

der Felswände und Klippen haben sich allerlei Epiphyten angesiedelt, unter ihnen in Menge der seltene Niphobolus angustatus, den ich in Sawah lunto zu sammeln verhindert worden war.

Mit der Kloof van Harau, die fast genau unter dem Äquator liegt, hatte ich den nördlichsten Punkt meiner Reise in dem herrlichen Gebirgslande erreicht. Mein Weg führte nun zurück ans Meer. Ein Schiff der Paketvaart Maatschappij, welches am Dienstag, den 12. Dezember, in Emmahaven erwartet wurde, sollte mich durch den Ocean zur Nordspitze der Insel, nach Atjeh bringen.

Am Montag, den 11. Dezember, traf ich mit der Bahn wieder in Padang ein. Ich fand meinen Gastfreund, Herrn Veth dort nicht mehr vor, er hatte inzwischen eine Reise angetreten. Herr Konsul Schild, der aus Batavia zurückgekehrt, die Konsulatsgeschäfte und die Leitung des Handlungshauses wieder übernommen hatte, erklärte mir aber, dafs mein Quartier im Hause des Herrn Veth für mich bereit sei. So hatte ich für mich allein das ganze grofse Haus zur Verfügung und wurde nach den vom Hausherrn hinterlassenen Bestimmungen fürstlich bedient und verpflegt. Die Zeit, die mir noch blieb, benutzte ich, um meine Sammlungen zu verpacken, und um mich etwas näher in dem umfangreichen Betriebe des Export- und Importhauses der Firma Gebrüder Veth umzusehen, wobei mir Herr Konsul Schild, als Chef der Firma, ein liebenswürdiger Führer war. In den luftigen Kontorräumen sitzen in langer Reihe die europäischen Angestellten, mit Korrespondenz und Rechnungsführung beschäftigt. Chinesische Geschäftsträger und malaiische Manduren eilen geschäftig hin und her. Vor den umfangreichen Lagerhäusern halten Ochsenkarren und Pferdewagen, welche Landesprodukte bringen oder Einfuhrartikel abholen. Gegenüber am Ufer des Flusses liegen Prauen und Kähne, in denen Kisten und Ballen zur Ausfuhr nach dem Seehafen verfrachtet werden. In den Speicherräumen sind gewaltige Mengen der verschiedensten Handelsobjekte aufgespeichert. Berge von Kopra, von Dammarharz, Kaffee in Säcken, Zimmtrinden zu hohen Stapeln aufgeschichtet, Rotang, Muskatnüsse zu Hunderten von Zentnern, getrocknete Felle und Kerbauenhörner. Dazwischen sind ganze Kolonnen malaiischer Arbeiter beschäftigt, die Landesprodukte zu sortieren und zum Versand herzurichten und zu verpacken, in Säcke, in Ballen oder in Kisten, die in einer eigenen Werkstatt hergestellt werden. In der Importabteilung sind auf Böden und Regalen, in unübersehbarer Menge, die tausend Dinge sorgsam gelagert, die Europa für den

Bedarf der weifsen und der farbigen Tropenbewohner über das Weltmeer sendet. Auch hier wird gearbeitet und gepackt, notiert und gerechnet. Überall herrscht reges Leben und Treiben.

Auf meine Bitte liefs Herr Schild für mich Proben von den verschiedenen Handelssorten der dort ausgeführten Drogen, Gewürze und Genufsmittel für mich verpacken, die mir als Demonstrationsobjekte für den Unterricht der Nahrungsmittelchemiker erwünscht waren. Ich bekam auf diese Weise eine umfängliche und für mich wertvolle Sammlung, die Herr Schild in liebenswürdiger Weise noch dadurch vergröfserte, dafs er mir eine ganze Reihe von ethnographischen Sammlungsobjekten zum Geschenk machte, welche er in seinem Verkehr mit den Eingebornen gelegentlich erworben hatte.

Den Montag Abend verlebte ich in angenehmer Weise als Gast im Hause des Herrn Konsul Schild. Beim Diner waren aufser mir ein Tropenpflanzer, Herr Forstmann, der an den Hängen des Vulkans Merapi eine Kaffeepflanzung verwaltet, und die Damen einer dem Herrn Schild befreundeten Familie zugegen. Angeregte Unterhaltung, Vorträge auf dem Klavier und Harmonium verkürzten die Stunden, so dafs ich erst gegen Mitternacht in mein Quartier zurückkehrte. Der Dienstag Vormittag verging mit Reisevorbereitungen und Abschiedsbesuchen. Bald nach Mittag fuhr ich im Wagen des Herrn Veth zum Bahnhof und von dort mit dem Zuge nach Emmahaven. Gegen 5 Uhr traf die „Reaël“ ein. Ich ging sogleich an Bord und richtete mich in der mir angewiesenen Kabine für die mehrtägige Seereise durch den Indischen Ocean ein. Schreibarbeit und das Präparieren und Trocknen der aus dem Oberlande mitgebrachten Pflanzenschätze sollten die freie Zeit der Reisetage ausfüllen. Das Schiff blieb den Abend im Hafen liegen, und ich hatte so noch Gelegenheit, von Bord aus das schöne Bild der herrlichen Küstenlandschaft, den Palmenwald des Uferstreifens, die waldigen Bergketten, die dahinter aufragenden vielgipfeligen Züge des Barisangebirges und der Oberländer Berge im Glanz der ins Meer tauchenden Abendsonne zu bewundern.

NACH ATJEH UND PENANG.

Die „Reaël", auf der ich am Dienstag, den 12. Dezember, von Emmahaven aus die Seereise nach Atjeh antrat, ist ein mittelgrofses Schiff mit allem modernen Komfort. Die Zahl der Kajütspassagiere war nicht sehr grofs. Auf den Planken des Oberdecks aber und auf dem Hauptdeck, so weit Raum vorhanden war, hatten Hunderte von Deckpassagieren ihr Lager aufgeschlagen; malaiische Kolonialsoldaten mit Frau und Kindern, eine gröfsere Abteilung malaiischer Kettensträflinge und zahlreiche Mekkapilger stellten das Hauptkontingent. Jedes Fleckchen und Eckchen war ausgenutzt, man konnte nicht von einem Ende des Schiffs zum andern gehen, ohne wenigstens ein halbdutzend Male über liegende Schläfer oder herumkrabbelnde Kindchen hinweg zu steigen. Zu den Mahlzeiten wurde ein gewaltiger Kessel mit Reis aus der Küche herbei gebracht und eine Tonne mit Fischen. Alle Deckpassagiere defilierten vorbei und bekamen auf die bereitgehaltene Schale aufgekellt.

Zu Anfang liefs sich die Reise recht gut an. Das Schiff fährt zuerst ziemlich direkt nach Westen durch die Siberut-Strafse, zwischen der nördlichsten Mentavei-Insel und den Batu-Eilanden hindurch ins offene Meer hinaus. Dort richtet es seinen Kurs nach Nordwest, so dafs die langen Wellen des Oceans es von der Seite packen, wodurch auch bei verhältnismäfsig ruhiger See das Schiff zum Schlingern und Stampfen kommt. Hinzu kam nun noch, dafs schon vom Mittwoch Vormittag an eine Regenbö die andere ablöste. Die Kraft des Windes steigerte sich mehr und mehr, so dafs wir bald recht tüchtigen Seegang hatten, dessen schaumgekrönte Wogen das Schiff hoben und senkten, hinüber und herüber warfen und in weifsem Gischt über die regennassen Deckplanken stäubten. Von den Kajütspassagieren fehlten bei Tisch mehr als die Hälfte, und manchem, der mutig gekommen, war der Appetit vollständig vergangen. Noch schlimmer sah es bei den eng zusammenliegenden Deckpassagieren aus, dort war die Seekrankheit, wie mir schien,

ansteckend geworden. Man wird es begreiflich finden, wenn ich es vermeide, die mancherlei Scenen, welche sich an den Sturmtagen unter den malaiischen Deckpassagieren abspielten, eingehender zu schildern. Ich fürchte fast, dafs eine realistische Beschreibung all des grauen Elends noch jetzt bei sensiblen Naturen ansteckend wirken könnte. Mein alter Mario hatte sich früher als ziemlich seefest erwiesen. Diesmal hatte es ihn auch erwischt. Die Krankheit kam bei ihm zwar nicht zum vollen Ausbruch, er war aber zu nichts zu gebrauchen und lag tagsüber in meiner Kabine zwischen Bett und Wand im Winkel zusammen gekauert. Wenn ich nach unten kam, um mich umzukleiden oder mir ein Buch oder Cigarren zu holen, so stöhnte er jedesmal: tuan, banjak orang sakit sini (Herr hier sind so viele Leute krank geworden). Es sollte wohl eine Entschuldigung sein für sein Nichtsthun. Ich liefs ihn mitleidig in Ruhe. An Pflanzentrocknen war bei dem strömenden Regen doch nicht zu denken, das Schreiben wollte auch nicht recht gehen. So setzte ich mich, in den Wettermantel gehüllt, an einen gegen das Spülwasser der überkommenden Seen geschützten Platz des Decks auf eine Bank und schaute durch die Spalte zwischen zwei Abschnitten des zum Regenschutz ringsherum ausgespannten Segelleinens in die wildbewegten Wogen hinaus. Meine Gedanken gingen spazieren, rückwärts und voraus, in die Nähe und in die weite Ferne, zur lieben deutschen Heimat und zu all den Lieben, die ich bei meiner Heimkehr wieder zu finden hoffte und von denen ich erst wieder in Medan an Sumatras Ostküste Nachricht erwarten durfte. Ich ahnte noch nicht, dafs daheim im kleinen Vaterstädtchen zwei liebe, alte Augen, auf deren frohes Aufleuchten bei meiner Heimkehr ich mich ganz besonders freute, sich schon vor Wochen für immer geschlossen hatten.

Am Donnerstag Abend wurde der Wind und die See ruhiger, die Regenwolken verzogen sich mehr und mehr, und endlich glänzte mildes Mondlicht über den sich glättenden Wogen. Wir hatten in der Höhe der Insel Nias nördlichen Kurs genommen und waren an den Banjak-Eilanden vorbei in den Schutz der Insel Pulu Babi gelangt, die den Seegang des offenen Oceans bricht. Nach einer ruhigen Nacht hatten sich so ziemlich alle Kranken wieder erholt, und nach dem gründlichen Deckwaschen am Freitag Morgen war auf dem Schiff wieder alles in der gewohnten Ordnung. Die Sonne stieg am Freitag Morgen strahlend über der schönen, waldigen und gebirgigen Küste von Sumatra, der wir uns während der Nacht auf



Strand bei Oleh-leh in Atjeh.

Sehweite genähert hatten, am wolkenlosen Himmel empor. Gegen Mittag fuhren wir im Bogen durch die sogenannte Ceder-Passage zwischen kleinen, schön bewaldeten Felseneilanden hindurch und an dem Vorgebirge Atjeh-hooft vorüber in die weite Bucht hinein, in welcher der Hafenplatz Oleh-leh liegt. Das Meer der Bucht ist sehr flach; es mufste unausgesetzt gelotet werden und endlich warfen wir weit draufsen auf der Rhede Anker aus.

Der Hafenplatz Oleh-leh liegt in dem ausgedehnten Flufsdelta des Atjeh-Flusses, welches nach Ost und West von waldigen Höhenzügen eingefafst ist. Das Land in der nächsten Umgebung ist flach, vielfach sumpfig und in der Nähe der Küste ist eine umfangreiche Haff- und Lagunenbildung vorhanden. Über dem östlichen Höhenzuge ragt landeinwärts der Vulkan Selawa Djanten, etwa 1800 Meter hoch, empor, der „Goldberg", welcher als Landmarke an der nördlichsten Spitze von Sumatra in Reisebeschreibungen sehr oft genannt wird.

Die „Reaël" hatte in Oleh-leh Soldaten ans Land zu setzen und Ladung zu löschen. Sie blieb deshalb bis zum Samstag Abend auf der Rhede liegen, und ich hatte Zeit genug, um mich am Lande umzusehen. Ich liefs mich samt Mario und dem nötigsten Gepäck von einer Praue an den Landungssteg bringen und fuhr mit einem Sado, auf gut gehaltener Landstrafse, durch die Sumpfgegend nach dem etwa vier Kilometer entfernten Kota Radja, der Hauptstadt des Landes, wo ich in dem europäischen Hotel Unterkunft fand. Den Nachmittag benutzte ich zu Streifzügen durch die Stadt und ihre nächste Umgebung, in der manche Denkmäler von der ehemaligen Macht und Gröfse der jetzt vertriebenen malaiischen Fürsten und von der früheren Bedeutung des Ortes als Residenz des Königs

zeugen. Die Stadt in ihrer gegenwärtigen Gestalt breitet sich zu beiden Seiten des Atjeh-Flusses aus. Einen malerischen Blick genieſst man von der neuen Brücke aus, welche den Verkehr zwischen beiden Stadtteilen vermittelt. An den beiden Fluſsufern liegen Pfahlbauhütten der Eingebornen im Schatten der Baumkronen. Geradeaus, über dem Wasser des Stromes, liegt in einem besonderen Stadtteil die neue Moschee, ein schönes Gebäude, das mit seinen weiſsen Säulen und Gesimsen und mit seinem breiten Kuppeldach über die Baumkronen der Umgebung hervorragt. Den wirkungsvollen Hintergrund bildet der Höhenrücken in der Ferne. Die Stadtteile, welche von den Eingebornen bewohnt werden, bieten nicht viel Besonderes. Durch die Einfuhr von Javanen, Maduresen und Ambonesen, welche die jahrelange Kriegführung der Holländer mit den Atjehern mit sich gebracht hat, durch die Einwanderung von Chinesen, Klings und anderen festländischen Volkstypen, ist die Eigenart der Landesbewohner hier in der Stadt so sehr verwischt worden, daſs man durch das Straſsenbild und durch den Verkehr bisweilen an einzelne Stadtteile von Singapore erinnert wird. Der europäische Teil der Stadt trägt ein durchaus militärisches Gepräge. Soldaten- und Offizierswohnungen, ein sehr ausgedehntes Militärlazarett von fester Mauer umgeben, ein militärisches Gesellschaftshaus, Soldaten in Uniform, die in Trupps oder in Gruppen durch die Straſsen ziehen, alles erinnert daran, daſs das Land sich seit Jahren im Kriegszustande befindet. Meilenweit landeinwärts ist allerdings gegenwärtig das Fluſsthal und seine nächste Umgebung von bewaffneten Feinden gesäubert und mit Kolonialtruppen besetzt. In den schwer zugänglichen Wäldern aber und im Gebirge sammelt der vertriebene Atjeher Fürst immer und immer wieder im alten Groll seine Getreuen, um hervorbrechend Tod und Unheil über das Land zu bringen. Und Jahr für Jahr müssen die Holländer groſse Aufwendungen an Geld und an Menschenleben machen, um sich in dem Besitz des Landes zu erhalten und um diejenigen zu schützen, die ihre Oberherrschaft im Lande anerkennen. Seit einigen Jahren hat man, um den Verkehr in dem eroberten Lande zu heben und um leicht und schnell Truppentransporte an die bedrohte Front bringen zu können, eine Eisen-

Altes Grabdenkmal in dem Kraton, Kota Radja in Atjeh.



BLICK VON DER PENAJUNG-BRÜCKE ZU KOTA RADJA IN ATJEH.



bahn in Betrieb gesetzt, welche von Kota Radja aus, etwa fünf geographische Meilen weit, ins Binnenland bis zu der Station Selimun führt. Die Züge, welche in regelmäfsigen Zwischenräumen auf dieser Strecke verkehren, befördern gegen Entgelt die Eingebornen, welche von und zur Stadt fahren, und selbstverständlich ist auch Gelegenheit zur Beförderung europäischer Passagiere gegeben. Ich beschlofs am Samstag, von dieser Gelegenheit Gebrauch zu machen, um auch das Innere des Landes aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Um eine Regierungserlaubnis zu dieser Reise hatte ich allerdings nicht nachgesucht; sie würde auch wohl kaum erteilt worden sein, da ja das Reisen in dem Lande, wo ab und an aus Verstecken auf die Weifsen geschossen wird, zu gefährlich ist, als dafs das Gouvernement für die Sicherheit eines fremden Reisenden die Verantwortung leichten Herzens übernehmen könnte. War ich aber erst einmal mit der Bahn bis nach Selimun gelangt, so konnte man mich höchstens mit dem nächsten Zuge zurückschicken. Ich hatte dann doch immer schon von der Bahn aus ein gutes Stück von der Vegetation, von dem Kulturzustande des Landes und von dem Leben seiner Bevölkerung gesehen.

Der Samstag war ein schöner, klarer Tag. Als eben die Morgensonne das Küstengebirge vergoldete, war ich mit Mario am Bahnhof. Man gab uns, ohne nach einer Regierungserlaubnis zu fragen, die gewünschten Fahrkarten, die aus drei Etappenbillets zusammengesetzt waren. Die Einrichtung der Rückfahrkarten kannte man nicht.

Um 6 Uhr 20 Minuten erfolgte die Abfahrt des kleinen Wagenzuges, in dem ich als einziger Europäer fuhr, während Mario in der dritten Wagenklasse eine zahlreiche Gesellschaft von Malaien verschiedener Stämme antraf. Ich konnte während der Fahrt kurze Notizen in mein Tagebuch einzeichnen, die vielleicht, da sie in die Verhältnisse eines so wenig bereisten Landes einen Einblick gewähren, nicht ohne Interesse sind. Ich will sie deshalb hier unverändert folgen lassen, erklärende Bemerkungen setze ich in Parenthese hinzu.

„Zuerst durch die Stadt an Citadelle und Kampementen (= Militärquartieren) vorüber, dann nach draufsen. Wenig Bambus. Kapok mit zum Teil zerfressenen, herbstroten Blättern, Klapperbäume (= Kokospalmen) und einige andere Palmen. Albizzia und Hibiscus tiliaceus; wenige alte Bäume. Bananen sehen

schlecht aus. Viel Busch und Grasflur, einzelne Zuckerrohrfelder, später Sawahs. — Wir kommen den Bergen näher. Grasige Hänge, in den Rinnen und nach oben hin mehr waldig. In der Ferne voraus erhebt sich ein Vulkankegel Namens Slimon (?). (Dieser Name wurde mir dort auf Befragen angegeben. Vielleicht war aber meine Frage nicht ganz verstanden worden, vielleicht ist auch dieser Name im Volk gebräuchlich. Gemeint ist der Goldberg, Selawa Djanten, an dessen Fufse der Ort Selimun liegt.) — Station Lam baru. Landleute mit Früchten warten auf den Zug nach Kota Radja. Atjehweiber sehr dunkel, mit grofsen Öffnungen in den Ohrläppchen, wie in den Padangschen Bovenlanden. Die Atjehmänner haben krauses, schwarzes Haar, dunkle Hautfarbe. Militärstation. — Gegend unverändert, Fächerpalme ohne Stamm (= junge Talipotpalme). Station Niroën auf freiem Felde. — Sawahs. Einige abgeblühte Fächerpalmen, Corypha umbraculifera. Der Stamm schliefst mit dem Blütenstand ab. Blätter etwa wie Livistona, meist schon blattlos. Kleinblättrige Dischidia (eine epiphytische Blütenpflanze aus der Familie der Asclepiadeen), ferner Drymoglossum in beiderlei Form der Blätter. In den niederen, sumpfigen Strecken viel Typha, ferner Acrostichum aureum. — Alte Grabstätte, flache Hügel mit Gruppen von schön behauenen Grabsteinen. Es geht längs der Bergkette fort. Am Fufs derselben ein Palmensaum. Auch links eine allerdings niedere Hügelreihe sichtbar, hinter welcher voraus der Vulkan Slimon (= Selawa Djanten) mit schwerer Rauchwolke im Sonnenschein liegt. Voraus eine ganze Kette vulkanischer Kegel. Zeitweilig mehr Baumwuchs. Epiphyten: Asplenium Nidus und Davallia. Station Sibreh ohne Stationsgebäude. — Station Suahari (?), Passarbuden (= Verkaufszelte auf dem Markt) aus Atap. Landschaft: Sawah, Palmensaum, Bergkette, darüber der Vulkan. Wo Kampongs (= Dörfer) in der Nähe, mehr Bäume. Hühner, Enten. — Zug hält auf freiem Felde, kein Anzeichen einer Station. Einige Arbeiter steigen aus. Kleine Ziegenherde im Felde. Station Glé Kambing. Vor der Bergreihe rechts liegt eine lange Strecke weit ein hügeliges, fast dünenartig gebildetes Terrain, darauf die Militärstation. Malaiin im roten Sammetjacket im Zug nach Kota Radja (der hier mit unserm Zuge kreuzte). Militär steigt ein. Lokomotive deutsches Fabrikat aus Linden vor Hannover. Bahn längs des Flusses, drüben Missigit und Ortschaft. Erstere à la Bovenlande, nur flacher und auf uraltem Unterbau, letztere modern mit Wellblechdächern. — Terrain steigt. Auf



Alte malaiische Grabmäler in Atjeh.

Brücke über den Fluſs. Boden wellig. Sawahterrassen. Station Keumiróë. — Station? Weiche auf freiem Felde. — Station Lampaku. — Station Lam Pisang. Arbeitstier: Höckerkuh. Brücke über den Fluſs. Viel Amorphophallus (= eine riesige Aroidee mit breiten, gelappten Blattflächen auf armdicken, krautigen, braungefleckten, über meterhohen Stielen). Die Frauen tragen hier lange Hosen. Opuntia als Heckenpflanze. Weidenbäume längs der Bahn. Station Selimun.“

In dem Gesamteindruck von dem Kulturzustand des Landes machte sich doch die kriegerische Lage hervorragend bemerkbar. Überall sind Militärstationen gebaut, und die Uniformen der Truppen fehlen selten in der Staffage der Bahnstationen. Auch die Haltung der Eingebornen, die relative Beschränkung des wenig Sorgfalt verratenden Feldbaues, die offene Lage des Landes, in dem alte Bäume fast ganz fehlen, erinnern daran, daſs der unglück-

selige, endlose Krieg die Greuel der Verwüstung vor wenig Jahren durch diese Gefilde gewälzt hat.

Der Ort Selimun liegt unmittelbar an der Front des pacifizierten Gebietes. Das kleine, unbedeutende Dorf der Eingebornen, dem ursprünglich der Name Selimun zusteht, liegt abseits. In der Hauptsache besteht der Ort jetzt aus militärischen Gebäuden, die zur Seite des Bahnhofes auf einem Hügel gruppiert sind. Der ganze Platz ist mit Drahtumzäunung versehen, die Zugänge an den Strafsen und am Bahnkörper sind mit Wachposten besetzt. Als ich mit Mario auf einem der Wege, vom Bahnhof kommend, den Ort verlassen wollte, stellte sich mir ein maduresischer Soldat entgegen und erklärte mir, er habe den Befehl, niemand passieren zu lassen, der nicht eine Erlaubnis des Kommandanten aufweisen könne. Ich mufste also umkehren und wandte mich an den Kommandanten, der nicht weit davon die Platzabmessung für einen militärischen Neubau beaufsichtigte. Herr G. C. E. van Daalen, Kapitein van den Generalen Staf, der Oberbefehlshaber an diesem für die Kriegführung gewifs sehr wichtigen Platze, lud mich, als ich ihm mein Anliegen vorgetragen hatte, sehr freundlich ein, zunächst in seinem Hause eine Erfrischung zu nehmen. Beim frischen Trunk erklärte er mir, dafs ich mich, wenn ich allein in das Vorgelände gehen und gar bis an den erst in einigen Stunden zu erreichenden Bergwald vordringen wollte, direkter Lebensgefahr aussetzte. An dem Ernst dieser Mitteilung war nicht zu zweifeln, und so mufste ich es mir versagen, die Urwaldvegetation dieses Teiles von Sumatra aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Ganz unverrichteter Sache brauchte ich aber doch nicht zurückzukehren. Der Herr Kapitän verhalf mir dazu, dafs ich in dem freien Gelände botanisieren und an den Baumstämmen nach Epiphyten suchen konnte. Während ich mit dem dreijährigen Töchterchen des Hauses scherzte, das in Hemdhöschen auf der Veranda spielte und zutraulich den fremden Gast am Bart zupfte, gab Herr van Daalen einer wartenden Ordonnanz einen Auftrag. Bald erschien vor dem Hause eine Korporalschaft maduresischer Truppen unter Führung eines holländischen Unteroffiziers, der dahin instruiert wurde, dafs er mich zu meiner Sicherheit auf einer Tour durch die Felder zu begleiten und wieder an eine Station der Bahn nach meinem Wunsch zurückzuführen habe. Nachdem ich mich mit herzlichem Dank von dem Kommandanten verabschiedet hatte, rückte ich mit meiner Truppenmacht zum Thor hinaus. Draufsen

wurde auf Kommando des Unteroffiziers scharf geladen, dann zogen wir weiter im heifsen Sonnenbrande durch die Sawahfelder und über unbebaute Flächen. Meine botanische Ausbeute war nicht sehr grofs, es wuchsen an den Feldrainen und Grabenrändern nur die gewöhnlichsten Gräser und Kräuter, die ich schon bei Kota Radja gesehen hatte. In flachen Tümpeln war eine grofse Marsilia auffällig häufig. Wo Baumgruppen waren, wurde nach Epiphyten gesucht. Auch davon war nicht viel zu finden. Die Verwüstung des ehemaligen Baumbestandes zu Kriegszwecken hat offenbar auch die baumbewohnenden Farne dezimiert. Ich fand nur einen einzigen Niphobolus, und auch diesen trotz alles Suchens nur in kümmerlichen Exemplaren und ohne Fruktifikation. Die braunen Soldaten hatten mein Treiben anfänglich aufmerksam beobachtet, bald fing der eine und andere an, hier und dort etwas Grünes zu sammeln und mir zu überbringen, und schliefslich botanisierte die ganze Truppe. Dafs ich das allermeiste nach flüchtigem Anschauen wieder fortwarf, kränkte niemanden, es schien fast noch zu gröfserem Eifer anzuspornen.

Wir kamen schliefslich am Ufer des Atjehflusses in die Nähe eines Dorfes. Da ich mich im Schutz der Patrouille sehr sicher fühlte, so sah ich mir das Dorf auch im Innern näher an. Die in der Anlage sehr ordentlichen und zum Teil mit geflochtenen Zieraten geschmückten Häuser sind alle alt und halb verfallen, ein Zeichen, dafs hier die Not des Krieges den ehemaligen Wohlstand vernichtet hat. Sie stehen auf Pfählen über dem Grund. Die Tragpfeiler sind aber nicht in den Boden eingelassen, sondern sie ruhen auf scheibenförmig zugehauenen Steinen. Der Zugang zum Hausinnern wird durch eine breite Treppe erreicht. Die Thüröffnung ist nicht verschliefsbar. Um den Zugang zu versperren, wird ein Flechtwerk über die Treppe gelegt, so dafs die Stufen verdeckt sind. Neben jedem Hause ist ein Brunnen für Trinkwasser angelegt. Die Brunnenhöhlung verschmälert sich oben halsartig, die Mündung wird von Steinen gebildet, in manchen Fällen von einem einzigen, kreisförmig durchbohrten Stein, dessen Öffnung so eng ist, dafs nur eben das zum Wasserschöpfen dienende Bambusrohr hindurchgeht. Der Brunnenrand liegt wenig über der Bodenoberfläche, die nächste Umgebung ist mit Steinen abgedämmt. Im übrigen ist der Boden in den Dorfstrafsen schlammig weich und vom Vieh zertreten. Bei einzelnen Häusern standen Fischereigeräte, Reusen und Bungen aus Rotanggeflecht. Menschen waren

wenige zu sehen. Einige alte Weiber gaben mürrisch Antwort, als wir nach dem Weg fragten. Vor einem Hause saſs ein alter Hadji, ein Mekkapilger, der mit lauter, singender Stimme im Koran las. Die Soldaten begrüſsten den Alten ehrfurchtsvoll, indem sie mit den gegen einander gekehrten Handflächen seine ausgestreckte Hand berührten und dann die Hände in gleicher Stellung gegen ihre Stirn hoben. Die Kokospalmen und Obstbäume, welche auſser den Bambusgebüschen in dem Dorf und um dasselbe wuchsen, trugen fast gar keine Epiphyten. Da es allmählich Zeit wurde, zur Bahn zu gehen, um einen gelegenen Zug nach Kota Radja zu erreichen, so kehrten wir dem Dorf den Rücken und gingen durch die Felder der nächsten Haltestelle zu, die durch eine weiſse Holztafel mit aufgeschriebenem Stationsnamen bezeichnet war. Dort nahm ich Abschied von dem Patrouillenführer und den Soldaten und wartete mit Mario am Feldrain, bis der Zug von Selimun eintraf, der uns in ungefähr zwei Stunden nach Kota Radja zurückbrachte. Am Nachmittag um 5 Uhr fuhr ich nach dem Hafenplatz Oleh-leh zurück und lieſs mich von einer Praue an Bord der „Reaël" übersetzen. Nachts 12 Uhr wurden die Anker zur Weiterfahrt gelichtet.

Ich freute mich von Herzen des gelungenen Tricks, der es mir ermöglicht hatte, auch einen Blick auf die Vegetationsverhältnisse des nördlichsten Teiles von Sumatra zu werfen. Daſs ich dabei ohne Regierungserlaubnis gewesen war, machte mir geringe Sorge. So ganz ungestraft sollte ich aber doch nicht davonkommen. Der forcierte Marsch in der Tropensonne, das Warten auf freiem Felde und die zweistündige Rückfahrt in den schweiſsnassen Kleidern waren doch auch für meinen an Reisestrapazen gewöhnten Körper eine zu starke Zumutung gewesen. Schon am Sonntag spürte ich einen dumpfen Schmerz in der Gegend der plica sigmoidea, der mir anzeigte, daſs ein Dysenterieanfall in der Entwickelung begriffen sei. Ich ging deshalb von der sehr kräftigen Schiffskost zu einer leichteren Diät über und beschloſs, mich während der nächsten Reisetage möglichst ruhig zu halten, ohne daſs dadurch der Verlauf der unangenehmen Tropenkrankheit aufgehalten worden wäre. Das Schiff legte in den nächsten Tagen noch an drei Küstenplätzen von Atjeh an. Am Sonntag Morgen waren wir in Segli, abends in Telok Semaweh und Montag früh in Edi. Da der Aufenthalt des Schiffes vor diesen Plätzen nur kurz war, so muſste ich schon deshalb auf Touren am Lande verzichten. In Telok

Semaweh sandte ich Mario ans Land, um im Toko (= chinesisches Warenhaus) Kakes für mich zu kaufen. Er brachte die Nachricht mit, dafs am Lande weit und breit an den Bäumen keine Spur von epiphytischen Farnen zu finden sei. Da wir während der ganzen Fahrt schönes Wetter hatten, so konnten wir die Tage in bester Weise zum Pflanzentrocknen ausnutzen. Ich fand aufserdem genügend Zeitvertreib in der Unterhaltung mit den Kolonialsoldaten, die das Schiff nach Edi bringen sollte. Es waren zum Teil Ambonesen, ein Malaientypus, der als besonders mutig und abenteuerlustig bezeichnet wird. Einer von diesen Leuten fragte mich, ob ich ihn nicht als Diener mit nach Europa nehmen wollte, er möchte so gerne das Land kennen lernen, wo das Wasser im Musim dingin (in der kalten Jahreszeit) wie Stein und der Regen wie Salz sei. Er hatte aber noch zwei Jahre in der Kolonialarmee zu dienen, bis die zwölfjährige Dienstzeit, zu der er sich verpflichtet hatte, beendet war.

Mein nächstes Reiseziel war das Tabaksland Deli in der Residentschaft Sumatra Ostküste. Dort weilte zur Zeit unter den deutschen Tabakspflanzern einer meiner Verwandten, in dessen Gesellschaft ich das Weihnachtsfest verleben wollte. Um die kleine Strecke von Edi nach Belawan-Deli zurückzulegen, die auf direktem Wege kaum einen halben Tag Seefahrt erfordern würde, mufste ich einen gewaltigen Umweg machen. Die Schiffe der Linie, mit der ich fuhr, gehen von Atjeh quer durch die Strafse von Malakka nach der Insel Penang und kehren von dort auf dem gleichen Wege über Atjeh und Padang nach Batavia zurück. Von Penang aus aber verkehren verschiedene Schiffslinien nach Belawan, dem Hafenplatz der Provinz Deli.

Am Montag den 19. Dezember nachmittags 4 Uhr traten wir von Edi aus die Fahrt über die Meeresstrafse an. Das Meer war ruhig. Ein schöner Sonnenuntergang zeigte uns den Abendhimmel und den am Horizont verschwindenden Küstenstrich in magischer Beleuchtung. Am Dienstag Morgen bei Sonnenaufgang war vor uns bereits die bergige Insel Penang aus dem Meere aufgetaucht. Einige kleinere waldige Felseneilande beschien die Morgensonne links von unserer Fahrtrichtung. Der Hauptort der Insel Penang, die Stadt Georgetown, liegt an der dem Festlande von Malakka zugewendeten Ostküste des Eilandes. Wir näherten uns schnell dem Lande und fuhren bald in die Meeresstrafse zwischen Insel und Festland hinein, wo ungeheure Schwärme von grofsen Quallen

das Meerwasser belebten. Das Fahrwasser ist hier flach und schmal und erfordert unausgesetzte Lotung. Gröfsere Schiffe legen sich ziemlich weit draufsen auf der Rhede vor Anker. Mario hatte mein Gepäck und die Pflanzenpackete rechtzeitig für den Transport vorbereitet. So konnten wir uns bald nach 8 Uhr am Morgen, nachdem das Schiff festgemacht war, mit einer malaiischen Praue an Land setzen lassen. An der Landungsbrücke liefs ich zunächst Mario mit den Sachen zurück und fuhr mit einem Wagen in das Hotel de l'Europe, das mir empfohlen worden war. Leider wurde ich dort nicht angenommen, da die deutsche Wirtin, welche mich vor der Thür empfing, erklärte, es seien alle Zimmer vergeben. Ein schwarzer Kerl, der sich in der Erwartung, sich einen Führerlohn zu verdienen, an meinen Wagentritt hängte, schlug mir ein anderes Hotel vor, dessen Name, Grand Hotel, ganz verlockend klang. Das Haus war aber durchaus zweiten Ranges. Ich war indes froh, überhaupt ein Unterkommen zu finden, und fuhr, nachdem ich dort ein Zimmer für mich belegt hatte, zum Landungssteg zurück, um Mario Anweisung zu geben, wohin er meine Sachen bringen sollte. Während der heifsen Zeit hielt ich mich zu Hause, und Mario konnte auf der Veranda Pflanzen trocknen. Am Nachmittag fuhr ich zum deutschen Konsulat, wo ich einen Brief vorfand von meinem Vetter Paul Friedrichsen, der sich zur Zeit in Medan aufhielt und mich zu Weihnacht erwartete. Aus der Heimat durfte ich die nächste Nachricht erst in Medan erwarten, da der Umweg über Penang nicht in meinem ursprünglichen Reiseprogramm angegeben war. Im Konsulat erfuhr ich zugleich, dafs ein Schiff des Norddeutschen Lloyd, die „Sumatra", am Abend eintreffen und am 21. Dezember nach Belawan Deli weiterfahren werde. Den Genufs, einmal wieder auf einem deutschen Schiff mit seiner Eleganz, Ordnung und Sauberkeit zu fahren, wollte ich mir nicht entgehen lassen. Ich belegte also einen Platz auf der „Sumatra" und kehrte auf einem Umwege durch die Hauptstrafsen der Stadt in mein Hotel zurück. Georgetown ist in ähnlichem Sinne wie Singapore eine chinesische Stadt. Die Anlage der Häuser und Strafsen, das Strafsenleben ähneln in mancher Beziehung dem, was ich aus Singapore darüber berichtet habe. Nur ist Georgetown viel kleiner und im ganzen stiller. An das Europäerviertel in der Nähe der Landungsbrücke schliefsen sich Strafsen an, in denen vorwiegend chinesische Kaufleute und Handwerker wohnen. Daneben bilden Klings und Malaien einen wesentlichen Bestandteil der Bevölkerung.

Leichte Wagen, mit Pferden bespannt, und Rikschahs dienen auch hier dem Personenverkehr. Den Besuch des Innenlandes mufste ich mir für den folgenden Tag aufsparen. Am Mittwoch Morgen lag die „Sumatra“, ein schönes, weifsgestrichenes Schiff, auf der Rhede vor Anker. Ich liefs mich hinüber rudern, begrüfste den Kapitän, den ich schon bei meinem Aufenthalt in Singapore im August kennen gelernt hatte, und suchte mir eine Kabine aus. Dann kehrte ich an Land zurück und sandte ein Telegramm nach Medan an meinen Vetter, um ihm meine Ankunft für Freitag den 22. Dezember in Aussicht zu stellen. Der Schonung dringend bedürftig, verbrachte ich die heifseste Zeit des Tages wieder im Schutz des Hauses, mit Schreibarbeit und Pflanzenordnen beschäftigt. Vielleicht wäre es für meinen Gesundheits- oder richtiger Krankheitszustand besser gewesen, wenn ich überhaupt während der Tage in Penang mich vollständig ruhig gehalten hätte. Ich mochte aber nicht darauf verzichten, wenigstens einen Blick auf die Kulturpflanzungen und auf die ursprüngliche Vegetation der Insel zu werfen, deshalb bestellte ich mir für den Nachmittag einen Wagen und liefs mich landeinwärts fahren. Am liebsten wäre ich in das Gebirge hinauf gegangen und hätte mir dort an dem klassischen Standort den nach der Insel benannten Niphobolus penangianus aufgesucht, eine Art, die ich bereits im fernen Südwesten von Sumatra bei Kepahiang im Barisangebirge gesammelt hatte. Aber ich merkte, als ich an den Fufs der Berge gekommen war, dafs ich meinem Körper eine gröfsere Leistung nicht mehr ohne Schaden zumuten durfte. So ging ich langsam neben meinem Wagen her zur Stadt zurück und begnügte mich, das zu sammeln, was dort in einem Steinbruch am Fufs der Berge, am Strafsenrain und zwischen den Palmengärten zu finden war. Ich fand dort die Vegetation nicht viel anders zusammengesetzt, als sie auf der Insel Singapore war. Am Donnerstag, den ich noch bis zum Mittag am Lande zubrachte, erlaubte mir mein Zustand noch weniger irgend welche mühevolle Unternehmung. So ging ich denn gleich nach dem Frühstück an Bord der „Sumatra“, hoffend, dafs ich in Medan Gelegenheit finden werde, von den Anstrengungen des Reisens auszuruhen und mit ärztlicher Hülfe bei sachgemäfser Verpflegung die Krankheit zu überwinden, die sich allmählich immer unangenehmer bemerkbar machte und mir zur Fortsetzung meiner Streifzüge nicht den Mut und die Lust, wohl aber die physische Kraft nahm.

DAS TABAKSLAND DELI.

Wenn ich statt der geographischen Bezeichnung der bereisten Landstrecken eine allgemeine Inhaltsangabe als Überschrift der einzelnen Kapitel meines Buches gewählt hätte, so hätte ich vor allen anderen diesen Abschnitt überschreiben müssen: Indische Gastfreundschaft. Krank und abgespannt kam ich nach Deli mit keiner andern Aussicht, als tagelang in dem kahlen, unbehaglichen Zimmer eines indischen Hotels meine Gesundheit pflegen zu müssen. Ich schätzte es als einen grofsen Vorzug, dafs mir dabei wenigstens ab und an die Gesellschaft meines Vetters, den ich jahrelang nicht gesehen hatte, die langen Stunden verkürzen würde. Im günstigsten Falle, wenn ich mich schnell genug erholte, konnte ich dann noch eine Tabakspflanzung in der Nähe der Eisenbahn besuchen, bevor ich nach Batavia zurückkehrte. Das war alles, was ich zu erwarten hatte, — und wie ganz anders hat sich mein Aufenthalt in dem gastlichen Lande gestaltet, wie behaglich habe ich dort gelebt, wie reiche Gelegenheit wurde mir geboten, Land und Leute kennen zu lernen. Als ich kam, wurde ich nur von Einem erwartet, als ich wieder fortzog, hatte ich von Vielen Abschied zu nehmen, die mir Freundlichkeit, ja Freundschaft entgegengebracht hatten und die mit Teilnahme meinen weiteren Weg verfolgten. So sind mir an den Aufenthalt in Deli viele angenehme Erinnerungen geknüpft, aber es fehlt auch der Tropfen Wermut nicht, die wehmütige Erinnerung an einen Verlust, der, zeitlich lange zurückliegend, erst in Deli zu meiner Kenntnis kam.

Am Morgen des 22. Dezember näherte sich die „Sumatra“, mit der ich die Überfahrt von Penang nach Deli machte, der sumatranischen Küste. Das Wetter war grau und trüb wie meine Stimmung. Der Anblick der Küste bot nicht das schöne Landschaftsbild, das ich an der Westküste und an den Hafenplätzen von Atjeh genossen hatte. Es fehlten die Bergketten mit den Vulkankegeln im Hintergrunde. Ein flacher Landstreif mit Mangrovevegetation

dehnte sich nach Nord und Süd. Weit in das Meer hinaus waren hürdenartige Pfahlreihen sichtbar, Fischereigeräte der Küstenbewohner, ein Anzeichen dafür, dafs hier das Wasser geringe Tiefe besitzt. Langsam gleitet das Schiff über die Schlammbänke, seine Schraube wühlt den Grund auf und färbt das Wasser in der Kiellinie schmutzig braun. Wir nähern uns dem festen Lande und fahren noch eine Strecke weit zwischen den sumpfigen Küstenstrecken auf der breiten Flufsmündung landeinwärts, bis der Hafenplatz Belawan erreicht ist, in dem das Schiff unmittelbar am Bollwerk festgelegt wird. Eine ganze Zahl kleinerer Seeschiffe, daneben Boote, Prauen und Djonken in den seltsamsten Formen beleben den Hafen. Am Lande sind grofse Schuppen und Speicher gebaut. Ganz in der Nähe erhebt sich das stattliche Bahnhofsgebäude, vor dem ein Zug zur Abfahrt nach Medan bereit steht.

Da Hafenarbeiter zur Hand waren, welche unter Marios Leitung mein Gepäck an Land brachten, so ging die Übersiedelung zum Bahnhof leicht von statten. Nur an dem Zollbureau gab es einigen Aufenthalt, und man erlaubte mir nicht, mein Gewehr mit einzuführen, da ich natürlich noch nicht im Besitz eines Waffenpasses für diese Residentschaft war.

Die Eisenbahnfahrt von Belawan nach Medan nimmt etwas mehr als eine Stunde in Anspruch. Wir kamen zuerst noch längere Zeit durch Sumpfland, das offenbar unter dem Einflufs von Flut und Ebbe steht. Zumeist war der Boden mit einem Buschwald der Mangrovenformation bedeckt. Eine über meterlange Eidechse, ein Leguan, kroch in einer Schlammpfütze neben dem Bahndamm herum. Bald nach dem Abgang von der Station überschreitet die Bahn auf einer 400 Meter langen Eisenbrücke, welche von 20 Bogen getragen wird, den Deliflufs. Der Zug fährt diese Strecke ganz langsam, nicht schneller, als dafs ein Fufsgänger bequem nebenher gehen könnte. Da der Untergrund bis tief hinab ein angeschwemmter Boden ist, so fürchtet man wohl, dafs allzu starke Erschütterung nachträgliche Senkungen der Pfeiler veranlassen und den sehr kostbaren Bau beschädigen könnten. Nachdem die Station Labuan passiert ist, wird der Ausblick zu Seiten der Bahn gelegentlich etwas freier. Grofse Grasflächen, hier und da von niedrigem Gestrüpp unterbrochen, beherrschen die Landschaft. Dazwischen liegen hin und wieder die riesigen Gebäude einer Tabakspflanzung oder armselige Kampongs mit Bambusgebüsch, Kapok- und Obstbäumen. Hier und da ragen aus dem Graslande oder dem Gestrüpp ver-

einzelte hohe Bäume auf mit glatten Stämmen und gewaltigen Laubkronen, die Überreste eines ehemaligen Urwaldes, oder Palmen, darunter nicht selten die riesige Talipotpalme. Wenn der Tabak auf dem Felde steht, so mag an manchen Stellen die Gegend belebter und dadurch wechselvoller erscheinen. Im Dezember, wo auch die im gleichen Jahre abgeernteten Felder bereits wieder mit hohem Gras und Busch bedeckt sind, erscheint sie einförmig und öde. Reiche Abwechselung bietet dagegen während der Bahnfahrt der Aufenthalt auf den kleinen Stationen, wo neben vereinzelten europäischen Passagieren mancherlei Völkerrassen und -typen vertreten sind: gelbe Chinesen, braune Küstenmalaien, Javanen und Battaker in verschiedenster Schattierung der Hautfarbe, ferner Bengalen und schwarze Klings sind in dem Gedränge am Bahnsteig zu unterscheiden und bilden die Passagiere der dritten Wagenklasse. Der Verkehr war überall ziemlich rege, besonders natürlich auf dem Bahnhof der Hauptstadt Medan, wo auch die mitfahrenden europäischen Passagiere den Zug verliefsen. Ich entdeckte leicht unter den Europäern, die am Bahnhof den einlaufenden Zug erwarteten, das wohlbekannte Gesicht meines lieben Verwandten. Die Freude des Wiedersehens wurde mir erhöht durch die Freude über das gesunde Aussehen des Vetters, der den mehrjährigen Aufenthalt in dem Tropenlande bis dahin gut überstanden hatte. Auf seiner Seite mufste wohl die Wiedersehensfreude bei aller Herzlichkeit des Empfanges durch mein gegenwärtiges Aussehen und durch die Sorge um mein körperliches Wohl beeinträchtigt werden. Wir fuhren, nachdem ich Mario über den Transport des Gepäcks instruiert hatte, zusammen nach dem nahe gelegenen Medanhotel. Unterwegs setzte ich meinem Vetter meine Pläne auseinander. Ich wollte heute noch ins Konsulat fahren, um zu sehen, ob Briefe aus der Heimat über Batavia für mich dort eingetroffen seien, wollte dann einen Arzt aufsuchen, um mich für die nächsten Tage oder, wenn nötig, selbst Wochen ganz seinen Anordnungen zu unterwerfen, bis ich einigermafsen wieder hergestellt war. Mein Vetter verriet mir mit einer gewissen Zurückhaltung, die mir erst später verständlich wurde, dafs er vor kurzem ein Schreiben von meiner Frau erhalten habe und einen Weihnachtsbrief für mich mit guten Nachrichten, den er aber erst am Weihnachtstage abgeben dürfe; ein anderer eingeschriebener Brief von zu Hause aber liege seit längerer Zeit für mich auf dem Postamte in Medan. Dieser direkte Brief mufste, das war mir klar, eine be-

sondere Nachricht enthalten. Was mochte er mir bringen, Freud' oder Leid? — So änderte ich meine Dispositionen und fuhr, nachdem ich ein Hotelzimmer gemietet und meine Koffer und Packete untergebracht hatte, zuerst zum Postkontor, um mich als Empfänger des lagernden Briefes zu legitimieren. Es war eine rechte Trauerbotschaft, die ich vor dem Postschalter in Händen hielt; mein Vater war am 2. November in seinem zweiundachtzigsten Lebensjahre sanft entschlafen. Schmerzlich, mit tausend Fäden zerrte die Erinnerung an all die Liebe, die ich während meines ganzen Lebens von dem Heimgegangenen genossen, an meinem Herzen und zog meine Gedanken und Empfindungen von der Gegenwart ab in die ferne Heimat und in vergangene Zeiten. — —

Medan ist eine ziemlich grofse Stadt. Sie ist der Sitz des Sultans von Deli, des holländischen Residenten von Sumatra-Ostküste und der Hauptadministration der Deli-Maatschappij. Ihre Bedeutung hat sie eigentlich erst in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erlangt, hauptsächlich durch die genannte Pflanzer-Gesellschaft, welche ohne Zuthun der holländischen Regierung das Land erschlofs, Wege und Brücken baute, Eisenbahnen anlegte und in das schwachbevölkerte Land Tausende von ausländischen, besonders chinesischen Arbeitern einführte. Im Jahre 1871 nahm der erste Arzt in Medan seinen Wohnsitz. Gegenwärtig praktizieren dort für die weifse und farbige Bewohnerschaft der Stadt und ihrer Umgebung mehrere Ärzte holländischer und englischer Nationalität. Ein deutscher Arzt, der offene Praxis ausübte, ist nicht vorhanden, wohl aber hat die Deli-Maatschappij die Direktion ihres in Medan gelegenen, umfänglichen Hospitals in die Hände eines deutschen Arztes, des Dr. G. Maurer aus München, gelegt. Ich beschlofs, zuerst den deutschen Landsmann aufzusuchen; wies er mich als Patienten ab, so konnte er mir wenigstens sachverständig raten, an wen ich mich wenden sollte, um sachgemäfse Behandlung zu finden. Eine kurze Wagenfahrt durch schöne, breite Strafsen und herrliche Alleen brachte mich zu dem Hospital. Während ein brauner Diener meine Karte zu dem Hospitaldirektor brachte, wurde ich in das geräumige Arbeitszimmer des Direktors geführt, in dem eine medizinische Bibliothek, Glaschränke mit einem sehr vollständigen Instrumentarium, ein Schreibtisch, Arbeitstische mit einem Mikroskop, mit Chemikalien und Reagenzgestellen und bakteriologischen Apparaten den Raum einnahmen. Nach kurzer

Wartezeit erschien der Doktor, und wenn ein volles Vertrauen zum Arzt dem Patienten den Weg zur Genesung verkürzt, so hatte ich gleich in der ersten Minute unseres Zusammenseins einen wesentlichen Schritt zur Besserung meines Gesundheitszustandes gemacht. Mit dem durch hundertfältige Erfahrung geschärften Blick wufste mein Arzt die Diagnose zu stellen und etwaige Komplikationen zu erwägen. Die Entnahme eines Blutstropfens aus meinem Ohrläppchen zur mikroskopischen Konstatierung des Vorhandenseins oder Fehlens von Malariaparasiten in meinem Körper vervollständigte die direkte Untersuchung. Eine adstringierende Medizin, strenge Diät nach besonderer Vorschrift und absolute Ruhe, das waren die Verordnungen, mit denen ich in mein Hotel zurückkehrte, wohin mir Dr. Maurer für den nächsten Tag seinen Besuch zusagte. Es war mir nicht leicht, so ganz den Verordnungen des Arztes nachzuleben. Die Medizin nahm ich regelmäfsig, aber mit der Diät und der Ruhe hatte es seine Schwierigkeiten. Der französische Koch des Hotels konnte es nicht übers Herz bringen, die reizlosen Speisen, deren ich bedurfte, ungewürzt zu lassen, und in dem grofsen, leichtgebauten Hotel, das von vielen Europäern bewohnt war, ging es allezeit laut her. Ich wurde selbst in der Nacht oft genug durch die Unterhaltung oder das Gepolter der Zimmernachbarn geweckt. Am Tage hörte ich von meiner Veranda aus beinahe unausgesetzt die schnarrende Stimme eines Phonographen, der die Lieder einer Chansonettensängerin reproduzierte, die recht wenig zu meiner Stimmung pafsten. Das Unbehagen, das diese Umstände mir verursachten, konnte meiner Genesung nicht förderlich sein.

Meinem sorgsamen Arzte war es bei seinen wiederholten Besuchen wohl nicht entgangen, woran es fehlte, obwohl ich alles als unvermeidlich ohne Beschwerde hinnahm. Am Christabend kam er zu mir und lud mich zugleich im Namen seiner Frau ein, ich möchte am nächsten Morgen als sein Gast in sein Haus übersiedeln; er habe die Einladung nur deswegen nicht früher gebracht, weil erst jetzt eines der Besuchszimmer in seinem Hause frei geworden. Die Güte und Freundlichkeit, mit der ich durch diese Einladung überschüttet wurde, kam mir so gänzlich unerwartet, dafs ich einiger Zeit bedurfte, meiner Empfindungen soweit Herr zu werden, um meinen Dank in Worte fassen zu können. Das war ein rechtes Weihnachtsgeschenk für mich. Die Welt kam mir mit einem Mal nicht mehr so trüb und traurig vor, als meine

Gemütsstimmung sie mir die Stunden vorher gemalt hatte. In meinem Herzen wurde Platz für frohere Bilder. Die Vorstellung, dafs in wenigen Stunden daheim im Familienkreise mein Kind mit hellem Jubel den strahlenden Christbaum begrüfsen würde, war mir nicht mehr wie vorher etwas Fremdes, Unpersönliches. Und als bald darauf mein Vetter für ein Stündchen zu mir kam und mir den Weihnachtsbrief brachte, der ein Bild von meinen Lieben enthielt, da war auch bei mir still die Weihnachtsfreude eingekehrt.

Am Montag Morgen hielt der Wagen des Doktors vor der Thür und brachte mich in das gastliche Haus, das vor der Stadt in der unmittelbaren Nähe des Hospitals am Ufer des Flusses liegt. Die liebenswürdige deutsche Hausfrau machte es mir leicht, bei der ersten Begrüfsung der Verlegenheit Herr zu werden, die sich meiner in dem Gefühl überquellender Dankbarkeit bemächtigen wollte; ich wurde wie ein längst erwarteter Besuch empfangen. Wie wohlthuend war die Ruhe in dem weiten Hause, in dem mir ein grofses, luftiges Zimmer mit einer breiten, freien Veranda zur Verfügung stand; wie behaglich konnte ich mich jetzt während des Tages auf dem gepolsterten Langstuhl strecken und den Blick ins Weite schweifen lassen, über grüne Rasenflächen, auf die Kokospalmen und Bananen und das zarte Laub der Bambusstauden am Flufsufer. Meine Sorge um die vorschriftsmäfsige Diät hatte aufgehört, da Frau Dr. Maurer als tüchtige Hausfrau selber den Koch instruierte und beaufsichtigte.

Mit dem Eintritt in diese Umgebung begann auch meine Genesung. Wie durch Zauber verschwanden die Symptome der unangenehmen Krankheit. Die Farbe kehrte in mein Gesicht zurück, das Vertrauen auf die Widerstandsfähigkeit meines Körpers wuchs und mit ihm mein Appetit. Nur einen einzigen Tag brachte ich ganz zurückgezogen in meinem Zimmer zu, dann konnte ich wieder zu den Mahlzeiten bei Tisch erscheinen und am Nachmittag auf der Vorgalerie an der Unterhaltung teilnehmen. Bald wurden mir kurze Ausfahrten und Spaziergänge in den Nachmittagstunden erlaubt, und die liebenswürdige Frau Dr. Maurer übernahm es selbst, mich in der Nähe zu allerlei interessanten Punkten zu führen, wenn ihr vielbeschäftigter Mann bis zum Abend im Hospital festgehalten war. Ein altmalaiisches Grabmal, das bei den Eingebornen religiöse Verehrung geniefst, einige Ziegelgruben, ganz erfüllt von herrlichen Lotosblumen (Nelumbium) in üppigster Entwickelung, einen Baum, in dessen Krone eine Kolonie von Webervögeln Hun-

derte der seltsamen Nester aufgehängt hatte, das Asyl, welches die Tabaks-Maatschappijen für altersschwache oder sonstwie arbeitsunfähig gewordene Kulis errichtet haben, besuchte ich in ihrer Gesellschaft in den letzten Tagen des Jahres. Am Sylvesterabend war ich bereits soweit hergestellt, dafs mir die Teilnahme an der häuslichen Feier des Jahreswechsels erlaubt wurde. Es war zu dieser Feier Besuch von auswärts eingetroffen, Herr Dr. Schüffner, der deutsche Arzt einer benachbarten Tabaksunternehmung, und Herr Krüger, ein junger Beamter von einer Tabakspflanzung. Angeregte Unterhaltung und Musikvorträge der beiden Herren, Soli und Duette, zu Klavierbegleitung gesungen, verkürzten uns die Stunden bis zum Jahresanfang, der mit Gläserklang und Glückwünschen nach deutscher Weise begrüfst wurde.

In den ersten Tagen des neuen Jahres benutzte ich die Zeit zwischen den Mahlzeiten, bei denen ich einen unglaublichen Appetit entwickelte, zu Ausflügen in die Stadt. Ich sah mir das im modernen Stil gebaute Palais des Sultans von Medan an und den aufsen und innen mit Schmuck überladenen Tempel, den die bezopften Söhne des himmlischen Reiches hier ihren Göttern errichtet haben. Ich sprach im deutschen Konsulat vor, besuchte Herrn Schirmacher, einen jungen Kaufmann, der mit mir die Ausreise auf der „Preufsen“ gemacht hatte. Auch dem Künstler-Photographen, Herrn Kleingrothe stattete ich einen Besuch ab, um mir seine Arbeiten anzusehen, und um in der Dunkelkammer seines Ateliers die Kassetten meines photographischen Apparates mit neuen Platten zu füllen.

Die wissenschaftlichen Zwecke meiner Reise hatten während dieser Tage zurücktreten müssen. Ich hatte wohl hier und da, in der Nähe etwas gesammelt, hatte meine Sammlungen mit Marios Hülfe weiter geordnet und hergerichtet und über einzelne Befunde Aufzeichnungen gemacht, wollte ich aber wirklich die Aufgaben lösen, die ich mir für diesen Teil meiner Reise gestellt hatte, so mufste ich einige Tabakspflanzungen aus eigener Anschauung kennen lernen und bis in die Vorberge des Gebirgslandes, womöglich bis in den Urwald vordringen. Ich sprach mit Herrn Dr. Maurer darüber; sein Rat lautete, ich solle bis zum 4. Januar warten; wenn bis dahin meine Rekonvalescenz regelmäfsig fortgeschritten sei, so könne ich einen ersten Ausflug wagen. Er versprach, mich selber bei einem bekannten Administrateur einer Pflanzung für den Tag anzumelden. Es war wohl ein Zeichen meiner schnell fortschreitenden Genesung, dafs ich den Tag mit Ungeduld erwartete. Am

frühen Morgen war ich zur Abfahrt gerüstet. Der Wagen des Herrn Dr. Maurer brachte mich zum Bahnhof, bald nach 8 Uhr fuhr der Zug ab, den ich bis zur Station Bindjei benutzte. Mein Besuch galt dem Administrateur der Tabakspflanzung Bindjei, dem Herrn Maschmeyer. Ein Wagen, der mich zu der Wohnung dieses Herrn bringen sollte, harrte meiner bei Ankunft des Zuges am Bahnhof. Ich kam nicht ganz als Wildfremder in das gastliche Haus. Bei einem Abendbesuch im Hause des Professors Zimmermann in Buitenzorg hatte ich die Schwägerin des Herrn Maschmeyer, eine geborne Münchenerin, deren Mann Tabakspflanzer in den Lampongschen Distrikten auf Sumatra ist, als Tischnachbarin gehabt. Ich kannte also die Familienverhältnisse, wufste, dafs auch Frau Maschmeyer in Bindjei eine Münchenerin ist und hatte Grüfse von der Schwägerin auszurichten. Ich wurde aufs Freundlichste empfangen und mein Wunsch, einen Blick in den Betrieb einer Tabakspflanzung zu werfen, fand seine Rechnung. In einem leichten Wagen, den Herr Maschmeyer selber lenkte, fuhren wir auf das Feld hinaus, das nach allen Richtungen hin durch gute Wege zugänglich gemacht ist.

Das Land, welches von den Pflanzergesellschaften für den Tabaksbau verwendet wird, ist Eigentum des Sultans von Deli, von dem es auf hundert Jahre gepachtet worden ist. Jede Pflanzung wird von einem Administrateur verwaltet, sie umfafst vier bis sechs Abteilungen, deren jeder ein europäischer Assistent vorsteht. Von der einzelnen Abteilung, deren Ausdehnung immerhin noch die Gröfse eines mecklenburgischen Rittergutes übersteigt, wird alljährig meist nur der zehnte Teil für den Anbau des Tabakes verwendet. Das Übrige liegt brach und bedeckt sich sehr bald wieder mit Graswuchs oder mit Urwaldbusch. Nur einen Teil des vorjährigen Tabakslandes bekommen kontraktmäfsig die Eingebornen des betreffenden Landstriches zum Reisbau angewiesen. Um das Feld für den Tabaksbau herzurichten, wird das Grasland mit Ochsenpflügen gestürzt. Wo Buschvegetation vorhanden ist, oder wo unberührter Urwald zum ersten Mal urbar gemacht werden mufs, da sind schwierigere Arbeiten zu verrichten. Die Bäume und Sträucher, welche auch auf dem schon einmal benutzten Felde in der neunjährigen Ruhepause bereits wieder riesige Dimensionen angenommen haben, werden abgehauen und an Ort und Stelle verbrannt. Trotz der gröfseren Mühe, welche dabei die Feldbestellung verursacht, suchen doch die Pflanzer auf den abgeernteten Feldern das Auf-

kommen des Buschwaldes zu befördern, den Graswuchs aber zu unterdrücken. Das Gras nämlich, welches hier auf den brachliegenden Äckern emporschiefst, ist nichts anderes als der gefährliche, schwer ausrottbare Alang-Alang, in Deli Lalang genannt, dessen uneingeschränkte Wucherung in kurzer Zeit auf dem kultivierten Lande die gröfste Verwüstung unter den Kulturpflanzen anzurichten vermag. Aufserdem bedrohen die häufigen Brände der Lalangfelder allen Baumwuchs auf den Pflanzungen und können selbst den Gebäuden verhängnisvoll werden. Nachdem im Laufe der ersten Monate des Jahres der von der natürlichen Vegetation befreite Boden mit Hackspaten durchgearbeitet und hergerichtet ist, werden auf ihm im Monat April die jungen Tabakspflanzen ausgesetzt, welche in besonderen Saatbeeten gezogen wurden. In Bindjei waren zur Zeit meines Besuches bereits Saatbeete für das kommende Jahr angelegt. Dieselben sind wie Gartenbeete hergerichtet, und werden zum Schutz gegen Sonne und Regen mit einem schmalen, langen Schirm überdacht. Die junge Saat erfordert sehr aufmerksame Behandlung, die Auswahl des Bodens, die Regulierung der Feuchtigkeit erfordern grofse Sorgfalt, nicht selten zerstören ansteckende Pilzkrankheiten die jungen Keimpflanzen.

Wenn die Tabakspflanzen im Felde ausgesetzt sind, so beginnen die Vorarbeiten für die Erntebereitung. In unmittelbarer Nähe der Tabaksfelder werden die riesigen Trockenscheunen gebaut, lange Gebäude mit hohem Satteldach. Die Holzstangen für das Gerüst liefert der Wald, die Wände, in denen sich zahlreiche Luken öffnen, und die Dachflächen werden aus Atap hergestellt. Man legt die Trockenscheunen an derjenigen Seite des Tabaksfeldes an, welche an das nächstjährige Feld grenzt. Auf diese Weise können dieselben zu zwei Ernten benutzt werden. Im Juli sind die Tabakspflanzen zu mannshohen Krautstämmen herangewachsen. Dann beginnt die Ernte. Die einzelnen Blätter werden von unten nach oben, nach dem Zustande ihres Ausgereiftseins von dem Stamm abgeschnitten und in Bündel gebunden zur Trockenscheune transportiert, wo sie zum Trocknen aufgehängt werden. Früher hängte man die ganzen Pflanzen mit Stamm und Blättern in die Trockenscheunen. Es hat sich aber gezeigt, dafs dann die Blätter sehr ungleich wurden, da noch während des Trocknens in den jüngsten Blättern, wenn sie mit dem Sprofs in Verbindung bleiben, Entwicklungsprozesse vor sich gehen, welche die Qualität des Tabaks wesentlich vermindern. Deshalb zieht man heute auf den meisten



Fermentierscheune einer Tabakspflanzung in Deli.

Pflanzungen das mühsamere und deswegen kostspieligere Abernten der einzelnen Blätter vor, das sich später durch den höheren Preis des Produktes bezahlt macht. Wenn die Tabaksblätter in dem hohen luftigen Gebäude den erwünschten Grad der Trockenheit erlangt haben, so werden sie von allen Abteilungen der Pflanzung nach der Hauptabteilung, dem Sitz des Administrateurs, zusammengeführt, wo allein die weitere Erntebereitung vorgenommen werden kann. Um mich mit der weiteren Behandlung des Tabaks bekannt zu machen, führte Herr Maschmeyer mich, nachdem wir vom Felde zurückgekehrt waren, in die Fermentierscheune. Dieselbe ist viel dauerhafter und sorgfältiger gebaut als die Trockenscheunen im Felde. Die Wände und das flache Dach sind aus Brettern hergestellt, das letztere ist mit Wellblech belegt. Rings in den Wänden sind, aufser grofsen Fenstern an der Giebelseite und in einem Vorbau an der Längsseite, zahlreiche Luken angebracht, die sich wie Fensterflügel seitlich öffnen. Der Innenraum erscheint infolgedessen hell und luftig, eine Unterbrechung des Daches an der First befördert die Ventilation des weiten Raumes. Den gröfsten Teil des im Innern der Fermentierscheune verfügbaren Platzes nimmt ein bühnenartiger Aufbau ein, der sich etwa meterhoch über die Bodenfläche erhebt. Rings um dieses Podium bleibt längs der Aufsenwände ein mehrere Meter breiter Gang frei, auf dem die Tabakssortierer ihre Arbeitsplätze haben. Die Blätterbündel des eingebrachten Tabaks werden zunächst auf dem Podium auf untergelegte Schilfmatten in hohen, sorgsam gepackten Haufen

aufgesetzt. Ab und an wird zwischen die Schichten des aufgehäuften Tabaks ein langes Bambusrohr eingelegt, in dem ein Thermometer bis in die Mitte des ganzen Haufens eingeschoben werden kann. Die Tabakshaufen werden oben mit Matten bedeckt und nun eine Zeit lang unter beständiger Kontrole des Temperaturganges im Innern einem Gährungsprozesse überlassen. Sobald die Wärme in dem fermentierenden Tabak über eine gewisse Grenze steigt, wird der Haufen auseinander genommen und umgesetzt, so dafs diejenigen Blattbündel, welche bisher aufsen lagen, nach innen kommen. Bisweilen läfst man dann statt eines grofsen mehrere kleine Tabakshaufen aufbauen. Überhaupt läfst der Fermentierprozefs eine Menge von Variationen zu, die auf die Qualität des Tabaks, auf Festigkeit, Farbe, Geruch und Geschmack Einflufs haben können, und es ist eine Hauptaufgabe des Administrateurs und seiner Beamten, zu ermessen und zu bestimmen, welches Verfahren für eine Tabaksernte oder für jeden Teil derselben je nach der Beschaffenheit der Blätter einzuschlagen ist. Eine beständige Überwachung des Prozesses in allen seinen Einzelheiten ist eine unerläfsliche Vorbedingung für die Erzeugung eines vollwertigen Produktes.

Nach der Fermentation geht der Tabak in die Hände der Sortierer über. Längs der Seitengänge in der Fermentierscheune sitzen Hunderte von chinesischen Arbeitern paarweise einander gegenüber. Zwischen den beiden Arbeiterreihen bleibt noch ein Gang frei, auf dem die europäischen Beamten hin und her gehen können, um die Arbeit der Chinesen zu überwachen. Diejenigen Arbeiter, welche mit dem Rücken zur Aufsenwand gekehrt sitzen, haben den Tabak nach Festigkeit und Farbe zu sortieren. Vor ihnen liegt ein Haufen fermentierter Tabaksblätter. Auf Armlänge Abstand sind rings um jeden Sortierer 18 oder 20 Stäbe senkrecht aufgestellt. Die Zwischenräume zwischen den Stäben bilden die Fächer, in denen die gleichartigen Tabaksblätter zusammengelegt werden. Gefleckte, zerrissene oder durchlöcherte Blätter, besonders zarte oder dicke Blätter in ihren verschiedenen Farbennüancen, helle und dunkle Blätter in den wechselnden Schattierungen, jede Art wird für sich gelegt. Das helle Licht, welches von rückwärts her durch die Wandluken auf die Arbeit fällt, erleichtert die Unterscheidung der Sorten. Der gegenüber sitzende Arbeiter, welcher den Rücken gegen das Podium kehrt, hat die Blätter der einzelnen Sorten nach der Länge zu scheiden und in Bündel zu binden.

Diese Bündel müssen eine bestimmte Anzahl von Blättern enthalten. Ihre Zahl bildet die Grundlage für die Berechnung des akkordierten Lohnes. Die Ablieferung der fertigen Bündel erfolgt in dem rechteckigen Vorbau an der einen Längsseite der Scheune, der durch hohe Fenster besonders helles Licht empfängt. Dort sitzen chinesische Manduren, welche die Arbeit der Sortierer revidieren und flüchtige Arbeit zurückweisen. Nach dieser Kontrole werden die Blattbündel der gleichen Sorten vereinigt. Malaiische Frauen legen nun die Bündel jeder Sorte noch nach ihrer Länge, die sie mit einem gekerbten Brett abmessen, in vier Haufen auseinander, die dann zum Verpacken in einen an die Fermentierscheune anstofsenden Packraum transportiert werden. Dort werden die Blattbündel in einer Kastenpresse zu Packeten zusammengeprefst und in Schilfmatten eingenäht. So entstehen handliche Kolli, die mit dem Zeichen der Pflanzung versehen und gemerkt mit Zahl und Buchstaben, aus denen Sorte und Länge ersichtlich ist, auf den europäischen Markt wandern. Da die Ernte des Vorjahres noch nicht ganz verarbeitet war, so hatte ich in der Fermentierscheune zu Bindjei genügend Gelegenheit, alle Manipulationen, die das einzelne Tabaksblatt durchzumachen hat, mit anzusehen. Die Vormittagsstunden waren mit der Besichtigung herumgegangen. Nach dem Mittagsmahl mufste ich mich nach ärztlicher Vorschrift ein Stündchen ausruhen. Nach dem Bad aber konnte ich noch einen Blick in die interessante ethnographische Sammlung des Herrn Maschmeyer werfen, die er durch Kauf und Tausch von den Eingebornen zusammengebracht hat. Auch sonst gab es in Bindjei noch allerlei Interessantes zu sehen. Auf dem Hofe turnten in einem eigens für sie hergerichteten Raume zwei junge Orang utans herum. Einige Hirsche wurden in einem Gehege gehalten. Ein weiter Stall barg neben den Gebrauchspferden des Administrateurs eine Anzahl wertvoller Rennpferde, die dem Besitzer schon manchen Preis eingebracht haben. So ging die Zeit schnell herum, bis ich dankend Abschied nahm, um mit der Bahn die kurze Strecke nach Medan zurückzufahren. Bald nach Sonnenuntergang traf ich wohlbehalten wieder in meinem Asyl ein.

Für den nächsten Tag war mir Ruhe anempfohlen, damit ich am 6. Januar mit frischen Kräften eine mehrtägige Reise antreten könnte, die mich bis in den Urwald in den Vorbergen des Battaklandes führen sollte. Durch die freundliche Vermittelung des Herrn Dr. Schüffner, den ich am Sylvesterabend in Maurers Hause kennen

und schätzen gelernt, hatte ich eine Einladung von Herrn Tweer, dem Hauptadministrateur einer gröfseren Tabaks-Maatschappij, erhalten. Der Verwaltungsbezirk des Herrn Tweer umfafst eine ganze Reihe von Pflanzungen, deren jede ihren besonderen Administrateur und in den einzelnen Abteilungen europäische Assistenten hat. Das Land, über welches diese Pflanzungen sich ausdehnen, erstreckt sich über viele Meilen; die äufsersten Abteilungen liegen oben im Gebirge. Der Sitz des Hauptadministrateurs und die Bureaus der ausgedehnten Verwaltung befinden sich in Tandjong Morawa, wo auch das grofse Hospital der Gesellschaft liegt, dessen Direktor Herr Dr. Schüffner ist.

Da ich auf den Wunsch meiner liebenswürdigen Gastfreunde mein Standquartier in Medan beibehielt, so waren die Vorbereitungen für die Reise schnell erledigt. Mario legte die nötigen Kleider für mich in meinen Koffer und packte einen Stofs leeres Pflanzenpapier nebst einigen Sammelgläsern in den Rucksack; alles übrige blieb bis zur Rückkehr in meinem Zimmer. Am Samstag den 6. Januar früh $\frac{1}{2}$7 Uhr safs ich in Dr. Maurers Wagen zur Abfahrt bereit, und Mario stieg zum Kutscher auf den Bock. Wir fuhren ein Stück weit durch die Stadt, dann auf der Landstrafse durch Wälder und Felder, an Tabakspflanzungen vorbei und durch die Dörfer der farbigen Arbeiter. In der Ortschaft Ampela stand der Verabredung gemäfs ein leichter Wagen des Herrn Dr. Schüffner für mich bereit. Ich überliefs Mario, für den ich einen Mietswagen genommen hatte, die Sorge für das Gepäck und sandte den Kutscher mit Dr. Maurers Gefährt nach Medan zurück. Dann stieg ich in den neuen Wagen, ergriff die Zügel, und wieder ging es im flotten Trab durch Lalangfelder und jungen Buschwald auf der guten Strafse dahin. Dr. Schüffners Diener, der den Einspänner nach Ampela geführt hatte, safs auf dem Rücksitz und gab mir bei Weggabelungen die einzuschlagende Richtung an. In Tandjong Morawa bewillkommneten mich die Herren Tweer und Dr. Schüffner auf das freundlichste. Sie hatten schon einen wohldurchdachten Plan für meine Zeiteinteilung gemacht, der darauf hinauslief, dafs ich bei möglichst geringer Anstrengung in der kurzen Zeit, die ich zur Verfügung hatte, möglichst viel von dem zu sehen bekam, was für mich interessant und sehenswert war. Während des Frühstücks, für das bei meiner Ankunft der Tisch schon gedeckt stand, traf Mario mit dem Barang ein; ich konnte mich gleich nach Tisch zum Ausgang umziehen und noch am Vormittag in Begleitung der

beiden freundlichen Herren eine Tour in den Urwald unternehmen, der sich unweit von Tandjong Morawa zu beiden Seiten des Flusses Sungei Serdang ausbreitet. Es ist ein echter, rechter Urwald, der hier inmitten der Tabaksländereien von dem Beil und Feuer verschont geblieben ist, mit einzelnen Riesenstämmen und dichtem Buschwald und Gestrüpp unter den gigantischen Kronen, mit Lianen und Epiphyten. Von nah und fern schallte das Geschrei der Affen im Geäst. Bei der niederen Höhenlage ist die Zusammensetzung des Waldes hier aber doch wesentlich anders als im Gebirge. Die höhere Lufttemperatur und die damit zusammenhängende geringere relative Feuchtigkeit der Luft mufs wohl dabei eine grofse Rolle spielen. Der Boden war überall feucht, und an Regen, der das Laub und die Stämme zeitweilig triefen läfst, fehlt es hier sicher nicht. Trotzdem war ein auffälliger Mangel an Moosen und wasserliebenden Kleinfarnen vorhanden. Diese zarten Pflanzen nehmen ihr Wasser direkt mit der Oberfläche auf, die Wasserleitung im Innern der Stämmchen und Blattrippen ist nur sehr minimal. Die zarten Blattflächen können deshalb nur dort sich erhalten, wo die Wasserabgabe von der Oberfläche durch einen hohen relativen Feuchtigkeitsgehalt der Luft verzögert wird. Die warme Luft der Ebene vermag mehr Wasser zu fassen, gröfsere Mengen Wasser müssen verdunsten bis sie gesättigt ist, und der See- und Landwind, der über die Küstenebene streicht, befördert den Ausgleich der Binnenluft des Waldes mit der trockneren Atmosphäre benachbarter offener Flächen. Dem Hochwalde im Gebirge aber bringt der aufsteigende Luftstrom die warme Luft der Ebene, welche, indem sie emporgehoben wird, sich abkühlt und dadurch ihren Feuchtigkeitsgehalt erhöht, so dafs Nebel und Wolkenbildung eintreten und jedenfalls die Verdunstungsgröfse der Oberfläche der Pflanzen herabgedrückt wird. So mag sich die Moosarmut der Mangrove-Vegetation und des Küstendjungels, der Moosreichtum des Gebirgswaldes erklären.

Nachdem wir das Dickicht nach verschiedenen Richtungen durchstreift hatten und selbst bis an das mit Bambus und Röhricht verwachsene Ufer des Flusses vorgedrungen waren, zwang der beginnende Regen uns zur Heimkehr. So blieb mir vor dem Mittagessen noch Zeit ein Bad zu nehmen und dabei die Patjets (Blutegel) zu entfernen, die sich im Urwald an meinem Körper festgesaugt hatten. Nach Tisch und der sich anschliefsenden, ärztlich empfohlenen Ruhepause führte Herr Tweer mich in die riesige Fermentierscheune

und zu den übrigen Betriebsgebäuden, und schliefslich auch in das Hospital. Ich erfuhr hier Vieles über die eigenartigen Arbeiterverhältnisse auf den Tabakspflanzungen. Jede Rasse hat ihre besonderen Arbeiten und Verrichtungen. Die malaiischen Arbeiter besorgen das Urbarmachen des Waldbodens, das Anlegen von Wegen, die Javanen sind gute Gärtner und zuverlässige Boten, die Bengalen werden als Polizisten verwendet und sehen in ihren Kakidrelluniformen mit dem riesigem Turban recht stattlich und achtungerweckend aus. Die Klings sind Ochsenknechte und Karrenführer. Den Hauptstamm der Arbeiterschaft auf dem Felde und in der Fermentierscheune aber bilden die Chinesen. Auf jeder Abteilung der Pflanzung werden bei der Feldarbeit etwa hundert Arbeiter beschäftigt. Zur Unterbringung der Chinesen dienen grofse Quatierhäuser sogenannte Kongsi, für die Malaien und sonstigen Farbigen sind besondere Kampongs angelegt. Die fremden Arbeiter müssen sich bei ihrer Annahme für eine Anzahl von Jahren verpflichten. Ihre Leistungen werden im Akkord bezahlt. Für kranke Arbeiter hat jede Maatschappij ein eigenes Krankenhaus, das meist aus mehreren Kongsi (Gebäuden) besteht. Das grofse Hospital der Delimaatschappij in Medan hat für die farbigen Leute sieben riesige Kongsi, in denen jederzeit mehrere Hundert von Kranken verpflegt und ärztlich versorgt werden. Es liegt im Interesse der Tabaksunternehmungen, eine gesunde Arbeiterschaft zu haben, deshalb ist man überall bemüht gewesen, tüchtige Ärzte als Leiter der Hospitäler herbeizuziehen und in den Fällen, die ich aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe, hat man sich auch nicht gescheut, nach den Angaben der Ärzte die Hospitäler mit grofsen Kosten zu hygienischen Musteranstalten zu machen. In den hohen, luftigen, gut ventilierten Sälen liegen die Kranken nach ihrer Gewohnheit auf hölzernen Pritschen, welche leicht zu reinigen und zu desinfizieren sind. Die Wände der Säle sind weifs getüncht, der Fufsboden ist cementiert. Peinliche Sauberkeit wird in den Räumen und bei jedem einzelnen Kranken beobachtet. Für gutes Trinkwasser wird Sorge getragen, ebenso für die Gelegenheit zum Baden. Die Arzneien werden in einer eigenen Apotheke dispensiert. Die Verpflegung der Kranken geschieht nach Angabe und unter Aufsicht des Arztes von einer eigenen Hospitalküche. So ist alles geschehen, was nach menschlichen Ermessen das Loos der Kranken erleichtern kann. Unter den Krankheiten spielen Dysenterie, Malaria, Typhus die Hauptrolle und leider auch die unheimliche Sumatra-

krankheit Beri-beri. Mit innigem Mitleid habe ich eine Anzahl Beri-beri-kranker Chinesen angesehen, die nach dem Urteil des Arztes unvermeidlich frühem Tode verfallen waren; die böse Krankheit trotzt jedem Heilverfahren. Bevor man nicht den Feind näher kennen lernt, der unter dem Namen Beri-beri heimtückisch die jungen Leben dahinrafft, mufs die Krankheit für unheilbar gelten.

Mit dem Einbruch der Dunkelheit hatten wir unsern Rundgang beendet. Nach dem Abendessen vereinigten wir uns auf der luftigen Veranda des im englischen Bungalowstil erbauten Hauses des Herrn Tweer zu einem gemütlichen Skat. Wir vermieden es, die Sitzung zu lange auszudehnen, da für den Sonntag eine Unternehmung gröfseren Stils auf unserem Programm stand. Herr Tweer wollte mich an diesem Tage in die höchstgelegene Abteilung seines Gebietes führen und hatte dazu umfassende Vorkehrungen getroffen. Telephonisch und durch Boten waren nach verschiedenen Stellen Relaispferde voraus bestellt, die Wegstrecke, die wir zurückzulegen hatten, war recht beträchtlich. Früh um 5 Uhr, in völliger Finsternis, safsen wir im Wagen, Herr Tweer führte die Leine, ich safs neben ihm auf dem Vordersitz. Rückwärts safs der Tukan kuda, ein gewandter Javane, der an steilen Stellen neben dem Wagen herläuft, auf schmalen Brücken und sonst an gefährlichen Passagen das Pferd am Kopf führt und beim Anhalten die Fürsorge für Pferd und Wagen übernimmt. Mario mufste zu Hause bleiben weil er entbehrlich war und unser Wägelchen unnötig belastet haben würde. Er hatte die am Tage vorher gefüllten Pflanzenpackete in die Sonne zu bringen. Die Fahrt durch den Buschwald in der ersten Stunde, während noch die Finsternis der Nacht mit dem anbrechenden Tage kämpfte, war phantastisch. Zuerst war in dem finstern Walde wenig mehr zu hören als das Rauschen des Morgenwindes in den Wipfeln, hin und wieder ein Affenschrei in der Ferne. Je näher wir dem Sonnenaufgang kamen, desto häufiger vernahmen wir das Krähen der wilden Hähne im Busch, ein deutliches Kikeriki, bei dem aber die letzte Silbe gegen die Gewohnheit unserer Haushähne kurz abgebissen ist. Die Tiere sind sehr scheu und schwer zu fangen. Ich sah später auf einer Pflanzung ein schönes Exemplar in der Gefangenschaft, es sah einen kleinen Bauernhahn in Gröfse und Gestalt ähnlich. Die Färbung ist sehr lebhaft und bunt, besonders fällt ein goldbrauner Halskragen auf und die dunklen, schwarzgrünlich schillernden, gebogenen Schwanzfedern.

Als die Sonne aufging, sahen wir bei einer Wegbiegung, mitten

im Buschwalde, vor uns einige Malaien, die ein frisches Pferd für uns bereit hielten. Das Umspannen wurde schnell erledigt, und nachdem Herr Tweer noch bestimmt hatte, dafs und wann das Pferd am Abend für die Rückfahrt zum Auswechseln bereit stehen sollte, ging's wieder im Trabe weiter. Wir blieben fast immer im Walde, dessen Höhe wechselte je nach der Zahl der Jahre, die verflossen waren, seit sein Boden Tabak getragen hatte. Gröfsere Lalangfelder waren nirgends zu sehen, wo das Gras in den abgeernteten Feldern aufschlägt, da wird es durch Arbeiter niedergetreten und mit Brettern niedergedrückt, bis die zerquetschten Halme sich nicht mehr erheben und vermodernd eine Decke auf dem Erdboden bilden, die dem schnell emporschiefsenden Buschwalde kein Hindernis bietet. Im Schatten des aufkommenden Waldes kann das Gras später nicht mehr verhängnisvoll werden. An einzelnen Stellen waren auf den abgeernteten Feldern Anpflanzungen von Djattibäumen (Tectona grandis) gemacht, deren Holz als Balken und Bretter beim Bau der Häuser auf den Pflanzungen wegen seiner Festigkeit und Farbe anderem Werkholz vorgezogen wird. Im Übrigen zeigt der junge Buschwald die gewöhnlichen Komponenten, darunter viel Hibiscus und hier und da wilden Pisang. Auch Lantana ist nicht selten. Weiter oben sah ich häufig die grofsen Stengelblätter und die auffällig bilateralen Fruchtzweige der Abroma fastuosa zwischen anderem Gesträuch.

Nach der zweiten Wegstunde kamen wir zu der Pflanzung Patomba. Wir hielten nur so lange als nötig war, um das Pferd gegen ein frisches auszutauschen. Eine weitere Stunde Fahrt brachte uns nach der Hauptabteilung der Pflanzung Gunnung Rinte, wo abermals das Pferd gewechselt wurde. Von da ab stieg der Weg meist ziemlich gleichmäfsig. Wir kamen ganze Strecken weit durch ursprünglichen Urwald längs des Flusses, der in einer tief ausgewaschenen Schlucht, ganz versteckt in dem undurchdringlichen grünen Gewirr zu Thal rauscht. Hin und wieder passierten wir auf Holzbrücken schmale Bächlein, die von den Berghängen herab ihr Wasser zum Flusse senden. Der Weg war überall gut fahrbar, oft war er als Hohlweg tief in den rötlichen Boden eingeschnitten. Nachdem wir unterwegs im Wald noch einmal Pferdewechsel gehabt hatten, kamen wir endlich zu unserm Ziel, der obersten Abteilung der Pflanzung Gunnung Rinte. Diese Abteilung liegt eigentlich mitten im Urwalde und an manchen Stellen, wo die Steilheit des Terrains die Anlegung von Tabaksfeldern erschweren würde,



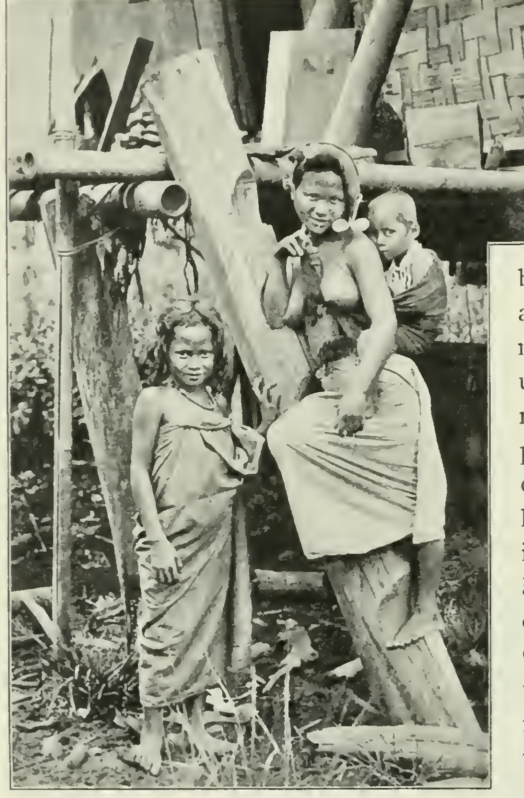
TABAKSPFLANZUNG IN DELI. OSTKÜSTE VON SUMATRA.



hat man inmitten der Gemarkung grofse Urwaldkomplexe unberührt gelassen. In der Nähe eines solchen Komplexes an dem unser Weg nahe vorbeiführte, stiegen wir vom Wagen. Der tukan kuda bekam den Auftrag, Pferd und Wagen zur Wohnung des Assistenten zu führen und uns für nachher anzumelden. Wir hatten eine kurze Strecke weit das vorjährige Tabaksland zu durchschreiten, dort war aber bereits so viel Krautwerk und Gesträuch aufgekommen, dafs es gar nicht leicht war, hindurchzudringen. Ein Pfad, der früher einmal in das Urwaldterrain hineingeführt worden, war soweit verwachsen, dafs wir seine Spur nicht mehr fanden. So mufsten wir uns selber mit dem Golok (Waldmesser) einen Durchweg durch das Randdickicht bahnen, was dem Herrn Tweer, der es sich nicht nehmen lassen wollte, mir den Weg zu ebnen, manchen Schweifstropfen kostete. Endlich kamen wir hindurch und am Rande eines kiesigen Bachbettes in leichter passierbare Waldstrecken. Hier sah es ganz anders aus als in dem Walde bei Tandjong Morawa, alle Stämme waren mit Moosen und Kleinfarnen geschmückt und von den Ästen herab wallten die langen grünen Schleier der Meteoriumarten. Den Boden bedeckten über dem Moder der gestürzten Bäume und auf dem kiesigen Grunde allerlei seltene Kräuter, so wuchs z. B. im Bachbette eine jener seltsamen Streptocarpusarten, die der Hauptsache nach aus einem einzigen grofsen Blatt bestehen, das an der Basis Wurzeln und Blütensprosse treibt. Auch einige Niphobolusarten fand ich, darunter den seltsamen Niphobolus nummulariaefolius, was mir besondere Freude bereitete. Obwohl ich



Ein Battakerhaus in Deli.



Battakerfrau und Kinder

meinen Rucksack bald gefüllt hatte, wurde es mir doch schwer von dem herrlichen Urwalddickicht Abschied zu nehmen, als Herr Tweer zum Aufbruch mahnte. Wir hatten auf dem Wege zur Wohnung des Assistenten, wo unser Wagen uns erwartete, noch ein Battakerdorf zu passieren, was mir zu mancherlei Beobachtungen Gelegenheit gab. Die Hausform ist hier derjenigen in Atjeh ähnlich, nur ist der Rumpf des auf Pfählen stehenden Gebäudes noch stärker nach unten verjüngt und das Dach noch höher hinauf gebaut und mit den Giebelenden etwas überhängend. Die Leiter, welche den Zugang zu der Veranda des Hauses bildet, war viel primitiver als die Treppe der Atjeher, sie bestand einfach aus einem gekerbten Baumstamm. Die Battaker sind Heiden und ihr Appetit zu Menschenfleisch ist wenigstens in den entlegeneren Gegenden trotz aller Strafendrohungen des Gouvernements immer noch nicht ganz unterdrückt. Sie treiben Reis- und Obstbau und Schweinezucht. Die letztere mag mit ein triftiger Grund sein, weshalb der Islam, der sich fast das ganze Inselreich eroberte, bei ihnen nicht Fufs fassen konnte. Sie hätten eben um des Glaubens willen eine ergiebige Erwerbsquelle aufgeben und einer beliebten Nahrung entsagen müssen. Die Kleidung der Dorfbewohner war nicht besonders reichlich, reinlich und zierlich. Die Frauen tragen als Schmuck grofse gewundene Silberstangen durch beide Ohren, so schwer, dafs sie um nicht durch ihr Gewicht das Ohr zu zerreifsen am Kopftuch befestigt werden müssen.

Nach kurzer Rast im Hause des Assistenten, der uns mit Speise und Trank erfrischte, traten wir die Heimreise an, wobei der Pferdewechsel an den gleichen Stellen wie am Morgen vorgenommen wurde. Noch bevor wir die Hauptabteilung von Gunnung Rinte erreichten, überraschte uns der Regen, der uns trotz des schützenden Wagendaches und trotz der Mäntel in kurzer Zeit bis auf die Haut durchnäfste. Wir kehrten deshalb in Gunnung Rinte ein. Der Administrateur, Herr Heike, borgte uns trockene Kleider und setzte uns eine Mahlzeit vor, die wir uns wohlschmecken liefsen, nachdem wir im Bade uns der zahllosen Patjets entledigt und die Kleider ausgewechselt hatten. Sobald das Wetter es zuliefs, setzten wir unsere Fahrt fort. In Patomba wechselten wir kurz Grufs und Handschlag mit dem dortigen Administrateur, Herrn Klein. Bald nach Einbruch der Dunkelheit hielten wir mit dampfendem Pferd vor dem Wohnhause des Herrn Tweer in Tandjong Morawa. Am Abend wurde mir noch eine besondere Überraschung bereitet, indem Herr Tweer und Herr Dr. Schüffner mich zu der Kegelbahn hinüber begleiteten, in der eine gröfsere Anzahl von Herren, Beamte der Maatschappij und meistens deutsche Landsleute, nach heimischer Weise dem edlen Spiel huldigte.

Für den Montag Morgen hatte Herr Dr. Schüffner einen Ausflug mit mir in Aussicht genommen. Ich hatte den Wunsch geäufsert, einen zum Zweck der Urbarmachung umgeschlagenen Urwald zu sehen. Einmal interessierte es mich, zu sehen, in welcher Weise die Verbrennung der ungeheuren Holzmasse vorgenommen wird, andererseits hoffte ich in dem Geäst der umgeschlagenen Waldriesen allerlei seltene und sonst gänzlich unzugängliche Orchideen und epiphytische Farne finden zu können. Ein solcher geschlagener oder, wie der technische Ausdruck in Deli lautet, getopafster Urwald war in einer Abteilung der Pflanzung Sungei bahasa. Dorthin ging in der Morgenfrühe unsere Fahrt. Auf der Hauptabteilung der Pflanzung, die wir mit einmaligem Pferdewechsel erreichten, schlofs sich uns der Administrateur der Pflanzung, Herr Wiedemann, an und führte uns zu der betreffenden Abteilung. Dort verliefsen wir den Wagen und wanderten zunächst ein Stück weit durch einen schönen, noch stehenden Urwald, in welchem die hohen, grauen Stämme zahlreicher Twalangbäume durch das Dickicht des Unterholzes leuchteten. Moose und Farne waren hier wieder selten. In dem getopafsten Teil des Waldes, den wir alsbald erreichten, war ein wirres Drunter und Drüber von riesigen Stämmen, Ästen

und Zweigen. Die Verbrennung des Holzes geschieht in sehr eigentümlicher Weise. An der Stirnseite des umgeschlagenen Baumriesen wird Feuer angelegt, dasselbe bringt das Holz zum Glimmen. Durch den Luftstrom, welchen die entwickelte Wärme erzeugt, wird das Glimmen unausgesetzt erhalten, so daſs allmählich der ganze Stamm von zwanzig und mehr Metern Länge verzehrt wird, ohne daſs jemals die Glut zur hellen Flamme emporlodert. Das Herumklettern in dem Gewirre ermüdet schnell, und da ich auch bald genügend gesammelt hatte, so brachen wir von dort zur Wohnung des Assistenten der Abteilung auf, von wo uns unser Wagen zur Hauptabteilung und von dort nach kurzem Aufenthalt mit Pferdewechsel nach Tandjong Morawa zurückbrachte. Wir kamen noch rechtzeitig zum Mittagessen dort an, zur letzten Mahlzeit, die ich bei dem liebenswürdigen, gastfreundlichen Herrn Tweer und in Gesellschaft des Herrn Dr. Schüffner einnehmen konnte, dessen Güte ich so viel verdankte. Am Nachmittag fuhr ich mit Mario nach Medan zurück.

Einen Tag verweilte ich noch unter dem gastlichen Dach des Ehepaars Maurer. Dann muſste ich auch hier von den lieben Freunden Abschied nehmen. Am Mittwoch den 10. Januar entführte mich das holländische Schiff aus dem Lande, in dem ich in der kurzen Zeit so Vieles erlebt, Trauriges und Freudiges, Böses und Gutes.

HEIMKEHR.

Die Wochen, die ich nach meiner Rückkehr aus Sumatra noch auf Java zubrachte, waren hauptsächlich ausgefüllt mit dem Abschlufs meiner Untersuchungen im Laboratorium zu Buitenzorg und mit den Arbeiten zur Herrichtung meiner Sammlungen für die Seereise. Einen Teil des Materials sandte ich mit einem Frachtdampfer, der um das Kap der guten Hoffnung fuhr, nach Europa, einen andern Teil nahm ich in grofse, schwere Kisten verpackt mit mir als Passagiergut. Die lebenden Nutzpflanzen, welche ich für die botanische Centralstelle für unsere deutschen Kolonieen bestimmt hatte, liefs ich mir erst einige Wochen nach meiner Abreise nach Ceylon nachsenden. Sie waren in zwei grofsen Wardschen Kästen verpackt, die wie kleine Gewächshäuser gebaut sind. Am 24. Februar begleitete mich Herr von Syburg zum Abschied nach Tandjong Priok auf das Schiff. Dort hatte sich auch Herr Busch, ein junger Landsmann, den ich in Batavia kennen gelernt, eingefunden, um mir ein letztes Lebewohl zu sagen. Mario, der mir mein umfangreiches Gepäck dorthin besorgt hatte, nahm an Bord von mir Abschied mit treuherzigen Wünschen für eine glückliche Fahrt und ein frohes Wiedersehen mit meiner Nonja (Gemahlin) und dem Sinjo (jungen Herrn). Seine Züge blieben dabei unbeweglich, aber an dem warmen Ausdruck seines Auges und an dem Klang der Stimme merkte ich wohl, dafs er nicht ohne innere Bewegung den weifsen Mann davonziehen sah, der allezeit in guten und bösen Tagen sein Gefühl und seine Menschenwürde respektiert hatte und ihm immer freundlich begegnet war. Solange das Schiff noch am Lande festlag, blieb Herr von Syburg bei mir an Bord; erst als die Laufplanke, die das Schiff mit dem Lande verband, eingezogen werden sollte, kam der letzte Abschied. Der Dank für erwiesene Freundschaft läfst sich nicht in wenige und auch nicht in viele Worte fassen, ein Händedruck, ein letzter Blick ins Auge sagt

vielleicht mehr, als eine lange Rede. Die Fäden, welche sich von Herz zu Herzen gesponnen, dauern aus, wenn auch die Wege auseinandergehen.

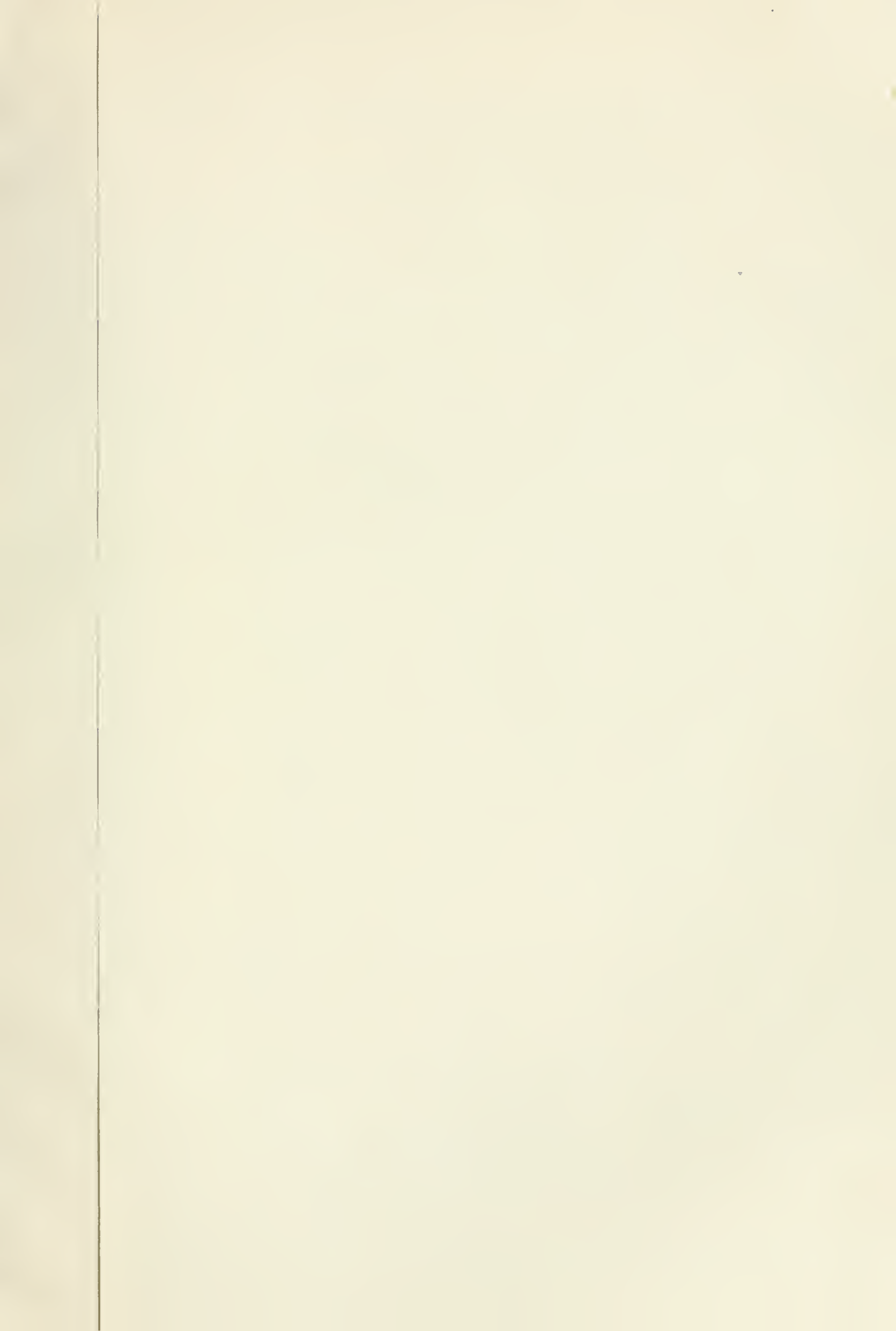
Ich fuhr nun zum vierten Mal zu Schiff durch die Javasee, durch die Bankastrafse und über den Äquator. In Singapore lag bei unserm Eintreffen schon die „Oldenburg“ des Norddeutschen Lloyd im Hafen. Ich siedelte in der ersten Stunde gleich auf das deutsche Schiff über, wo mir die plattdeutschen Worte der Seeleute und die deutsche Reisegesellschaft das Heimatgefühl mit Macht im Herzen weckten. Der Indische Ocean bescherte uns Meeresstille und glückliche Fahrt; am Sonntag den 4. März lag die „Oldenburg“ im Hafen von Colombo. Zum Besuch der Insel Ceylon hatte ich mir vier Wochen reserviert. Ich reiste gleich in den nächsten Tagen mit der Bahn nach der alten Königsstadt Kandy, von wo aus ich alltäglich nach dem schönen botanischen Garten von Peradeniya hinausfuhr, um dort in dem neuerbauten Laboratorium, dessen Benutzung der Direktor, Herr John C. Willis mir freundlich gestattete, einige Untersuchungen über das Verhalten gewisser Farne beim Übergang von der trocknen Jahreszeit zur Regenperiode auszuführen. Von Kandy aus besuchte ich Thee- und Kakaopflanzungen und manche botanisch interessante Plätze der Umgebung. Nach zwei Wochen trat ich eine Reise in das Centralgebirge an zu den Urwäldern und Patanas (Grassteppen) bis hinauf nach Nuwara Eliya und Hakgalla, nach dem Hochplateau von Horton plains und den Steilabstürzen von World's-End und nach Osten abwärts bis nach Bandarawela. Als ich über Kandy und nach einem kurzen Besuch des Kulturgartens von Henaratgoda an die Küste zurückkehrte, waren dort bereits die beiden Wardschen Kästen eingetroffen mit ihrem wertvollen Inhalt, der den ersten Teil der Reise ohne Nachteil überstanden hatte. Kautschuk- und Guttaperchabäumchen und manche andere, wichtige Kulturpflanzen, deren schnellkeimende Samen keinen längeren Transport ertragen, waren dichtgedrängt in die Erde der Kästen gepflanzt. Dazwischen waren noch Samen einer Guttaperchapflanze ausgesäet, die zum Teil schon gekeimt waren und das freudige Grün ihrer jungen Blätter dem Licht entgegenstreckten.

Am 1. April traf, von Australien kommend, die „Barbarossa“, einer der gröfsten Oceandampfer des Norddeutschen Lloyd, in Colombo ein. Durch die Vermittelung unseres Konsuls in Colombo, des Herrn Philipp Freudenberg, dem ich auch sonst für freundliche

Hülfe zu grofsem Dank verpflichtet bin, gelang es leicht, die schweren Pflanzenkästen ohne Beschädigung an Bord zu bringen, wo sie auf dem Sonnendeck im Schatten eines Leinwandzeltes, das ich mit Hülfe des Segelmachers ausspannte, einen passenden Platz fanden. Auf mein Betreiben wurde den deckwaschenden Matrosen besondere Sorgfalt anempfohlen, damit kein Seewasser über die Kästen gespritzt würde. Süfswasser zum Begiefsen bekam ich nach Bedarf in der Schiffsküche. Die Seereise ging ohne störenden Zwischenfall von statten. Der Ocean war ziemlich ruhig. Im Roten Meer wehte ein kräftiger Südwind, die Temperaturen waren nicht übermäfsig heifs. Am Charfreitag fuhren wir durch den Suezkanal und hinaus in das Mittelmeer. Am Ostermontag begrüfste uns der schneeige Gipfel des Aetna, hoch aufragend über einer Nebelbank, als erstes Zeichen von Europa, am Nachmittag durchfuhren wir die Strafse von Messina und bald nach Sonnenuntergang sahen wir das Feuerspiel des Stromboli. Im Hafen von Neapel wurde am folgenden Morgen nur kurzer Aufenthalt genommen. Am Mittwoch den 18. April stieg ich in Genua ans Land und liefs die Pflanzenkästen nach sorgfältig überwachter Ausschiffung mit meinem übrigen Gepäck zur Douana bringen. Ich war durch Vermittelung des Auswärtigen Amtes in den Besitz eines Erlasses des Ministero degli Affari Esteri gelangt, wonach meine Sachen «en franchise et sans visite» durch Italien passieren durften, und glaubte damit aller Schwierigkeit enthoben zu sein. Ich hatte aber meine Rechnung ohne die italienischen Subalternbeamten gemacht. Niemand wollte den Erlafs respektieren, ich mufste von Instanz zu Instanz gehen, und als ich so endlich bei der Douana die Passage freigemacht hatte, fing der Tanz bei den Eisenbahnbehörden wieder von vorne an. So verlor ich einen vollen Tag, bis ich endlich mit Unterstützung des Konsulates die Wardschen Kästen spedieren konnte. Sie gingen nun ohne Aufenthalt im geheizten Wagen über den Brenner und direkt nach Berlin, von wo mir bald darauf die erfreuliche Mitteilung wurde, dafs alles wohlbehalten eingetroffen sei.

Am Donnerstag den 19. April nachmittags reiste ich selber von Genua ab und mit mehrstündigem Aufenthalt in Mailand nach Verona. Von dort geht früh um 5 Uhr der Zug zur Brennerbahn weiter. Das Frührot liefs das schneebedeckte Haupt des Monte Baldo in rötlichem Schimmer erstrahlen, bald sah ich „die Alpen wieder glüh'n hell in der Morgensonne“. Nun ging's ohne Aufent-

halt durch die wohlbekannten Fluren von Tirol, auf denen noch der Winter mit dem Frühling im Streit lag. In Bozen sah ich die ersten bekannten Gesichter, einige Münchener Kollegen, die in der Zeit der Osterferien dem Frühling bis dahin entgegengereist waren. Am Brenner lag noch der Schnee, der erste, den ich in diesem Winter aus der Nähe zu Gesicht bekam. An den waldigen Hängen neben der weifs aufschäumenden Sill braust der Schnellzug bergab in das winterkahle Thal von Innsbruck, dann über Kufstein auf die Hochebene hinaus. Im Abendnebel tauchen die Frauentürme von München auf. Viel zu langsam für mein Empfinden umfährt der Zug im Bogen die Stadt, endlich rollt er in die wohlbekannte Halle ein. Dort drinnen ist für mich nichts wahrzunehmen von dem Rollen der ein- und ausfahrenden Züge, von dem Gedränge der Reisenden, von den Gepäckkarren und dem Zuruf der Beamten; ich sehe nur zwei liebe Gestalten, die in freudigster Erregung meiner harren, — Weib und Kind. Marios Abschiedswünsche waren in Erfüllung gegangen.





Karte von
JAVA UND SUMATRA
Maßstab 1:10.000.000
0 50 100 200 300 400 500
Kilometer
Reiseroute des Prof. Giesenhagen vom 14. August 1899 bis 1. März 1900.
SÜD-CHINESISCHES MEER
JAVA-SEE
SÜD-DEUTSCHLAND
im Größenmaßstab der Hauptkarte
Darmstadt
Karlsruhe
Nürnberg
Straßbg.
Stuttgart
München
Basel
105° Östl. Länge v. Greenw.

